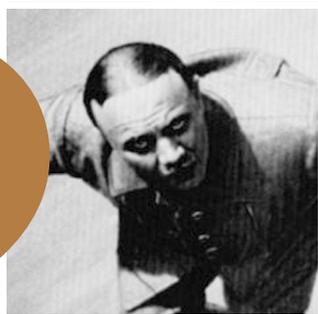
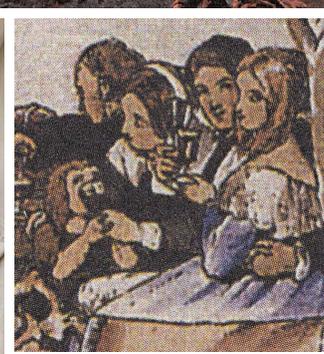
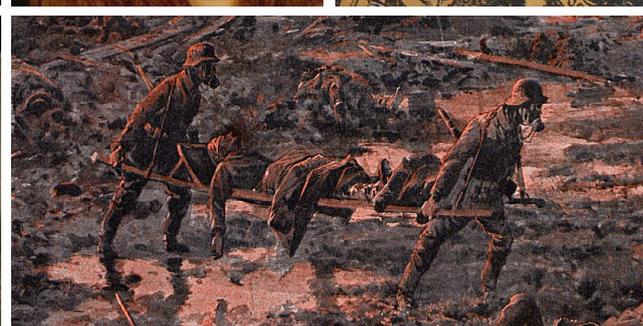
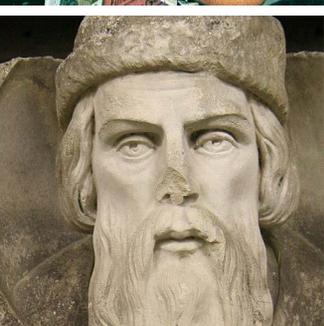
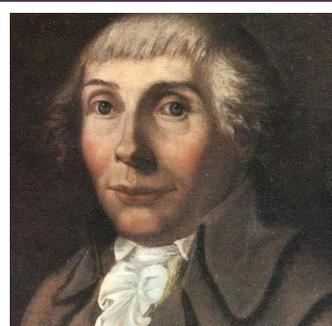
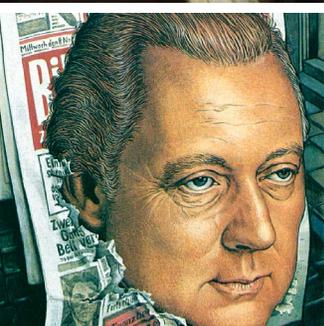


Anno 18



Das Magazin
der Medienjubiläen

Institut für Kommunikationswissenschaft
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg





* Nur so viel macht der monatliche Beitrag zur Absicherung Deiner beruflichen Perspektive als junger Journalist im Bayerischen Journalisten-Verband aus. Dafür erhältst Du Zugriff auf ein professionelles Netzwerk von Berufskolleginnen und -kollegen, ein qualifiziertes Fortbildungsangebot, vielfältige Hilfe vom Mentoring bis zur Rechtsberatung sowie Kontakt und Austausch mit Gleichgesinnten. **Solidarität ist machbar – BJV**

Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 7000 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Unsere Mitglieder arbeiten an Tageszeitungen und bei Zeitschriften, in Online-Redaktionen, bei Hörfunk und Fernsehen, als Festangestellte oder freie Journalisten. Nähere Informationen erfährst Du unter www.bjv.de

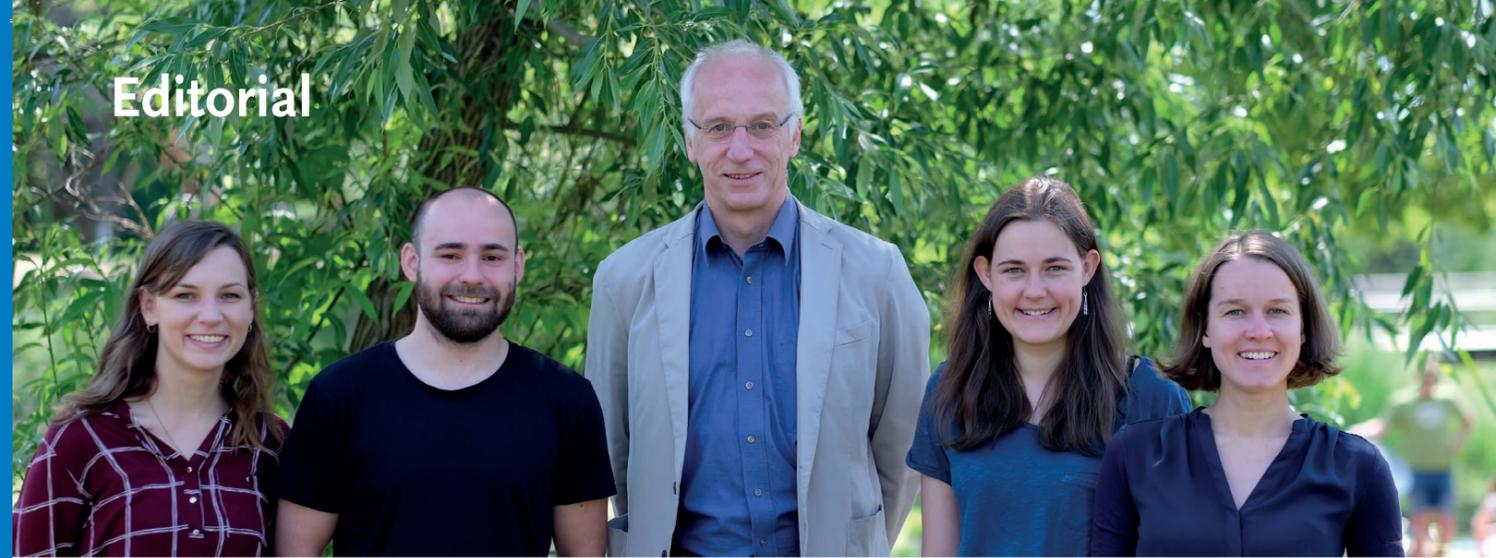


Bayerischer Journalisten-Verband e.V.

[facebook.com/bjvde](https://www.facebook.com/bjvde) twitter.com/bjvde

Die Stimme der Journalisten in Bayern

Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser,

der Geburtstag des größten, weißbärtigsten, welterklärtesten Sohn Triers jährt sich zum 200. Mal. Der Beginn des längsten und für Jahrhunderte verheerendsten Krieges auf deutschem Boden liegt genau 400 Jahre zurück, das Ende des dann noch größeren „Großen Krieges“ und jener „großen Zeit, die“, wie Karl Kraus schon 1914 schrieb, „ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt; und die wir, weil im Bereich organischen Wachstums derlei Verwandlung nicht möglich ist, lieber als eine dicke Zeit und wahrlich auch schwere Zeit ansprechen wollen“, ist gerade 100 Jahre her. Und vor 50 Jahren gab es Sit-Ins und Love & Peace.

Karl Marx, Dreißigjähriger Krieg, Erster Weltkrieg, Studentenbewegung und der Geist von 68 – dieser Jahrestage wird 2018 allenthalben gedacht. So freilich auch in unserem Heft.

Wir wären aber nicht *Anno*, wenn es hier nicht auch ganz andere Jubiläen zu entdecken gäbe. Mehr als 120 sind es in dieser sechsten Ausgabe unseres „Magazins der Medienjubiläen“. Von A wie *Akte X* bis Z wie *Led Zeppelin* deklinieren wir das Alphabet durch; von Kaiser Nero bis zum Computerspiel *Doom* geht die Zeitreise, wie stets in

25-Jahresschritten zurück in die Vergangenheit. Herzlich lade ich Sie ein mitzureisen, zu blättern, zu schmökern. Und herzlich bedanke ich mich bei den vielen Autorinnen und Autoren, bei der Ludwig-Delp-Stiftung, die auch diesmal wieder unser Hauptförderer ist, unseren Anzeigenkunden, meinem kleinen Kernteam für die große Arbeit – und bei Ihnen, dem treuen *Anno*-Publikum.

Falls Sie sich über etwas besonders freuen, falls Sie gar etwas ärgert oder wenn Sie Anregungen haben für *Anno 19*, Themenideen etwa, die wir unbedingt aufnehmen sollten, dann schreiben Sie mir doch.

Dem eingangs zitierten Karl Kraus übrigens, dem Meister langer Sätze und bös-treffender Zeitkritik, werden Sie auf den nächsten gut 170 Seiten auch begegnen können. Seine *Letzten Tage der Menschheit* sind hundert Jahre alt, und das wollen wir freilich nicht „gar net erst ignorieren“, sondern gebührend würdigen.

Ein kurzer Satz noch ohne Verb: Viel erbauliches Vergnügen!

Ihr

Markus Behmer

Impressum

Herausgeber: Prof. Dr. Markus Behmer
Institut für Kommunikationswissenschaft
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
An der Weberei 5
96047 Bamberg
Tel. 0951-863-2217
markus.behmer@uni-bamberg.de

Chefredakteur: Markus Behmer (v.i.S.d.P.)
Chefin vom Dienst: Vera Katzenberger
Schlussredaktion: Markus Behmer, Vera Katzenberger
Leitung Layout/Grafik: Louise Zenker

Facebook-Redaktion: Christina Hümmer, Steven Gold

Druck: Safner Druck und Verlags GmbH, Priesendorf
ISSN: 2196-0364

Erscheinungsdatum: 15.06.2018
Auflage: 1.300

Anno wird großzügig gefördert von der Ludwig-Delp-Stiftung.



Ludwig-Delp-Stiftung

Titelbild: v.l.n.r.: Markus Behmer; TJ Townsend; rbb Presse & Information; Kristine Dovima/CC BY-NC 2.0/Flickr; Schedelsche Weltchronik (1493); Filmausschnitt/DEFA Stiftung Berlin; Thomas T./CC BY-SA 2.0/Flickr; Library of Congress; Friedrich Georg Weitsch (1789); Theresa Briselat; Filmausschnitt/Bride of Frankenstein (1935); Spiegel Cover Nr 1/Jhr. 22; Image Cover/6. September 1992; Wilhelm Schulz (1918); Jastrow/Wikimedia; Karl Franz Jacob Heinrich Schumann (1791); Martin 37/CC-BY-SA-4.0/Wikimedia; Hans W. Schmidt (1918)/Illustrirte Zeitung; Randy Tarampi/Unsplash; Library of Congress/Keating, Maureen/LC-DIG-ppmsca-38881; Johann Fredrich Matthäi (1819); Marie-Lan Nguyen; John Callcott Horsley (1843); Library of Congress; Theresa Briselat

Gruppenfoto: v.l.n.r.: Christina Hümmer, Steven Gold, Markus Behmer, Louise Zenker, Vera Katzenberger; Foto: Philipp Laurer



Abb.: Schedelsche Weltchronik Stadtansicht Bamberg 1493

Das fränkische Rom Anno 1493

Obere Pfarre und Dom, Altenburg und Michaelsberg – alles war schon da im Stadtporträt Bambergs in der *Schedelschen Weltchronik* (S. 154f.); alles steht noch heute, 525 Jahre später. Würzburg dagegen ging unter im Feuersturm des Zweiten Weltkriegs, sieht heute ganz anders aus als zu Zeiten des Kupferstechers Matthäus Merian (S. 150f.).

Viele unsere Jubilare in *Anno 18* haben noch Bestand, sind Klassiker – andere sind lange vergessen. Zeit, an Menschen wie Amelia Bloomer (S. 130f.) und Lida Gustava Heymann (S. 60f.), Edlef Köppen (S. 102) und Ben Witter (S. 25) zu erinnern.

„Wer zählt die Länder, nennt die Namen / Die gastlich hier zusammenkamen.“ Was Friedrich von Schiller in den *Kranichen des Ibykus* dichterisch reimte – uns ist es prosaisches Motto: Viele Namen nennen wir, auf dass Sie sich gastlich willkommen geheißen fühlen auf den bunten Seiten unseres Magazins der Medienjubiläen.

Editorial / Impressum	3	Upton Sinclair	40	1918	70	Mao Zedong	97	1818	124	1668	145
Kunst und Kommunikation	6	Gerhart Eisler	41	Ende des Ersten Weltkriegs	70	Journalisten in der Literatur III:		Stille Nacht, Heilige Nacht	124	Johann Peter von Ludewig	145
1993	12	Enid Blyton	42	Journalisten in der Literatur II:		Maupassants Bel Ami	98	Heinrich Campe	125	1618	146
Privat-TV	12	Romano Guardini	43	Letzte Tage der Menschheit	72	Walter Ulbricht	99	Frederick Douglass	126	30-jähriger Krieg	146
Akte X	13	Musikstars I	44	Der Untertan	73	Die Frau	100	Karl Marx	128	Rorschacher Monatsschrift	148
Focus	14	Kontraste	46	Medienpolitik in Bayern	74	Dorothy Parker	101	Amelia Bloomer	130	1593	150
Postleitzahlen	16	Filmstars II	47	Novemberrevolution in Bamberg	76	Edlef Köppen	102	Frankenstein	132	Matthäus Merian	150
BISS und Hinz & Kunzt	17	1943	50	Manfred von Richthofen	78	Erik Reger	102	Emily Brontë und ihre		1568	152
Doom	18	Kriegsereignisse	50	Thilo Bode/		Daniel Spitzer	103	Wuthering Heights	133	Fugger-Zeitungen	152
Software	20	Weißerose	52	Lothar Günther Buchheim	79	Filmstars V	104	1793	135	1493	154
Eduard Rhein	22	Nationalkomitee	54	Helmut Schmidt	80	Ernst Toller	108	Optische Telegrafie	135	Schedelsche Weltchronik	154
Hans Sachs	24	Soldatensender	55	Victor Adler	82	1868	110	Karl Philipp Moritz	136	1468	156
William L. Shirer	24	Friedrich Hussong	56	Karl-Eduard von Schnitzler	83	Ludwig I.	110	1743	140	Johannes Gutenberg	156
Ben Witter	25	Journalisten in der Literatur I:		Hans Abich/Robert Lochner/		Dietrich Eckart	111	1768	138	1418	158
Filmstars I	26	Tabucchis Erklärt Pereira	57	Max H. Rehbein	84	Gaston Leroux	112	Johann Joachim Winckelmann	138	Konstanzer Konzil	158
1968	30	László Bíró	58	John H. Johnson	85	Theodor Wolff	114	1718	142	868	159
Anti-Springer-Proteste	30	Der kleine Prinz	59	Nelson Mandela	86	1843	116	Michael Wening	142	Diamant-Sutra	159
Martin Luther King Jr.	33	Anita Augspurg/		Alexander Solschenizyn	88	Ada Lovelace	116	1693	144	68	160
Club of Rome	34	Lida Heymann	60	Louis Leitz	89	Weihnachtspost	117	The Ladies Mercury	144	Kaiser Nero	160
Humanae Vitae	35	Helene Stöcker	62	Claude Debussy	90	Faxgerät	117				
Peter-Ernst Eiffe	36	Ludwig Goldstein	63	Leonard Bernstein	91	Leipziger Illustrierte Zeitung	118				
Juri Gagarin	37	Musikstars II	64	Filmstars IV	92	Edvard Grieg	121				
Klaus Arnold	38	Filmstars III	66	Ferdinand Braun	94	Samuel Hahnemann	122				
Richard Lewinsohn	38	1893	96	1893	96						
Walther Kiaulehn	39	Anton Betz	96	Louise Straus-Ernst	96						

Kunst und Kommunikation

Längst bevor es moderne Massenmedien gab, gab es Botschaftsträger. In Nordafrika, in Australien, in beiden Amerikas, in Nordspanien oder, wie hier, in der Höhle von Chauvet an der südfranzösischen Ardeche; überall, wo in grauer Vorzeit Menschen lebten, finden sich Zeugnisse ihrer Ausdruckskraft, mystische Mitteilungen auch an uns Nachgeborene ...





... Wände als Mittler von Mitteilungen. Graffiti sind heute allgegenwärtig, oft hässlich, meist bunt, gelegentlich große Kunst. In George Town, der Hauptstadt der Insel Penang in Malaysia kombinieren Street-Artists Malerei, Strichzeichnungen und Alltagsgegenstände zu einem faszinierenden Potpourri ...

Foto: Theresa Briselat



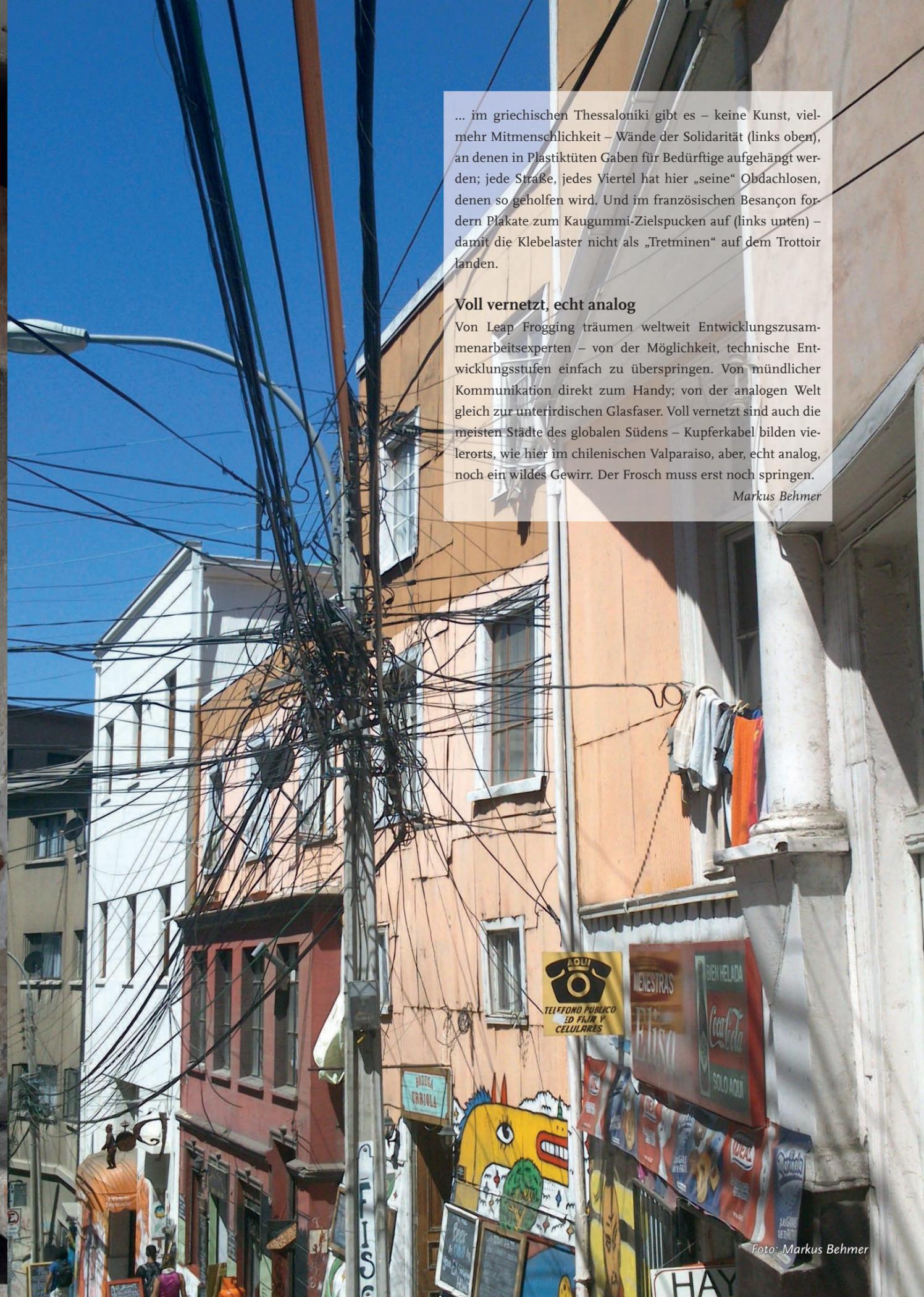
Foto: Valerie Behmer



Foto: Vera Katzenberger



Foto: Theresa Briselat



... im griechischen Thessaloniki gibt es – keine Kunst, vielmehr Mitmenschlichkeit – Wände der Solidarität (links oben), an denen in Plastiktüten Gaben für Bedürftige aufgehängt werden; jede Straße, jedes Viertel hat hier „seine“ Obdachlosen, denen so geholfen wird. Und im französischen Besançon fordern Plakate zum Kaugummi-Zielspucken auf (links unten) – damit die Klebelaster nicht als „Tretminen“ auf dem Trottoir landen.

Voll vernetzt, echt analog

Von Leap Frogging träumen weltweit Entwicklungszusammenarbeitsexperten – von der Möglichkeit, technische Entwicklungsstufen einfach zu überspringen. Von mündlicher Kommunikation direkt zum Handy; von der analogen Welt gleich zur unterirdischen Glasfaser. Voll vernetzt sind auch die meisten Städte des globalen Südens – Kupferkabel bilden vielerorts, wie hier im chilenischen Valparaiso, aber, echt analog, noch ein wildes Gewirr. Der Frosch muss erst noch springen.

Markus Behmer

Foto: Markus Behmer

1993

Von Infotainment bis Jugendkult

RTL2, VOX und VIVA sind allen deutschen Fernsehzuschauern ein Begriff. Doch wie haben diese Sender einst angefangen? Heute erinnert sich kaum einer daran, dass VOX einst gestartet wurde, um das Niveau der Privaten auf das der Öffentlich-Rechtlichen zu heben.

VOX sollte für Qualität stehen, RTL2 der Jugendsender schlechthin werden. Heute sind es eher Scripted Reality-Formate und Reisereportagen oder die VIVA-Charts, die uns bei diesen Kanälen in den Sinn kommen. Nun feiern sie ihr 25-jähriges Jubiläum. Doch bis zu ihrer Geburtsstunde war es ein weiter Weg.

Man stelle sich vor, es ist Samstagabend, die Familie sitzt gemeinsam vor dem Fernseher und man entscheidet sich zwischen ARD, ZDF oder dem jeweils zuständigen dritten Programm. Heute kaum denkbar, bis 1984 aber durchaus das normale Bild in deutschen Wohnzimmern. Während in den USA bereits 1941 der erste private Sender sein Programm ausstrahlen durfte, musste man in Deutschland darauf noch über 40 Jahre warten.

Erst 1981 wurde durch das „3. Rundfunkurteil“ des Bundesverfassungsgerichts der Weg frei für ein duales Rundfunksystem, bestehend aus öffentlich-rechtlichen und privaten Sendern. Die Karlsruher Richter urteilten unter anderem, dass die gesetzlich vorgeschriebene Meinungsvielfalt nicht zwingend von einem einzelnen Sender aufgewiesen werden müsse, wie es bei den Öffentlich-Rechtlichen der Fall war, sondern dass auch eine Vielfalt an Sendern zu einer Pluralität der Meinungen führen könne. In der Folge drängten immer mehr darauf, einen privaten Rundfunk in Deutschland zu installieren. Ein Wunsch, der paradoxerweise vom Publikum selbst nur bedingt geteilt wurde. So gaben 50 Prozent der Befragten in einer repräsentativen Umfrage zu Zeiten des öffentlich-rechtlichen Monopols an, dass sie mit der derzeitigen Situation zufrieden seien und keine weiteren Sender benötigen würden.

Doch die Evolution des Rundfunks war nicht mehr zu stoppen. Schließlich ist es Jürgen Doetz, Geschäftsführer der PKS (Programmgesellschaft für Kabel- und Satellitenrundfunk), später umbenannt in Sat1, der am 1. Oktober 1984 die Zuschauer mit folgenden Worten begrüßt: „Meine sehr verehrten Damen und Herren, in diesem Moment sind Sie Zeuge des Starts des ersten privaten Fernsehveranstalters in der Bundesrepublik

Deutschland.“ Am darauffolgenden Tag nimmt auch RTL plus den Sendebetrieb auf. Schnell wächst nun die Zahl der Sender; sie differenzieren sich dabei zunehmend in sogenannte Spartenprogramme aus, die sich nur noch auf ein bestimmtes Programmsegment oder eine klar umrissene Zielgruppe fokussieren. Mit VOX soll 1993 ein Infotainment-Kanal geschaffen werden, der durch die Verbindung von Nachrichten und Unterhaltung endlich auch das private Fernsehen auf ein intellektuelleres Niveau hebt. Grund dafür war der von Beginn an bestehende Ruf der privaten Sender, besonders niveaulos auf Quotenfang zu gehen. Kaum eine Sendung stand so bezeichnend dafür, wie Hugo Egon Balders 1990 gestartetes RTL-Format *Tutti Frutti* mit viel nackten Brüsten und wenig klarem Konzept. Trotz aller moralischer Kritik war die Show über drei Jahre lang erfolgreich.

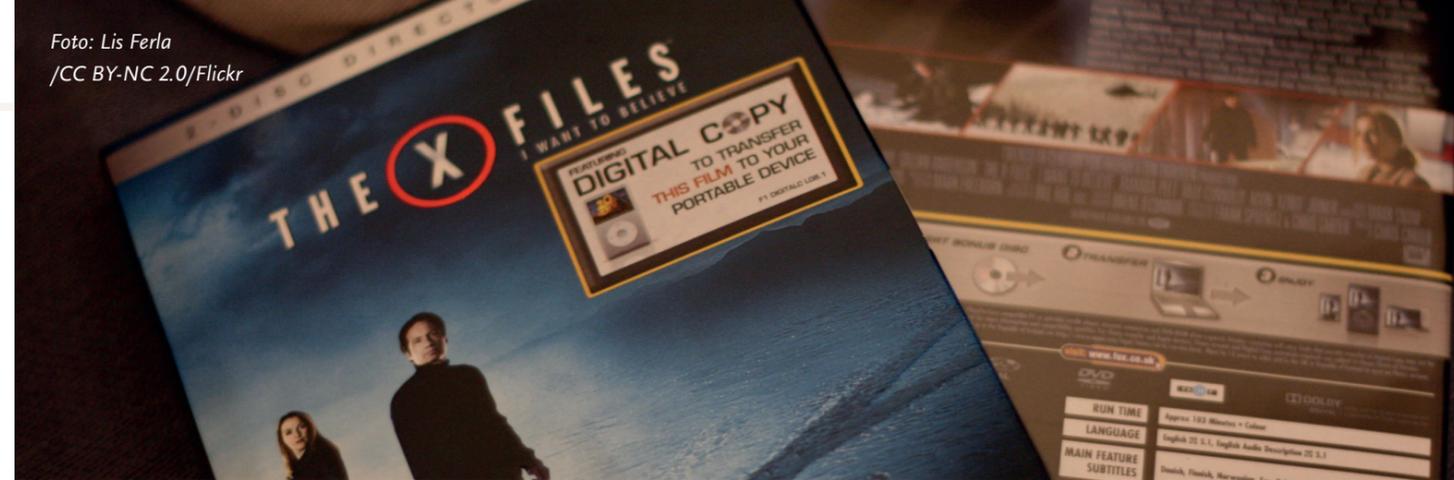
RTL2 dagegen war nicht als klassischer Spartensender gedacht. Es sollte wie Sat1 oder RTL ein Vollprogramm ausstrahlen, das aber auf ein junges Publikum ausgerichtet sein sollte. Besonders deutlich wird dieses Konzept an den *RTL2 News*, die von Anfang an bis heute jeden Abend ausgestrahlt werden und auf ihrer Homepage noch immer angeben, Nachrichten von jungen Menschen für junge Menschen zu produzieren. VIVA soll der in die Jahre gekommenen Hitparade durch modernes Musikfernsehen Konkurrenz machen.

Möglichst frisch, möglichst unangepasst: So könnte man die Anfangsjahre der drei künftigen TV-Größen wohl beschreiben. Heute sind VOX, RTL2 und VIVA längst etablierte Bestandteile der Fernsehlandschaft.

Nach dem Start der Sender 1993 fragte *Zeit*-Redakteur Frank Thomsen „Zappen – Wohin?“ Damals waren es rund 30 Sender, die im Kabel zur Auswahl standen. 2016 sind es schon beinahe 400. Der Markt wächst weiter und weiter. Und mittendrin bahnt sich bereits die nächste TV-Revolution an. Denn wie einst die Privaten sind es jetzt Streaming-Dienste und Pay-TV, die in die heimischen Wohnzimmer und längst auch auf mobile Geräte drängen.

Steven Gold

Foto: Lis Ferla
/CC BY-NC 2.0/Flickr



Die Wahrheit ist niemals genug

1993 öffnet der amerikanische TV-Sender Fox die *X-Akten*. Was vor 25 Jahren als vermeintliches Nischenprogramm seinen Anfang nimmt, wächst sich rasch zu einem popkulturellen Beben aus: Bis heute verfolgen weltweit Millionen von Fans *The X-Files*.

Jenseits der Wirklichkeit unseres Daseins lauert eine bedrohliche Welt voller Rätsel und Gefahren: Menschen gehen durch Wände oder verändern plötzlich ihre Gestalt. Winzige Parasiten schlüpfen in Gehirne und treiben ihre Wirte in den Selbstmord. Statt Dracula treibt derweil ein Ritualmörder sein Unwesen, der die Lebern seiner Opfer verzehrt. All dies durchzieht wie ein roter Faden eine weltweite Verschwörung, bei der korrupte Politiker mit böserartigen Außerirdischen gemeinsame Sache machen. Natürlich steht dabei nicht weniger als die Zukunft der gesamten Menschheit auf dem Spiel.

Jeder dieser mysteriösen Fälle füllt eine der namensgebenden *X-Akten*, mit denen sich Dana Scully (Gillian Anderson) und Fox Mulder (David Duchovny) in mehr als 200 Folgen abplagen dürfen. Das FBI-Ermittlerteam könnte kaum unterschiedlicher sein: Während Scully den Dingen streng wissenschaftlich auf den Grund gehen will, hängt Mulder von Anfang an allerlei Verschwörungstheorien an. Es knistert also auf der intellektuellen wie emotionalen Ebene recht häufig zwischen den beiden Figuren. Hinzu kommt eine nicht nur unterschwellige erotische Spannung, die bis 2002 für Herzklopfen beim Publikum sorgt. Allenfalls unterbrochen von einem eher verhalten aufgenommenen Kinofilm (2008) folgt eine 14 Jahre andauernde Durststrecke, ehe Scully und Mulder 2016 den Weg zurück auf den Fernsehbildschirm finden.

Kaum eine Serie hat das Mystery-Genre so nachhaltig beeinflusst wie *Akte X*. Serienhits wie *Buffy – Im Bann der Dämonen* (1997) oder *Lost* (2004) stehen ebenso unter ihrem Einfluss wie die Kult-Computerspielreihe *Deus Ex* (2000). Dementsprechend groß ist die Zahl der Spuren, die *Akte X* in der modernen Popkultur hinterlassen hat. Mulder und Scully absolvieren etwa 1997 einen vielbeachteten Auftritt als Cartoon-Figuren bei den *Simpsons* – natürlich gesprochen von Duchovny und Anderson. In *Star Trek: Deep Space Nine* tauchen plötzlich die Zeitreise-Agenten Dulmer und Lucsly auf – die Buchstaben ihrer Namen ergeben „Mulder“ und „Scully“. Selbst *Breaking Bad* steckt voller Anspielungen und zeigt eine Zigarettenmarke, ein

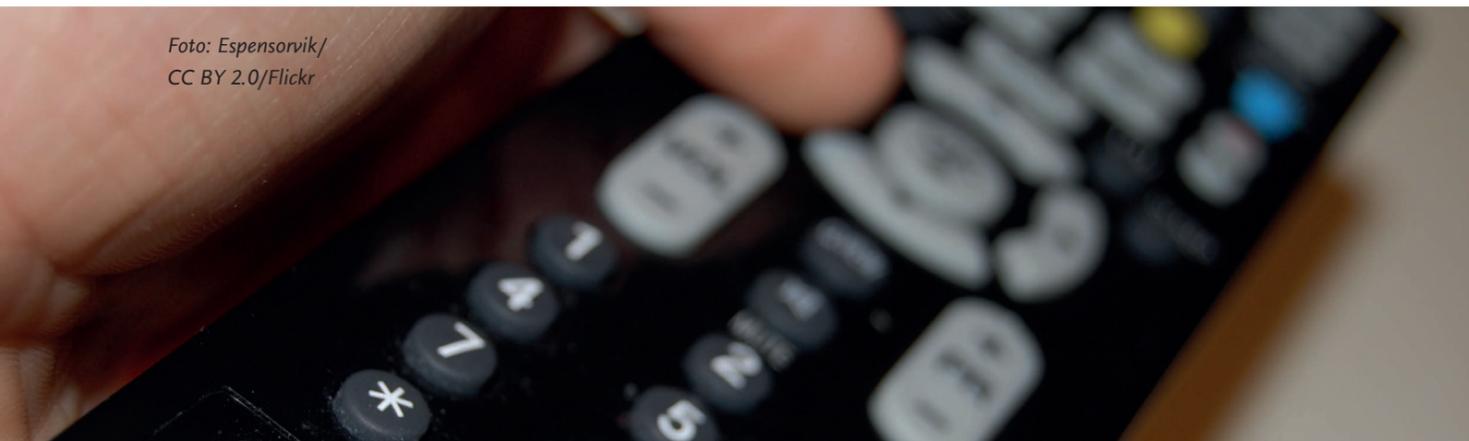
Bankunternehmen und eine Autovermietung, die es eigentlich nur in *Akte X* gibt.

Paradoxerweise verdankt die oft düstere Serie ihre Existenz zumindest indirekt dem für seine Familienfreundlichkeit bekannten Disney-Konzern. In den frühen 1990er-Jahren beschäftigt er eine Vielzahl von Autoren, die Drehbücher für eher seichte Komödienkost produzieren. Einer von Ihnen ist der aus Kalifornien stammende Chris Carter, der keine Lust mehr auf die heile Welt hat. Ihn fasziniert das damals aktuelle Gerücht, dass Millionen von Amerikanern von Aliens entführt worden seien. Diese krude Theorie vermischt er mit der Atmosphäre des rund 20 Jahre zurückliegenden Watergate-Skandals, der ein schockierendes Ausmaß an Korruption in der US-Politik offenbart hatte. Außerdem orientiert sich Carter an der heute weitgehend vergessenen Horror-Serie *Kolchak: The Night Stalker* (1974), in der es ein Zeitungsreporter mit übernatürlichen Mächten aufnehmen muss. Aus dieser Mischung braut er 1992 das Drehbuch für die Pilotfolge von *Akte X*, die ein Jahr später auf Sendung geht.

Mulder und Scully beschreibt Carter als Mischung aus jenem Glaube und jener Skepsis, die in vielen Menschen schlummert: „Sie sind gleichwertige Teile meines Wunsches, an etwas zu glauben und meiner Unfähigkeit, an etwas zu glauben.“ Da ist es nur konsequent, dass Fox Mulder in einer Schlüsselszene der Serie erklärt: „Ich wünsche es mir so sehr an eine Wahrheit zu glauben, die hinter unserer eigenen liegt.“ Tief in den *X-Akten* ist also ein uraltes philosophisches Problem vergraben, das die Menschheit seit Jahrtausenden beschäftigt. Die uns umgebenden Wahrheiten sind mitunter dünn und brüchig, die tatsächliche Wirklichkeit oft unklar. Da passt es ins Bild, dass der mit Abstand meistverkaufte Fanartikel zur Serie ein Poster aus Mulders Büro ist. Es zeigt das verwehte Foto eines UFOs. Die Aufschrift darunter: „I want to believe“. Alexander Godulla

Dr. Alexander Godulla ist Professor für Empirische Kommunikations- und Medienforschung an der Universität Leipzig.

Foto: Espensorvik/
CC BY 2.0/Flickr



Medieninnovation – oder Gulaschmagazin?

Viele Versuche, ein Konkurrenzblatt zum *Spiegel* zu etablieren, sind gescheitert. *Focus*, ein Nachrichtenmagazin neuen Typs, war erfolgreich. Die Vernetzung von Bild, Text und Grafik hat später manche Nachahmer gefunden.

Kein Medienbereich unterliegt so sehr dem Wandel wie der Zeitschriftenmarkt. Zeitschriften kommen und gehen – manche bringen es nur auf wenige Ausgaben, sogar Eintagsfliegen sind nicht selten. Insofern verdient ein 25. Geburtstag hier schon besondere Beachtung. Am 18. Januar 1993 erschien, gezählt als Nr. 3 des Jahrgangs, die erste Ausgabe von *Focus*. „Das moderne Nachrichtenmagazin“, wie sich das Blatt im Untertitel nannte, war nach kurzer Zeit ausverkauft. Eine geschickte Öffentlichkeitsarbeit und viele Vorabberichte über die monatelange redaktionelle Vorbereitungszeit für die „Zugmieze“ – so der Tarnname in der Testphase – lockten zahlreiche Interessenten an die Kioske. Mehr als fünfzig Versuche hatte es vorher gegeben, eine Konkurrenz zum *Spiegel* aufzubauen, und alle waren gescheitert. Würde es diesmal gelingen?

Focus versus *Spiegel* – das klingt wie eine Neuaufgabe des Kampfes David gegen Goliath. Doch der Vergleich dieser publizitätsträchtigen Zweikämpfe hinkt: Hinter diesem David steht mit dem Burda Verlag einer der größten deutschen Medienkonzerne, eine schlagkräftige Truppe also. Mag *Der Spiegel* ein gepanzerter Riese sein – der Herausforderer verfügt nicht nur über eine Steinschleuder in der Hirtentasche. Und Helmut Markwort, der Impulsgeber und erste Chefredakteur, ist nicht nur ein journalistischer Hans Dampf, sondern auch ein erfahrener Blattmacher.

„Focus“ heißt Brennpunkt. Welche Welt-Sicht wird hier gebündelt? Der erste Eindruck: Die *Focus*-Welt ist farbig, ja bunt – manchmal so grellbunt, dass das Auge des Betrachters sogar eine Werbeseite in Schwarzweiß als Erholungsort ansehen mag. Zweiter Eindruck: Diese Zeit-Schrift lebt vom Zeit-Bild;

Optik, Fotografie und Typografie dominieren. Dritter Eindruck: Die Welt ist übersichtlich. Rigide Reduktion von Komplexität, würde der Systemtheoretiker sagen. Ein bevorzugtes Reduktionsmittel sind die farbigen Infografiken. Auf einen Blick zeigen sie die Preisausschläge an der Londoner Metallbörse, die Sympathiewerte des Kanzlers, die Staatsschulden im internationalen Vergleich. Die Grafiken haben eine Entsprechung im Text: in den Hitlisten. Da werden nicht nur die Buch- und Kino-Bestseller gereiht, sondern auch die zehn höchstverschuldeten Städte, die acht Spitzenreiter der Herrenkosmetik und die zehn „Top-Havarien“ von Öltankern.

Trotz der raschen Verkaufserfolge gab es kritische Leserresonanz. „Gulaschmagazin“, so das knappe Urteil des Lesers Siegfried Wagner. Und Leser Peter Mayer stellte fest: „Brauchte ich bisher für das bekannte ‚Nordlicht-Magazin‘ etwa zwei Tage, um einen gewissen Grad an Uninformiertheit zu er-

reichen, so schaffte ich es bei Ihrem schlanken Blatt in zwei Stunden ...“ Andere Medien reagierten teilweise hämisch: „Konkurrenz Schweinchenrosa“ (*Süddeutsche Zeitung*), „Nachrichten garniert mit Schnickschnack“ (*MedienKritik*), „Focus ist wie gedrucktes TV“ (*Abendzeitung München*). In der Tat erinnerte das Layout an das Fernsehen. Aber als erstes mit digitaler Logik erstelltes Printmedium ist die neue Zeitschrift auch von der Ästhetik des Computers geprägt. Die Vernetzung von Bild, Text und Grafik war damals noch neu, das Internet ein unbekannter Planet. Später wurde sie von vielen anderen Medien nachgeahmt.

Die erste Ausgabe hatte manche Mängel: Die Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis stimmten teilweise nicht überein mit



Die Nr. 1 wurde als Nr. 3 gezählt: *Focus*-Erstausgabe vom 18.01.1993.

denen im Heft. Die Titelgeschichte erklärte den ehemaligen Außenminister Genscher zum Favoriten für die Nachfolge des amtierenden Bundespräsidenten Weizsäcker – eine Spekulation, die sich bald als heiße Luft herausstellen sollte. Ironischerweise zeigte die Jubiläumsnummer zum 25-jährigen Bestehen wieder einen Bundespräsidenten – mit Frank-Walter Steinmeier diesmal den richtigen.

Das Konzept des neuen Magazins wird schon zu Beginn deutlich. Es verbindet Infotainment, die Kombination von Information und Unterhaltung, mit Servotainment, einer modischen Variante des guten alten Ratgeberjournalismus. Damit wird zum einen ein Grundgesetz der antiken Poetik aufgegriffen – „prodesse et delectare“, „nützen und erfreuen“ forderte schon Horaz. Der Privatgelehrte Kaspar Stieler hat dieses Programm am Ende des 17. Jahrhunderts in seiner heute noch lesenswerten Schrift *Zeitungs Lust und Nutz* erläutert. Zum anderen ergänzen, ja ersetzen die Medien teilweise die klassischen Institutionen der Wertevermittlung und sozialen Orientierung, die immer mehr an Einfluss verloren haben. Besondere Akzente setzte das neue Magazin in den Themenfeldern Forschung und Technik sowie Gesundheit und Lebenshilfe. Schon im Februar 1993 startete eine große Medizinserie mit einem Ranking der „besten Ärzte Deutschlands“, die später mehrfach fortgesetzt wurde. *Focus* liefert allerdings kaum tiefgründige Analysen, sondern beschränkt sich weitgehend auf „Fakten, Fakten, Fakten“ (so der eigene Werbeslogan). Insgesamt wird ein eher optimistisches Weltbild auf Basis eines liberal-konservativen Mainstreams vermittelt.

Focus hat weniger als Fressfeind des *Spiegel* Erfolg gehabt als vielmehr ganz neue Lesergruppen erschlossen. Am Ende des ersten Erscheinungsjahres lag die verkaufte Auflage bei knapp einer halben Million. Von 1998 bis 2008 wurden jeweils mehr als 700.000 Exemplare pro Jahr verkauft. Dann ging die Auflage wie bei vielen anderen Printmedien deutlich zurück. Ende 2017 verzeichnet die Vertriebsstatistik knapp 426.000 verkaufte

Exemplare. Zum Vergleich: *Der Spiegel* hat im letzten Jahrzehnt ebenfalls an Auflage eingebüßt – allerdings von einem viel höheren Niveau, das 2009 noch bei über einer Million verkaufter Exemplare lag (Ende 2017: knapp 731.000 Exemplare). Wie andere Verlage hat auch Burda seine neue Marke für weitere Aktivitäten genutzt: *Focus Online* und *Focus TV* sind seit 1996 im Netz beziehungsweise auf Sendung, *Focus Money*, *Focus Schule* (bis 2013) und *Focus Gesundheit* erscheinen als eigene Special-Interest-Zeitschriften. Schon die erste Ärzte-Serie ist auch als Ratgeberbuch herausgekommen (*Die 1000 besten*

Ärzte, München 1993). Und seit 2004 erscheint ein *Focus-Jahrbuch* zur Werbe-, Markt- und Mediaforschung. Der gleichnamige Autotyp von Ford hat allerdings nichts mit dem neuen Verlagsprodukt zu tun.

Bis 2010 war Helmut Markwort alleiniger Chefredakteur. Danach gaben sich immer neue Redaktionsleiter die Klinke in die Hand. Mehr journalistische Relevanz hieß die Devise. Die Startmannschaft bestand überwiegend aus jungen und unbekannteren Journalisten. Da – im Unterschied zum *Spiegel* – die Artikel nicht anonym erschienen, konnten sie sich einen Namen machen. Manche von ihnen haben später in anderen Medien reüssiert. Klaus Brinkbäumer, ein Mitglied der Gründungsredaktion, ist inzwischen Chefredakteur des *Spiegel*. Auch dort werden nach dem Vorbild von *Focus* die Beiträge längst namentlich gezeichnet.

Das in München gestartete neue Nachrichtenmagazin, dessen Redaktion vor einigen Jahren nach Berlin übersiedelt ist, hatte von Beginn an deutlich weniger Redakteure als die Hamburger Konkurrenz. Inzwischen ist die Zentralredaktion weiter geschrumpft und die Korrespondentenbüros im Inland sind geschlossen. Sicherlich erklärt auch dies, dass dem Blatt relativ wenig Scoops gelungen sind. Die Aufdeckung der Manipulation von Krebsstudien bei einem angesehenen Molekularmediziner 1997, die Widerlegung einer Mordunterstellung im sächsischen Sebnitz und die Aufdeckung der gefälschten Interviews von Tom Kummer im *SZ-Magazin* im Jahr 2000, die Enthüllung einer Korruptionsaffäre bei VW 2005, die Exklusivberichte über Dopingverdacht bei Radprofi Jan Ullrich 2007, schließlich die



Gleich 25 Cover präsentierte die Jubiläumsausgabe vom 13.01.2018.

Berichterstattung über die Steueraffäre von Hoeneß und den Kunstschatz von Gurlitt – das waren wohl die markantesten Ergebnisse investigativer Recherchen. Die Zeitschrift ist dann und wann auch selbst in den Fokus der Kritik geraten: Ein Wirtschaftsredakteur geriet ins Zwielflicht, weil er in der Rubrik „Geldanlage“ Fonds empfohlen hatte, an denen er selbst beteiligt war. Ein weiteres Beispiel aus jüngerer Zeit: Das Titelbild über die sexuellen Übergriffe in der Silvesternacht 2015/16 vor dem Kölner Hauptbahnhof zeigte Handabdrücke in schwarzer Farbe auf einer nackten weißen Frau. In einem Shitstorm wurde der Redaktion Rassismus vorgeworfen. Beim Presserat

gingen zahlreiche Beschwerden ein, die jedoch abgewiesen wurden. „Deutschland braucht kein zweites Nachrichtenmagazin“ – diese Parole stand beim Start von Focus in mannshohen Großbuchstaben auf der Mauer des Nymphenburger Schlossparks. Viele Leser waren und sind offenbar anderer Meinung. Für künftige Mentalitätsforscher dürfte das Blatt eine wichtige Quelle sein für die Signaturen unserer Zeit. *Walter Hömberg*

Dr. Walter Hömberg war vor seiner Emeritierung Professor für Journalistik an den Universitäten Bamberg und Eichstätt. Er lehrt seit langem als Gastprofessor an der Universität Wien.

Deutschland wird postalisch eins

Vor 25 Jahren werden die Postleitzahlen im wiedervereinigten Deutschland fünfstellig.

„Um null Uhr am 1. Juli 1993 bricht ein neues Postzeitalter an“, tönt eine Stimme aus dem Off. Und Rolf, eine riesige gelbe Hand, singt: „Na dann: Post Neujahr!“ So kündigt die Deutsche Post die Einführung des fünfstelligen Postleitzahlensystems an. Erstmals eingeführt werden Postleitzahlen in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs. Grund dafür ist das hohe Aufkommen an Feldpost und -päckchen. Nach der Teilung Deutschlands findet in DDR und BRD ein Wechsel zu jeweils eignen vierstelligen Postleitzahlensystemen statt. Problematisch wird es allerdings, als die beiden Postleitzahlensysteme nach der Wiedervereinigung nicht mehr nur nebeneinander, sondern miteinander existieren sollen: Mehr als 800 Städte in Ost- und Westdeutschland haben plötzlich die gleichen Codes. So kommen Briefe für Max Mustermann in Hannover bei einem ganz anderen Max Mustermann in Magdeburg an.

Eine Lösung muss her. Also entschließt der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Post, Dr. Klaus Zumwinkel, im Oktober 1991 ein komplett neues, fünfstelliges System zu entwickeln: „Das neue System wird für die Kunden einfacher, übersichtlicher und verwechslungssicher, der Postbetrieb wird zuverlässiger, rationaler und schneller.“ Mehrere Jahre tüftelt man an dem neuen System und holt dazu auch die Erfahrung anderer Länder ein.

Am 1. Juli 1993 ist es schließlich so weit, die fünfstelligen Postleitzahlen werden implementiert: Die ersten beiden

Ziffern zeigen die genaue geografische Zuordnung an, die letzten drei ordnen zu, wo der Empfänger wohnt und ob es sich um ein Postfach oder einen Großkunden handelt. Der damalige Postminister Wolfgang Bötsch schwärmt: Deutschland werde „postalisch jetzt eins.“ Doch sind längst nicht alle so glücklich wie der CSU-Politiker. Viele Menschen in Deutschland sind erzürnt und haben Angst, sich die neue Postleitzahl nicht merken zu können. Nicht nur, dass die alte, liebgelebte Postleitzahl hergegeben werden muss, für die Leute in und um Dresden beginnt die neue Postleitzahl auch noch mit einer Null. Unternehmen beklagen den administrativen Aufwand, der mit der Umstellung von Adressverteilern und -datenbanken verbunden ist. Es ist die Rede von „Amtswillkür“ und „Postleitzahlen“ und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schreibt: „Das Wort Chaos hat fünf Stellen“.

Um das neue System populär zu machen, startet die Post eine groß angelegte Marketingkampagne. Ihr Aushängeschild ist Rolf, eine riesige, gelbe Zeichentrick-Hand. Sechs bekannte Regisseure, darunter Vicco von Bülow (Loriot), entwickelten Werbespots. Zudem wird die Einführung der fünfstelligen Postleitzahl von der RTL-Fernsehshow *Die Post geht ab!* begleitet. Und so kommt es, dass Deutschland sich doch noch mit dem neuen System abfindet.

Ob es nun an Rolf und seinem flotten Rap „hip hop Postleitzahlen – fünf ist Trümpf“ lag? Wer weiß ... *Stina Öden*



„Bloß kein Jammerblatt“

Im Oktober 1993 wird die erste Ausgabe der *BISS* auf den Münchener Straßen verkauft. Zwei Wochen später, Anfang November, wird in Hamburg das erste Exemplar der *Hinz & Kunzt* gedruckt. So feiern in diesem Jahr zwei außergewöhnliche Magazine Jubiläum.

BISS – das steht für Bürger in sozialen Schwierigkeiten – und *Hinz & Kunzt* sind Straßenzeitungen. Hergestellt von professionellen Redaktionen, werden die Zeitungen von Obdachlosen, Langzeitarbeitslosen und anderen bedürftigen Menschen verkauft. In München sind es rund 100 Verkäufer und in Hamburg sogar über 500. Von den 2,20 Euro, die die Zeitungen kosten, behalten die Verkäufer jeweils 1,10 Euro. Ursprünglich kommt die Idee der Straßenzeitung aus den USA. Mit der *BISS* erschien die erste deutsche Variante. Heute gibt es um die 30 ähnliche Projekte bundesweit.

Hilfe zur Selbsthilfe

Entstanden ist die *BISS* aus einem Interessenkreis von Journalisten, Sozialarbeitern, Layoutern, Kirchenleuten zusammen mit Obdachlosen. Sie alle wollten Menschen, die in punkto Arbeit von der Gesellschaft aufgegeben wurden, eine Perspektive schaffen. Mit der Zeit fanden sich immer mehr Unterstützer, sodass schließlich die erste deutsche Straßenzeitung gedruckt wurde.

Ganz ähnlich entstanden ist *Hinz & Kunzt* – aus einer kleinen Gruppe von Obdachlosen und Journalisten. Dabei war ihnen wichtig, kein mitleidheischendes Magazin zu machen, sondern eine peppige und realistische Zeitung. Ein Obdachloser drückte das so aus: „Macht bloß kein Jammerblatt! Soll etwa einer, der ein offenes Bein hat, was verkaufen, wo einer drauf ist, der ein offenes Bein hat?“ Nach dem Londoner Vorbild *Big Issue* wurde so *Hinz & Kunzt* geschaffen – heute eine Institution in Hamburg.

Professionelle Journalisten, Fotografen und Grafiker sind heute die Macher der beiden Straßenzeitungen. 38.000 Exemplare verkauft das Münchner Team Monat für Monat, ihre Hamburger Kollegen sogar bis zu 70.000 Stück.

Die *BISS*-Verkäufer haben auch die Möglichkeit, im Rahmen einer Schreibwerkstatt selbst Texte zu schreiben. Diese Berichte

vom Alltag, erlebte aber auch fiktive Geschichten, werden auf vier Seiten abgedruckt. Inhalte der *BISS* sind in erster Linie soziale Themen. Hinter beiden Projekten steckt jedoch viel mehr als das, was der Leser sieht. Es geht nämlich vor allem darum, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Die Verkäufer verdienen nicht nur Geld, sondern strukturieren durch den Verkauf auch

ihren Tag, sie haben die Möglichkeit, Kontakte zu ihren Kunden zu knüpfen. Der Gedanke dahinter ist, das Selbstwertgefühl der Menschen zu stärken und ihnen so schrittweise den Austritt aus Isolation, Armut und Ausgrenzung zu ermöglichen.

Zusätzlich dient der Redaktionsraum bei *Hinz & Kunzt* auch als soziale Anlaufstelle für die Verkäufer. Hier können sie sich bei einem Kaffee aufwärmen, über ihre Sorgen sprechen oder sich einfach mit Kollegen austauschen. Den Verkäufern stehen zudem eine Kleiderkammer, eine Dusche und ein Computer zur Verfügung und jeden Mittag gibt es eine Essenausgabe. Es werden Skatrunden, Sommerfeste, Weihnachtsfeiern, Ausflüge und Sportgruppen organisiert. Außerdem

helfen Sozialarbeiter bei Suchtproblemen, Geldsorgen und der Suche nach einer Wohnung. Auch *BISS* hat den Anspruch, die Verkäufer zu unterstützen: Sie hilft bei der Entschuldung und Gesundheitsproblemen oder stellt beim Erstbezug einer Wohnung ein wenig Geld für die Einrichtung zur Verfügung.

Beide Einrichtungen verstehen sich als Lobby von gesellschaftlich benachteiligten Menschen. Durch Diskussionsrunden und Vorträge in Schulen wird aufgeklärt und sensibilisiert. Das soziale Klima in der Stadt soll durch den Zeitungsverkauf gefördert, Berührungsängste abgebaut werden. Auch Stadtführungen werden angeboten, von ehemaligen Obdachlosen. Wer also demnächst in Hamburg oder München ist, könnte die Gelegenheit nutzen und die Stadt einmal ganz anders erleben. *Stina Öden*



BISS ist eine der ältesten deutschen Obdachlosenzeitschriften.

„Knee-Deep in the Dead – knietief in Leichen!“

Mit dieser programmatischen Kapitelüberschrift lud der Ego-Shooter *Doom* vor 25 Jahren erstmals zum Schützenfest auf dem Mars – mit Zombies als Zielscheiben. Bei Videospiele beschleunigte es den 3D-Trend, bei Eltern eher die Entstehung von Sorgenfalten.



Abb.: id Software/Screenshots: Holger Kellermann

Kurz vor Ende des ersten Kapitels: Nach einem Scharmützel mit Zombies und Imps wadet der *Doom* Marine knietief durch Leichen. Die 3D-Grafik revolutionierte damals die Spielewelt, heute versprüht sie durch ihren Pixel-Look eher Retro-Charme.

Das Jahr 1993: Die digitale Spielewelt ist noch eine Scheibe, auf der liebenswerte Comic-Figuren wie Super Mario oder Sonic der Igel um die Wette hüpfen. Gespielt wird meist auf Konsolen von Nintendo und Sega – der Schwanengesang auf einst erfolgreiche Heimcomputer wie den C 64 und Atari ST klingt noch leise nach. Nur hier und da schälen sich bereits dreidimensionale Strukturen aus den zweidimensionalen Pixeltepeten. Die potenten und teuren PCs etablieren sich zwar langsam in Privathaushalten, als Spielmaschinen nehmen sie jedoch noch eine Außenseiterrolle ein.

In dieses Ökosystem der elektronischen Unterhaltung schlägt *Doom* im Dezember 1993 ein wie einst die Aga-Kröte in Australien: Der Ego-Shooter überrollt mit seiner blitzschnellen Spielmechanik in realistisch wirkenden 3D-Kulissen etablierte Genres und Technologien. Das finstere Setting vermengt Motive aus Science-Fiction (*Alien*), Horror/Splatter (*Tanz der Teufel 2*) und Dämonenkult (*Dungeons & Dragons*) zu einer subkulturellen Pastiche. Die Story? Nebensächlich, aber ein Potpourri dieser Einflüsse: Als Soldat auf einer Mars-Station bekämpft der Spieler die Horden der Hölle, die nach einem gescheiterten Experiment aus einem Dimensionsspalt drängen. Die Entwickler senden mit Technik, Thema und der drastischen Gewaltdarstellung eine klare Botschaft: Der PC ist eine leistungsstarke Spielmaschine für Erwachsene! Vor allem bei den Anhängern der damaligen Tech- und Nerd-Kultur trifft der texanische Hersteller id Software damit einen Nerv. Aber auch darüber hinaus entwickelt sich *Doom* zum Pop-Phänomen.

Der offensichtlichste Grund: *Doom* machte einen technischen Quantensprung innerhalb des relativ jungen Mediums. Zwar hatten viele Spielehersteller zuvor mit 3D-Welten aus der

Ich-Perspektive experimentiert – Atari veröffentlichte bereits 1980 die Kampfsimulation *Battlezone*, Origin Systems kam *Doom* mit *Ultima Underworld* (1992) nur ein Jahr zuvor. Auf ihre jeweilige Weise scheiterten solche Vorgänger im Geiste technisch jedoch an den Gegebenheiten ihrer Zeit. Erst dem damals 22-jährigen Programmierwunderkind John Carmack aus Kansas gelang es, heute noch gängige Basistechnologien glaubwürdig und performant auf damalige PCs zu bringen. So bot *Doom* erstmals eine plastisch ausgestaltete 3D-Welt, deren Mängel im Vergleich zu ihren Stärken nebensächlich genug waren, dass die „suspension of disbelief“ durchgängig griff. Diese technische Perfektion gepaart mit einem wahnwitzig hohen Spieltempo und einem treibenden Soundtrack zog Millionen Menschen weltweit in eine Trance-artige Immersion. Tausende Spieler erlebten nach dem Erstkontakt mit *Doom* dasselbe Dauerfeuer ihrer hyperaktivierten Synapsen: Noch mit geschlossenen Augen und im Schlaf sprinteten und kämpften sie sich durch die endlosen Höllenlabyrinth.

Viraler Vertrieb, geniales Gameplay

Auch das Vertriebsmodell dürfte die epidemische Ausbreitung von *Doom* begünstigt haben: id Software hatte das Erste von drei Kapiteln („Knee-Deep in the Dead“) als sogenannte Shareware kostenlos veröffentlicht. Jeder durfte *Doom* also nicht nur ausgiebig anspielen, sondern auch Kopien davon verteilen. Die damalige Internetgemeinde leistete ebenfalls ihren Beitrag: Am 10. Dezember 1993, kurz nach Mitternacht lud id Software die nur zwei MByte große Installationsdatei auf einen öffentlichen Server der Universität von Wisconsin. Zehntausend Fans versuchten bereits in den ersten Minuten *Doom*

herunterzuladen, das Netzwerk brach zunächst unter der Last zusammen. Letztlich klappte die Initialzündung doch: Weltweit gingen innerhalb weniger Tage Hunderttausende *Doom*-Kopien an Unis, in Kantinen und auf Schulhöfen von Hand zu Hand. Wer Kapitel zwei („The Shores of Hell“) und drei („Inferno“) spielen wollte, musste allerdings bezahlen: Bis zu 100.000 Dollar täglich spülte *Doom* als Shareware in die Kassen, zwei bis drei Millionen Exemplare sollen in den ersten zwei Jahren verkauft worden sein.

Jenseits des audiovisuellen Reizes hatten Technik-Guru John Carmack und Spiel-Designer John Romero – in den Folgejahren auch als McCartney und Lennon der Gamer-Szene geadelt – eine gratifikationsstarke Spielmechanik ausgeklügelt, die als „easy to learn, hard to master“ gilt; sie folgt einem simplen Schere-Stein-Papier-Prinzip: „Zombie-Soldaten“ reagieren etwa allergisch aufs Schrotgewehr, der widerliche „Pinky Demon“ rennt dank Kamikaze-Taktik bereitwillig ins Sägeblatt der ikonischen Kettensäge. Zwischendurch muss der Spieler auf seinem Weg zum Level-Ende blitzschnell zwischen „fight and flight“-Taktiken wechseln, vor allem das sogenannte „Strafen“, eine seitliche Ausweich- und Angriffsbewegung, stellt sich schnell als Schlüssel zum Erfolg heraus. Die ausgeklügelte Mechanik legte zusammen mit dem damals revolutionären Netzwerkmodus den Grundstein für spätere Phänomene wie LAN-Parties und Online-Gaming: Firmen wie Intel oder auch Forschungseinrichtungen berichteten von Produktivitätsausfällen, weil die Angestellten mit- und gegeneinander *Doom* spielten.

In den Folgejahren erschienen Portierungen für nahezu alle gängigen Videospieleplattformen. Mit *Doom II – Hell on Earth* (1994) sorgte id Software zudem für schnellen Nachschub, um

den Hype zu befeuern. Die Strategie ging auf: *Doom* entwickelte sich zu einer der zugkräftigsten und bekanntesten Marken der Branche; es folgten Bücher, Brettspiele, Comics, ein großer Kinofilm. Erst 2004 erschien *Doom III*, der vorerst letzte „echte“ Teil, bevor die Reihe mit *Doom* (2016) einen Reboot erfuhr. Bis heute konnte id Software etwa zehn Millionen Exemplare der verschiedenen *Doom*-Inkarnationen verkaufen.

Ist *Doom* also eine reine Erfolgsgeschichte? Nein! Bereits 1992 hatte in den USA eine Debatte über Gewalt in Videospiele begonnen. Das berühmte Prügelspiel *Mortal Kombat* war im Juli desselben Jahres erschienen und löste bei Eltern und Politikern Entsetzen und organisierten Widerstand aus. Es zeichneten sich die ersten Wachstumsschmerzen einer Branche ab, die in den 1970er und 1980er Jahren Unterhaltung für Kinder produziert hatte, deren Zielgruppe mittlerweile aber auch aus jungen Erwachsenen bestand. Am 9. Dezember 1993, einen Tag, bevor *Doom* erschien, gab Senator Joe Lieberman nach einer von ihm forcierten Anhörung bekannt, dass die Spieleindustrie binnen Jahresfrist ein Alterskontrollsystem etablieren müsse. Als *Doom* 1994 auch in Deutschland offiziell über einen Verlag erschien, wurde es von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften wegen überbordender Gewaltdarstellung stante pede indiziert.

Das schwärzeste Kapitel begann fünf Jahre später: Eric Harris und Dylan Klebold, die Schützen des Schulmassakers in Columbine, sollen *Doom* gespielt und sich von der Bildschirmgewalt inspiriert haben lassen. Auch andere Amokschützen sollen von der Bildschirmgewalt des Ego-Shooters beeinflusst gewesen sein. Doch das ist ein eigenes, trauriges und diffiziles Kapitel der Mediengeschichte, das in *Anno 24* ausgiebig beleuchtet werden muss.

Holger Kellermann



Software, die die Welt verändert

Sie verhalfen dem Internet und der CD-ROM zum Durchbruch, und machten uns alle zu digitalen Druckereien: Vier Programme, die vor 25 Jahren entwickelt wurden, haben unsere Medienwelt bis heute nachhaltig geprägt.

Siegeszug der Silberscheiben

Nach ein paar lockeren Trainingsflügen wird es ernst: Ich steige in meinen X-Wing und nehme Kurs auf den Sternenerstörer „Devastator“. Nur dank höchster Zielgenauigkeit und geschickten Ausweichmanövern gelingt es mir nach zahlreichen Runden schließlich, das riesige Raumschiff zu zerstören – es löst sich in einer filmreifen, atemberaubenden Explosion im Weltall auf.

Rebel Assault war eines der ersten Spiele, die nur auf CD-ROM erschienen. Es nutzte die Möglichkeiten des neuen Speichermediums nicht nur technisch aus, sondern führte sie dem Spieler mit opulenter Grafik vor Augen. Die Zwischensequenzen waren großteils direkt aus den *Star Wars*-Filmen entnommen, und auch die Spielgrafik war für damals nah am Kinoerlebnis. Gemeinsam mit dem ebenfalls 1993 erschienenen *Grusel-Adventure 7th Guest*, eine Art interaktiver Spielfilm mit Rätsелеlementen, stellt es damit die Killerapplikation für die neue Technologie dar. Die beiden Spiele verkauften sich eineinhalb beziehungsweise zwei Millionen Mal und verhalfen so der Hardware und dem Speichermedium CD-ROM zum Durchbruch.

Alles so schön bunt hier

Eine ähnliche Bedeutung hat der Browser NCSA Mosaic für das World Wide Web. Obwohl er nicht der erste Browser war,

gilt er als der Meilenstein, der 1993 zur Popularisierung des Internets führte. Während sich Webseiten zuvor als eine digitale Bleiwüste präsentierten, zu denen nur Technik-Nerds Zugang fanden, war Mosaic leicht zu installieren und hübschte das Web auf, indem er Text und Bilder zusammen anzeigte.

Lange währte der Siegeszug des Browsers nicht, denn schon ein Jahr später stieg einer der Entwickler des NCSA-Teams aus und gründete die Firma Netscape. Sie entwickelte unter dem Codewort Mozilla den Netscape Navigator, der sich in kurzer Zeit zum führenden Webbrowser Mitte der neunziger Jahre durchsetzen konnte. Zwei der heute gebräuchlichsten Browser haben ihn beerbt: Der Internet Explorer von Microsoft und der Firefox von Mozilla stehen in direkter Nachfolge des Mosaic-Browsers. Nomen est omen: „Mozilla“ ist ein Kofferwort aus den Begriffen „mosaic killer“.

Digitale Druckpresse

Egal, ob Sie das *Anno*-Heft gerade auf Papier oder in digitaler Form lesen, auf dem Weg zur Druckerei oder zu Ihrem Computer ist es als PDF unterwegs gewesen. Das „Portable Document Format“ – kurz: PDF – sorgt seit 25 Jahren dafür, dass ein Dokument auf jedem Gerät, auf jedem Betriebssystem gleich aussieht und das unabhängig davon, mit welchem Programm es erstellt wurde.

Zwei clevere Entscheidungen halfen, dass sich das PDF als Standard durchsetzen und bis heute halten konnte. Nachdem Adobe ein Jahr lang versucht hatte, den Acrobat Reader für 50 Dollar zu verkaufen, entschied man sich 1994, das Betrachtungsprogramm von nun an zu verschenken. Der mutige Schritt nach dem „Follow the Free“-Prinzip führte zu einer raschen Verbreitung des Programms. 2008 gab Adobe das

PDF-Format an die Internationale Organisation für Normung (ISO) ab, die sich seither um die Weiterentwicklung des ISO-Standards kümmert. Seither hat sich der PDF/A-Standard für die Langzeitarchivierung von Dokumenten etabliert – PDFs werden uns dadurch wohl noch lange erhalten bleiben.

Florian Mayer

Das erste „echte“ Windows

Es sind die scheinbar kleinen Ereignisse, die oft besonders lange Schatten in die Zukunft werfen. Das gilt auch für die Veröffentlichung von Microsofts Betriebssystem Windows NT 3.1 im Juli 1993. Es entstand aus einer gescheiterten Kooperation zwischen IBM und Microsoft, die bereits in den 1980ern gemeinsam an einem „Unix-Killer“ namens OS/2 gearbeitet hatten. Wegen Differenzen der beiden IT-Riesen über die Ausrichtung des Projektes verabschiedete sich Microsoft aus der Partnerschaft und entwickelte, abgeleitet von OS/2-Konzepten, Windows New Technology, abgekürzt NT.

Im Gegensatz zu Windows 95/98/ME basierte „New

Technology“ nicht mehr auf dem 16-Bit-Methusalem MS-DOS. Es konnte deshalb alte Zöpfe aus den Tagen der PC-Ursuppe kappen und den Sprung in die Computer-Neuzeit vollziehen: Erstmals bot Windows eine echte 32-Bit-Umgebung, ein modernes Mehrbenutzerkonzept, robusten Netzwerkcode sowie Unterstützung für mehrere CPUs. Ursprünglich für Profianwender entwickelt, verkaufte sich Windows NT 3.1 lediglich 300.000 Mal im ersten Jahr; es sollte sich jedoch weniger als Sprinter denn als Marathonläufer bewähren. Windows NT 3.1 war im Kern nämlich besser für die kommende Digitalisierung und Vernetzung gerüstet als der DOS-Zweig der Familie.

Bereits der Ururenkel Windows XP (NT 5.1) richtete sich an Profi- und Heimanwender und verkaufte sich circa eine Milliarde Mal, Anfang der 2000er Jahre wagten Millionen Menschen weltweit damit erstmals den Sprung ins Multimedia- und Internetzeitalter. Aktuell tragen Windows 7 (NT 6.1) und Windows 10 (NT 10) das Erbgut des NT-Nukleus in sich und verlängern dessen Schattenwurf in eine unbestimmte Zukunft.

Holger Kellermann

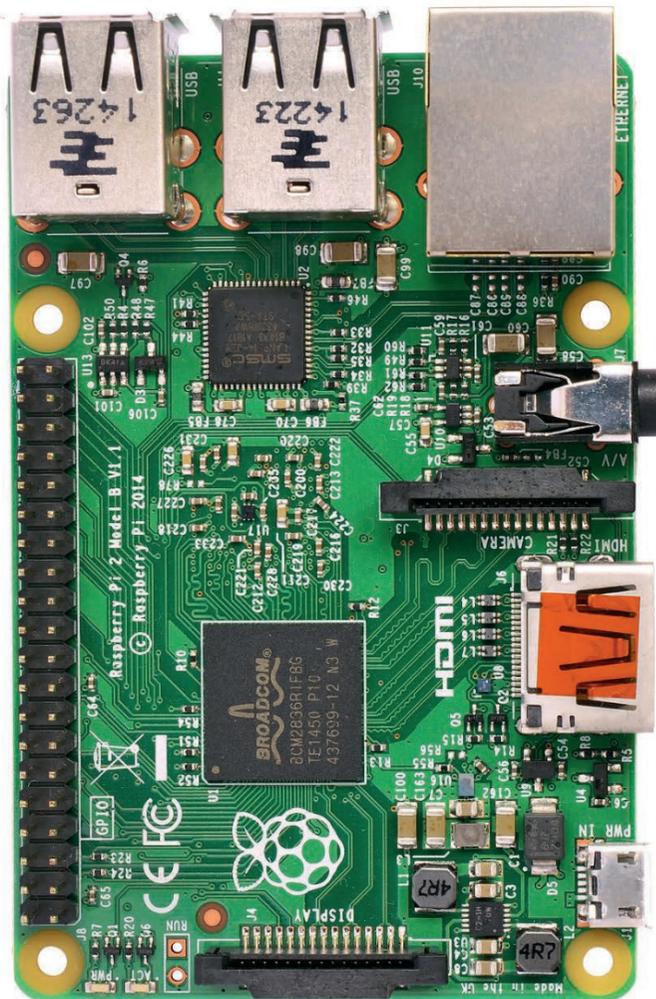


Abb.: Multicherry/CC BY-SA 4.0/Wikimedia

Was heute vor allem bei Computerspielen diskutiert wird, war vor 25 Jahren beim TV schon eine große Debatte wie das *stern*-Titelbild illustriert. 70 Fernsehmerde jeden Tag, Nachrichten noch nicht einmal inbegriffen.

Abb.: *stern*, 7. Januar 1993



Millionen erreicht, Millionen erworben

Er schrieb wissenschaftliche Bücher und Roman-Bestseller, regierte Europas größte Rundfunk- und Fernsehzeitschrift, machte einen Igel zum Comic-Star und wurde mit einer Erfindung steinreich: Vor 25 Jahren starb Eduard Rhein.

Eduard Rhein liebte feine Adressen mit Ausblick und Geschichte. In Königswinter hineingeboren ins familieneigene „Hotel Vater Rhein“, bezog er in Berlin die frühere Villa von Fritz Lang, residierte in Hamburg an der Außenalster, kaufte in Antibes das Anwesen eines belgischen Königs und lebte zuletzt an der Promenade de la Croisette in einer vom Innenarchitekten des Weißen Hauses gestylten Wohnung.

Fühlte sich so ein *Jahrhundertmann*, wie Rhein seine Autobiografie betitelte, als Glückskind des Lebens? Natürlich sei er stolz, erzählte er auf seiner Terrasse in Cannes und schaute von oben herab über die in der Bucht blitzenden Yachten, auf alles, was er erreicht hat. „Denn ich habe mein ganzes Leben lang sehr schwer gearbeitet. Das alles ist mir nicht zugeflogen.“

Dass er so wurde wie er war, rechnete er auch einem Leiden zu. Seine Migräne sei so heftig gewesen, dass er oft nur unter Tränen arbeiten konnte. Und auch, dass er stets so perfektionistisch ans Werk gegangen ist, war für ihn eine Folge dieser Krankheit: „Migräniker sind dafür bekannt, dass sie oft bienenfleißig, peinlich genau, manchmal auch Kleinigkeits-Krämer sind.“

Wegen der Migräne hat Eduard Rhein seinen Traum einer Musiker-Karriere begraben. Stattdessen studiert er gleich nach dem Ersten Weltkrieg in Sachsen Elektrotechnik und Physik und geht als junger Ingenieur 1923 nach Berlin. Den Stadtplan der Hauptstadt hat er, typisch Rhein, längst auswendig gelernt: „Ich wollte genau wissen, wie ich von da nach dort komme. ohne in den Plan zu gucken.“

Vom Stehgeiger zum Elektrounternehmer

In der brodelnden Reichshauptstadt arbeitet er zunächst bei einer kleinen Elektrofirma. Als die kurz darauf Pleite ist – „trotz meiner genialischen Mitarbeit“ – verdient er im Hotel Eden als Stehgeiger etwas Geld, verfasst erste Artikel für Fachzeitschriften, kommt bei der AEG unter und wird Referent im Zentralverband der elektrotechnischen Industrie.

Seit Oktober 1923 gibt es regelmäßige Rundfunksendungen. Das neue Medium fasziniert ihn sofort. Eduard Rhein hat sein Lebensthema gefunden und widmet 1927 das erste vieler wissenschaftlicher Bücher der Normung im Rundfunk. Der Ullstein-Verlag heuert ihn für die neue Radio-Zeitschrift *Sieben Tage* an. Rhein arbeitet Tür an Tür mit der Redakteurs-Kollegin Vicki Baum, die gerade ihren später weltberühmten Roman *Menschen im Hotel* schreibt.

1933 wird Hitler Reichskanzler. Der liberale Ullstein-Verlag ist den Nationalsozialisten besonders verhasst. Nach und nach

werden viele Mitarbeiter, wie auch Vicki Baum, aus dem in „Deutscher Verlag“ umbenannten Unternehmen vertrieben. Eduard Rhein nimmt das zwar mit „furchtbarem Erschrecken“ wahr, aber da er nie über politische Dinge geschrieben habe, „sondern über biologische Sachverhalte, über medizinische Themen, über Rundfunktechnik konnte ich nicht anecken, und ich bin auch nie angeeckt.“

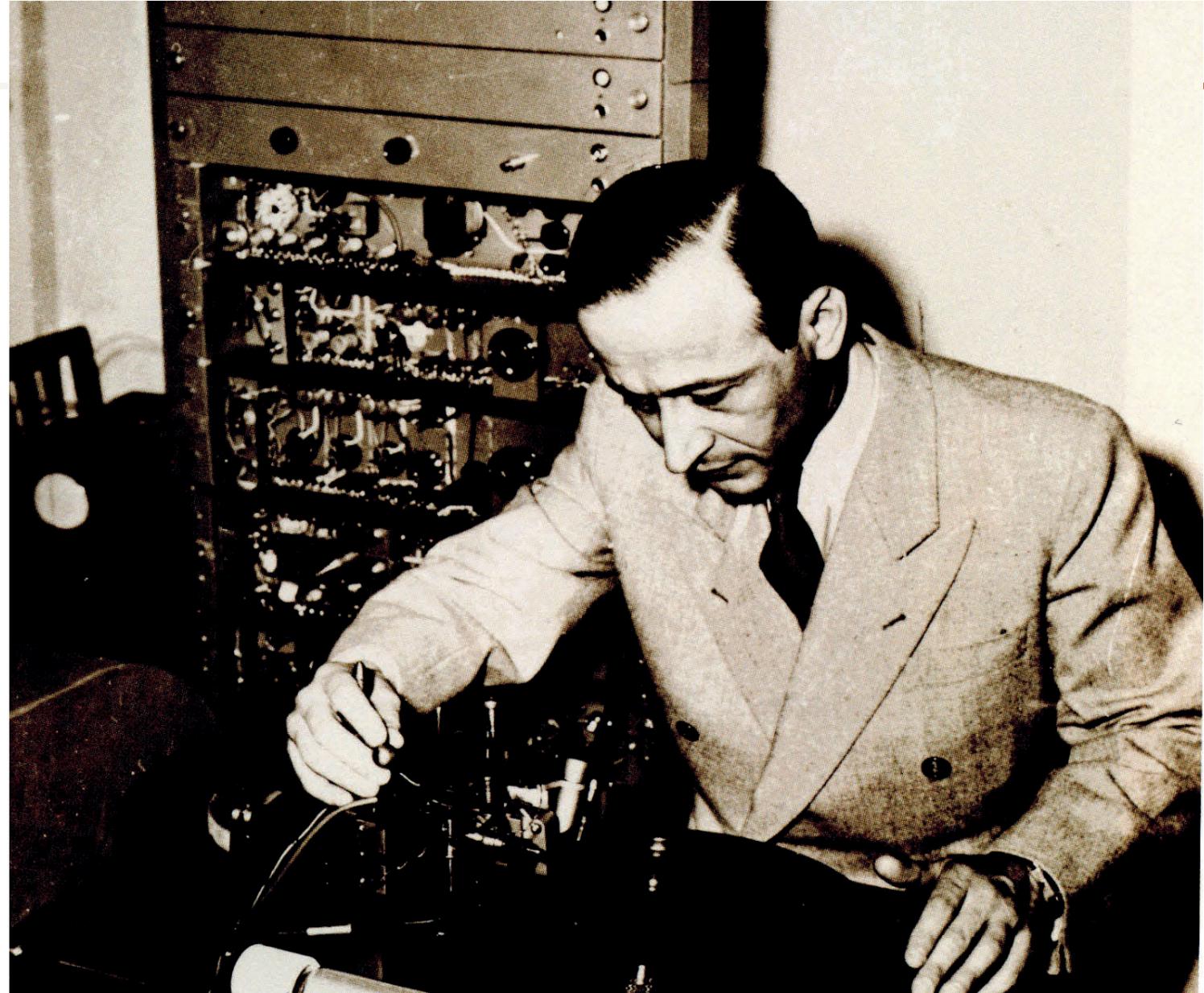
Soldat werden muss er auch nicht, er ist „uk“ gestellt – unabhörmlich, wohl weniger als Journalist, vielmehr als Erfinder. 1942 konstruiert Rhein den „Schnellstarter“ fürs Radio, der die Aufwärmphase der Rundfunkgeräte verkürzt, und 1944 entwickelt er ein Flak-Radargerät.

Der Techniktüftler wird Blattmacher

Kaum ist der Krieg vorbei, meldet sich aus Hamburg ein gewisser Axel Springer, der eine Lizenz der britischen Besatzungsregierung für eine Rundfunk-Zeitschrift hat, aber keinen Chefredakteur. Eduard Rhein hat beste Beziehungen, das gewünschte Knowhow, gilt als politisch unbelastet und darf loslegen. *Radio-Post* soll das neue Blatt heißen. Viel zu langweilig, findet Rhein und setzt einen Titel mit Ausrufezeichen durch. Im Dezember 1946 erscheint die erste Ausgabe der *Hör zu!*. Eduard Rhein wird die Programm-Illustrierte bis 1964 als charismatischer – für seine Mitarbeiter bisweilen auch anstrengend selbstherrlicher – Chefredakteur zu einer Auflagenhöhe von über vier Millionen führen.

Die publizistische Macht nutzt er, um „als unermüdlicher Quälgeist“ Industrie, Handel und Politik zu technischem Fortschritt zu drängen. Eine Herzensangelegenheit ist ihm die Einführung der Ultrakurzwellen. Er propagiert den UKW-Slogan „Welle der Freude“. Als das Fernsehen kommt, heißt der erste amtlich angemeldete Gebührenzahler natürlich Eduard Rhein. Für das neue Massen-Medium mahnt der *Hör zu!*-Chef bei Industrie und Senderverantwortlichen die strikte Einhaltung der Bildschirm-Normen an, indem er die Story von den „abgeschnittenen Köpfen“ ebenso in Umlauf bringt wie den unermüdlich traktierten Begriff der „Schleichwerbung“.

Publikumswirksam ist eine Comic-Serie mit einem frechen Igel. Den taufte Eduard Rhein Mecki, weil er übers Programm meckern soll. Ein Markenzeichen der *Hör zu!* sind zudem die Fortsetzungsromane. Als ihn einer seiner Autoren hängen lässt, schreibt der Chef kurzerhand selbst die erste Folge der neuen Serie, deren Geschichte er ohnehin konzipiert hatte. Als Verfasser von insgesamt 18 Romanen legt er sich das Pseudonym Hans Ulrich Horster und weitere Tarnnamen zu. Später keimende Zweifel an Rheins wirklicher Urheberschaft



Chefredakteur und Tüftler: Der studierte Physiker und Elektrotechniker Eduard Rhein feiert sowohl mit seinen Erfindungen als auch seiner Zeitschrift *Hör zu!* Erfolge.
Foto: Eduard-Rhein-Stiftung

lässt der Presse-Grande an seinem überlebensgroßen Denkmal abperlen. Als Bestseller-Autor und als „König der Chefredakteure“ darf er sich unangreifbar fühlen. Umso härter trifft es ihn, als ihm von Axel Springer „mein Instrument *Hör zu!* urplötzlich aus den Händen geschlagen“ wird, wie Rhein seinen unfreiwilligen Abgang mit immerhin fast 65 Jahren darstellt. Nicht sein Rentenalter, orakelt er, sei der Grund seiner Entlassung gewesen, sondern dass der Verleger einmal mehr unter unseligem Einfluss einer Sternendeuterin gehandelt habe.

Von Ruhestand kann für Rhein jedenfalls keine Rede sein. Als Publizist mischt er weiter mit, macht sich vehement für die Einführung des hochauflösenden Fernsehens und für den flachen Bildschirm stark. Mit seinen Büchern und Erfindungen hat Eduard Rhein ein Vermögen verdient, vor allem mit der bereits 1949 patentierten „Füllschrift“, einem Verfahren, das die Herstellung von Langspielplatten revolutionierte.

1976 gründet er die unterdessen mit einem Kapital von rund

zehn Millionen Euro ausgestattete Eduard-Rhein-Stiftung. So kann er weiterhin und nachhaltig die technologische Entwicklung der Medien beeinflussen, getreu seinem Motto „Ich liebe den Fortschritt“. Eduard Rheins gefühliges anderes Ich Hans Ulrich Horster nimmt in seinem Roman *Suchkind 312* den Lauf der Welt indes eher melancholisch wahr: „Manchmal meinen wir, das Glück bezwungen zu haben. Wir glauben, es müsse nun immer so bleiben. Aber die Uhr der Zeit läuft lautlos weiter. Und eines Tages schreckt uns ihr Stundenschlag auf, und wir erkennen, dass sich das Glück nicht halten lässt.“ Am 15. April 1993 starb Eduard Rhein in Cannes. Er habe die Welt der Wissenschaft mit einem „Schimmer von Poesie“ umgeben, wird Max Planck im *Spiegel*-Nachruf auf Eduard Rhein zitiert.

Frank Johannsen

Frank Johannsen war bis zu seiner Pensionierung stellvertretender Programmdirektor und Hörfunkdirektor des Saarländischen Rundfunks.

Nebenberuf: Beruferater

Hans Sachs gehörte gut drei Jahrzehnte lang dem Team von *Was bin ich?* an.

Er stammte aus einer Zeit, als Fernsehunterhaltung noch eine seriöse Angelegenheit war. Stets im Anzug, mit Fliege unterm Kinn und wohl gestutztem Schnauzbart unter der Nase, schütteres Haar, saß er immer als zweiter von rechts hinter einem Vierertisch – und stellte prägnante Fragen: der „Ratefuchs“ Hans Sachs.

Schon als am 2. Januar 1955 Robert Lembke, damals Hörfunkchef des Bayerischen Rundfunks, die US-Game Show *What's my line?* als *Was bin ich?* erstmals im deutschen Fernsehen präsentierte, war Hans Sachs im Rateteam dabei – und er blieb es, bis die langlebigste Quizshow der ARD 1989 nach dem Tod Lembkes (zunächst) eingestellt wurde.

Das Konzept der Sendung war simpel: Je Folge kamen meist drei Gäste mit in der Regel skurrilen Berufen, die das Rateteam herausfinden sollte, dazu dann noch ein Prominenter, den es zu erraten galt. Wurde eine Frage mit Nein beantwortet, wanderten fünf Mark in ein Sparschwein. Nach längsten zehn Neins wurde aufgelöst. 50 Mark war somit der maximale Gewinn der zu Erratenden, 1.000 Mark bekamen Hans Sachs und

seine Mitäter pro Sendung. Bis zu zwölf Mal pro Jahr wurde sie ausgestrahlt – mit Einschaltquoten in den 1960er Jahren bis zu 75 Prozent.

Schweinderl und Struppi immer mit dabei

Das Rateteam wurde mehrfach neu besetzt. Am prominentesten wurde es mit der Ärztin Marianne Koch, der TV-Ansagerin Annette von Aretin und Guido Baumann, im Hauptberuf Unterhaltungschef des Schweizer Fernsehens. Immer dabei: Sachs, Moderator Lembke, das Sparschwein (Standardfrage bei der Gastbegrüßung: „Welches Schweinderl hätten S' denn gern?“) – und bis 1968 Lembkes Foxterrier Struppi, dann Jacky als Maskottchen.

Für Seriosität stand Sachs auch durch seinen Brotberuf, in dem er ebenfalls pointiert nachfragen musste: Er war Oberstaatsanwalt in Nürnberg. „Gehe ich recht in der Annahme, dass ...?“ war die Standardfrageformulierung des trocken-verschmitzten TV-Stars. 1912 in Augsburg geboren, starb Hans Sachs am 20. Juni 1993 in Berlin.

Markus Behmer

Ein Amerikaner in Berlin

Augenzeugenberichte und Zeitzeugendokumentationen machten William L. Shirer zum Star.

Fast lakonisch schrieb die *New York Times* am 29. Dezember 1993: „William L. Shirer [...] died yesterday [...]. He came to know world leaders, was frequently in the thick of things and occasionally made news himself. Wrote History in Later Years.“ Wohl wahr. Er war als junger Reporter dabei, als Charles Lindbergh nach seinem Atlantikflug in Europa ankam, er reiste 1930 mit Mahatma Gandhi durch Indien, verlor beim Skifahren in den Alpen ein Auge, lebte ab 1934 in Berlin, bewunderte zunächst Hitlers Redetalent – und stieß auf Goebbels' Widerwillen, als er über Antisemitismus bei den Olympischen Spielen schrieb. Er war einer der ersten, der live per Radio von Europa nach Amerika sendete; so berichtete er 1938 als Augenzeuge vom schändlichen Anschluss Österreichs, 1940 als einziger direkt von der demütigenden Waffenstillstandsunterzeichnung Frankreichs im Wald von Compiègne – dann 1946 von den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen.

„Hard-boiled journalism“

Seine journalistische Karriere begann er als Europakorrespondent der *Chicago Tribune*, wechselte dann zur *New York Herald Tribune* und schließlich zu CBS Radio, wo er 1938 bereits in

der ersten Sendung der World News Roundup dabei war. Sie gibt es bis heute, ist damit die am längsten laufende Nachrichtensendung der USA – und Shirer hat ihren Stil, zunächst von Berlin, dann, als er 1940 Deutschland verlassen musste, vor allem von London aus mit geprägt.

Als „hard-boiled Chicago style of journalism“ bezeichnete der *New York Times*-Nachrufautor seine Art der Berichterstattung: wohl recherchiert, geradlinig und pointiert, mit markanter Stimme über den Sender gehend.

So vermittelte er seinen Zeitgenossen authentische, höchst aktuelle Eindrücke und Einblicke von den Vorgängen in Europa, vom Aufstieg des Faschismus, von den Kriegereignissen. Und er wirkte schließlich als Zeitzeuge und Zeithistoriker: Bereits 1941 erschien in den USA sein *Berlin Diary* (auf deutsch erst 1991 unter dem Titel *Berliner Tagebuch 1934-1941*), das rasch zum Bestseller im anglo-amerikanischen Raum wurde. Hierzulande am erfolgreichsten wurde seine 1961 publizierte, aus den eigenen Erinnerungen und tausenden von Dokumenten schöpfende Analyse *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*.

Als der 1904 in Chicago geborene 89-jährig starb, war er längst eine Reporterlegende.

Markus Behmer

Streichholzschachtelprosa

Ben Witter war ein großer Autor der kleinen Form. In wenigen Sätzen konnte er ganze Leben schildern, in kleinen Szenen, kurzen Dialogen Kopfkino erzeugen, Empathie schaffen. Mit dem Ben-Witter-Preis lebt der Name des am 12. Dezember 1993 Gestorbenen fort.

Das Feuilleton als Darstellungsform ist aus der Mode gekommen. Nicht Reportage ist es und nicht Erzählung, nicht Essay und nicht Bericht; ein Wechselbalg zwischen Literatur und Journalismus. Kurzprosa, die szenisch beschreibt und Reales dichterisch fasst. Ben Witter war ein Meister des Feuilletons.

„Und dann war es Ernst H. Müller doch zu eng in der Telefonzelle geworden, wo er nachts mit zwei Plastiktüten ankam und dem Beutel aus Segeltuch.“ Ein erster Satz, der unmittelbar hineinführt in ein Leben, ein Schicksal. Um einen Obdachlosen geht es in einer von „36 Großstadtgeschichten“ die Ben Witter 1977 in einem schmalen Bändchen unter dem Titel *Nachts, wenn wir schlafen* veröffentlichte. Kurz sind sie alle, seine 25 Bücher. Kinderromane sind darunter, wie *Amschel, das Zigeunermädchen*, Sammlungen von Kurzgedanken, zu Aphorismen verdichtet; als Nebbich bezeichnete er sie – mit dem kaum übersetzbaren jiddischen Wort, das so viel bedeuten kann wie „Kleinkram“, Belanglos-Bedeutsames oder – altmodisch – „für-wahr!“ (heute wohl eher „echt jetzt!“). „Nebbich“ war dann auch eine Rubrik in der *Zeit*, für die der am 24. Januar 1920 in Hamburg Geborene vier Jahrzehnte lang schrieb. Gedanken standen da wie dieser: „Ich zügelte meine Worte, indem ich nur eines davon fallen ließ. Alleingelassen ging es dann aufs Ganze.“

Alltagswahrnehmungen, Kurzporträts, eben Feuilletons waren es meist, die er schrieb. Kleine Geschichten, wie rasch notiert, im Gehen, auf einen Fetzen Papier, eine Streichholzschachtel vielleicht. Und doch fein komponiert, fast ziseliert. Zusammengestellt sind sie in Büchern mit Titeln wie *Minutenpoesie, Es geht auch ohne Helden, Moment mal! 121 Versuche, den Augenblick zu retten, Sensationen im Sessel* oder *Tagebuch*

eines Müßiggängers. Überhaupt: „Müßiggang ist allen Glückes Anfang“ war eines seiner Mottos. Und aus seiner Neigung zu Schlendern machte er auch noch eine andere, ganz eigene Stilform: „Spaziergänge mit Prominenten“. Es ist eine Mischform aus Personenporträt und Interview, das eben beim gemeinsamen Gehen geführt wurde. Lange Texte sind es, die wiederum in der *Zeit* erschienen – und dann in Buchform. Mit Golo Mann und Josef Neckermann ging er so spazieren, mit Carlo Schmid und Helmut Schmidt, mit Gert Fröbe und Max Schmeling, mit Marianne Hoppe und Marie Luise Kaschnitz und mit vielen anderen. Persönliches, auch Vertrauliches entlockte er so seinen Plauder- und Schlenderpartnern. Legendär das Interview mit Axel Springer, der ihm anvertraute: „Ich leide wie ein Hund darunter, dass manches in meinen Blättern steht, womit ich überhaupt nicht einverstanden bin. Und wie oft leide ich, wenn ich morgens die *Bild*-Zeitung lese.“

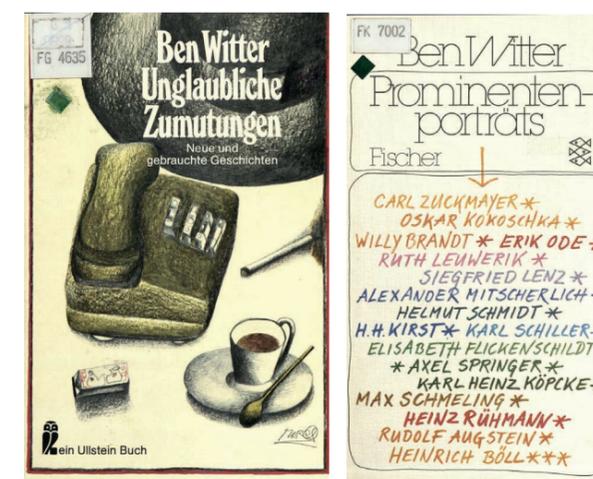
Wirken über den Tod hinaus

Als Ben Witter vor 25 Jahren starb, brachte er, der ohne Nachkommen war, sein kleines Vermögen in eine Stiftung ein. Seit 1995 vergibt sie jährlich einen nach ihm benannten Preis an Autorinnen oder Autoren, „deren literarische oder journalistische Werke“, so die Auslobung, „Attribute wie unkonventionelle Sichtweisen, geistige Unabhängigkeit, gesellschaftskritischen Humor etc. aufweisen“. Die große Reporterin Gabriele Goettle war die erste Preisträgerin, Satiriker wie Wiglaf Dorste und Fanny Müller wurden ebenso ausgezeichnet wie die Redaktion der Zeitschrift *Exil*.

Der Protagonist übrigens der oben zitierten kleinen Großstadtgeschichte starb in jener Nacht, als er die Telefonzelle verließ: „Ernst H. Müller fiel nicht die Treppe herunter, er stürzte, wie er nach links abbog, wo noch keine Treppe war, aus dem fünften Stock ging's abwärts. Und die Bauarbeiter fanden ihn erst am Vormittag, so blöde war er gestürzt, in eine Pfütze, zum Drinherumwaten. Im gewissen Sinne war er auch ertrunken, denn raus konnte er da nicht mit dem Schädelbasisbruch und den Knochenbrüchen, dieser Ernst H. Müller, fünfundvierzig, seit über drei Jahren Penner, nein, nicht seßhaft, Dauerfahr-gast der U-Bahn und immer ohne Fahrschein, deswegen zweimal zu Geldbußen verurteilt, aber er hatte nichts, und von ihm gab es auch nichts, nicht mal Papiere, und nicht ein Wort.“

Markus Behmer

Mit Feuilletons wie in den 1980 erschienenen *Unglaublichen Zumutungen* und Spaziergängen mit Zeitgenossen wie in *Prominentenporträts* aus dem Jahr 1977 wurde Ben Witter selbst prominent.



Meister Grantler und sein Pumuckl

Am 24. April 1993 stirbt Gustav „Gustl“ Bayrhammer, unser Meister Eder.

„Des is aber a schöne Bescherung“, wird sich Gustl Bayrhammer gedacht haben, als er 1988 auf Bitten des Publikums zum zweiten Mal den Meister Eder in der erfolgreichen Kinderserie *Meister Eder und sein Pumuckl* mimt. Eigentlich wollte der Gustl nämlich gar nicht ins Fernsehen. Für ihn gab es immer nur die Bühne. Sein Vater blieb skeptisch und ließ den Sohn erst eine Kaufmannausbildung abschließen – jedoch ohne großen Erfolg. Bayrhammer gibt sein Geld nach dem Krieg für eine Schauspielschule aus. In den folgenden Jahren tingelt er durch Deutschland: Augsburg, Karlsruhe, München, Salzburg, Sigmaringen. Der Erfolg kommt 1966: Im Alter von 44 Jahren tritt er im Münchner Volkstheater und den Kammerspielen auf. Er spielt Shakespeare, Schiller und Shaw, und das auch noch „dahoam“ in Bayern. Schnell wird der Schauspieler zum Publikumsliebling: Mehr als siebenhundert Mal mimt er den gutmütigen Himmelspfortner Petrus im Stück *Der Brandner Kaspar und das ewig' Leben* im Residenztheater. Fernsehberühmtheit erlangte er mit Widerwillen in seiner Rolle als grantelnder Kommissar Veigl im ersten bayerischen *Tatort*. Nach 15 Folgen reicht es Bayrhammer; er will nicht weiter

den „Seppel“ spielen und den flachen, mit bayerischen Klischees behafteten Drehbüchern folgen. Dafür ist er zu ehrlich, zu sehr der g'standne Bayer.

Seine nächste Rolle hingegen spielt er mit viel Herz und Hingabe: Den Schreinermeister Franz Eder. Seine drei Enkel schauen auch gern den *Meister Eder und seinen Pumuckl* im Fernsehen an, deshalb gibt sich Opa Gustl besonders viel Mühe. Ganze 54 Folgen lang lässt er sich den Schabernack des Kobolds in seiner Schreinerei gefallen. Danach will Bayrhammer kürzer treten, einen Herzinfarkt hat er bereits hinter sich. Doch nach fünfjähriger Pause ist das Flehen des Publikums nach seinem Meister Eder nicht mehr auszuhalten. 1988 kommt der *Pumuckl* mit neuen Folgen und mit Gustl Bayrhammer zurück. 1993 erliegt der Schauspieler einem zweiten Infarkt im Alter von 71 Jahren.

Eigentlich gefiel es Bayrhammer gar nicht, etikettiert und auf eine Rolle reduziert zu werden. Sein Schauspielertalent bewies er auf vielen Bühnen, aber es war die Rolle des Meister Eder, die an ihm kleben blieb wie der Pumuckl am Leimtopf.

Viktoria Sommermann

Im Western was Neues

Clint Eastwoods Anti-Western *Erbarmungslos* gewinnt 1993 vier Oscars.

Er ist wohl der Inbegriff des „lonesome riders“: Clint Eastwood. Bekannt als einzelgängerischer Westernheld tritt der Schauspieler in Filmen wie *Eine Hand voll Dollar* (1964) oder *Zwei glorreiche Halunken* (1966) stets für das Gute und Gerechte ein. Als oft namenloser Held taucht er zur rechten Zeit auf, besiegt die Bösen und reitet heroisch in den Sonnenuntergang – typisch Westernklischee eben. Nicht so in *Erbarmungslos* aus dem Jahr 1992. Eastwood führt nicht nur Regie, er spielt auch neben Morgan Freeman eine der Hauptrollen des Anti-Westerns. In der Figur des William „Bill“ Munny ist er eine einzige Persiflage auf seine vergangenen Rollen: Eigentlich bekannt als kaltblütiger Killer hat Munny seine glorreichen Tage längst hinter sich. Munny ist verarmt, seine Frau gestorben und das Leben der zwei Kinder steht auf dem Spiel. Da kommen dem trinkenden Ex-Helden 1.000 Dollar Kopfgeld gerade recht. Gemeinsam mit seinem früheren Partner Ned Logan (Morgan Freeman) macht sich das gealterte Duo auf den Weg. Munny ist dabei nur noch ein Schatten seiner selbst: Mit dem Schießen klappt es nicht mehr so ganz und auch im Sattel kann sich der Säufer nur schlecht halten. Die beiden unsympathischen Anti-Helden entzaubern dabei ein ganzes Genre: Obwohl die Landschaftsbilder, das Übernachten vor dem

Lagerfeuer und der obligatorische Ritt in den Sonnenuntergang vorhanden sind, ist hier kein Platz für romantische Westernklischees. Dies wird deutlich als Munny von seinem Antagonisten, dem Sheriff „Little Bill“ Daggitt, verprügelt wird. Der Pistolenheld legt hier keinen glorreichen Auftritt hin – Munny ist das genaue Gegenteil: Er ist ein Verlierer. Erst als der Sheriff seinen Freund Ned zu Tode foltert, gewinnt bei Munny der ehemalige Killer wieder die Oberhand. In einem Showdown im Regen gelingt es ihm, seine Feinde auszuschalten. Little Bill exekutiert er auf dem Boden liegend. Kein episches Duell findet statt, hier wird nicht auf Western-Etikette geachtet. Schließlich holt Munny seine Kinder und verschwindet – weg vom Wilden Westen. Genauso wie Eastwood selbst: weg vom dem längst verlorenen Glanz der alten Westernhelden. Eastwood entledigt sich in seinem Film seiner alten Persona und veraltet Klischees. Das wird auch belohnt: 1993 erhält *Erbarmungslos* vier Oscars, unter anderem als Bester Film und für die Beste Regie. Obwohl Eastwoods Umgang mit dem Filmgenre, das ihn berühmt machte, einer gnadenlosen Abrechnung gleicht, scheint er Recht zu behalten: Für die glorreichen Westernhelden ist in der modernen Welt kein Platz mehr.

Viktoria Sommermann

La Dolce Vita für Helden und Monster

Sie verewigen La Bella Italia auf der Leinwand, jagen Schurken und sorgen für Gänsehaut – die großen Regisseure und Schauspieler, von denen wir uns 1993 verabschieden mussten.

Wie keinem anderen gelingt es dem italienischen Regisseur **Federico Fellini** (20. Januar 1920 – 31. Oktober 1993) *La Dolce Vita* in die Welt zu tragen. Wie seine Filme ist auch sein Leben von der Leidenschaft bestimmt: Der Vater wollte ihn als Jurist sehen, in Fellini schlägt jedoch das Herz eines Künstlers. Er schreibt, malt Comics und tritt sogar einem Wandertheater bei. 1941 kommt er schließlich mit dem Film in Berührung: Nach zwei gemeinsamen Filmen mit Roberto Rossellini erntet Fellini 1954 mit *La Strada* weltweiten Erfolg. Vier Oscars für den Besten ausländischen Film folgen. Es ist jedoch *Das süße Leben* im Jahre 1960 mit dem Fellini dem Publikum ein Stück italienische Lebenswelt schenkt. Anita Ekbergs Bad in der Fontana di Trevi wird legendär und Fellini zum Inbegriff des „Cinematografo italiano vero“.

Mit großem schauspielerischen Talent ist auch der Amerikaner **Fred Gwynne** (10. Juli 1926 – 2. Juli 1993) gesegnet – und zwar wortwörtlich. Sage und schreibe 1,96 Meter misst Gwynne. Deshalb sagt ihm auch sein Lehrer in der Schauspielschule: „Du bist viel zu groß! Du wirst nie Schauspieler!“ Aber Gwynne hört nicht auf ihn. Gottseidank! Denn mit seiner Größe, dem mächtigen Kiefer und der langen Stirn ist er wie geschaffen für seine wohl berühmteste Rolle: das Monster Herman in der Serie *The Munsters*. Liebevoll verkörperte er von 1964 bis 1966 seine Rolle der Parodie des berühmten, von Frankenstein erschaffenen Monsters und war dabei vor allem eines: schrecklich komisch.

In seiner Altersrolle brillierte **Stewart Granger** (6. Mai 1913 – 16. August 1993) als Einzelgänger in Wildlederkluft. Dabei war es für ihn zunächst gewöhnungsbedürftig, als Engländer in einer Karl May Verfilmung aufzutreten. Nachdem sein erster Western *Unter Geiern* 1964 jedoch in Jugoslawien gedreht wird und die Hauptrolle des Indianerhäuptlings vom Franzosen Pierre Brice verkörpert wird, erscheint seine Besetzung gar nicht mehr so abwegig. Das Team war zu Beginn nicht begeistert:

Stewart spielte die Rolle des Old Surehand stets mit einem Zwinkern in den Augen, nicht passend für einen Westernhelden. Aber für ihn steht sowieso fest: Er ist kein Held. Beim Publikum kommt Stewart dafür umso besser an, oder wie Old Surehand sagen würde: „Wir sind dankbar, dass sich unsere Pfade kreuzten.“

Als mörderischer Nachbar in *Das Fenster zum Hof* (1954) gelangt **Raymond Burr** (21. Mai 1917 – 12. September 1993) auf die große Leinwand. In seinen folgenden Rollen wechselte er jedoch die Seiten: Als Chief Ironside jagt er Verbrecher von seinem Rollstuhl aus, in der Figur des Staatsanwalts *Perry Mason* verteidigt er die Unschuldigen. So heroisch er als Vertreter des Rechts auch ist, desto ruhiger ist sein Privatleben: Gemeinsam mit seinem Lebenspartner Robert Benevides baut er in seiner Freizeit Wein an und züchtet Orchideen. Fast 1.500 verschiedene Orchideen-Hybriden erschaffen die beiden. Eine davon benennt Burr nach seiner Filmkollegin Barbara Hale. War der Schauspieleralltag zu viel, so konnten Burr und Benevides jederzeit eine Auszeit nehmen: Auf der kleinen Insel Naitaba in Fidschi besaßen die beiden Kokosnussplantagen und Viehherden – auch Leinwandhelden brauchen eben ab und zu mal Urlaub.

Master of Menace – der Meister der Bedrohung: Hinter diesem Namen verbirgt sich niemand geringeres als der Horrorkönig selbst: **Vincent Price** (27. Mai 1911 – 25. Oktober 1993). Spätestens durch den Vorspann des Musikvideos zu „Thriller“ von Michael Jackson ist den meisten seine Stimme bekannt: Tief und tragend lässt sie einem das Blut in den Adern gefrieren. Seine Filmografie liest sich wie ein Horrroman: *Das Haus am Geisterhügel*, *Die Bestie*, *Theater des Grauens*, *Edward mit den Scherenhänden*, *Der Hexenjäger*, *Die lebenden Leichen des Doktor Mabuse* – Price ist der Bösewicht schlechthin, ein König des Horrorgenres. Und eines steht fest: Sein teuflisches Lachen wird auf ewig nachhallen.

Viktoria Sommermann



Zeitloser Kinoklassiker: In *La Dolce Vita* badet Anita Eckberg als Sylvia im Trevi-Brunnen.

Abb.: David Iliff/CC BY 3.0/Wikimedia

(K)ein Kind von Traurigkeit

„Als ich hörte, dass River gestorben war, war ich ehrlich gesagt nicht besonders überrascht“. River Phoenix, der Star aus dem Film *Stand by Me*, stirbt am 31. Oktober 1993 nach einem Besuch des berühmt berüchtigten „Viper Rooms“ an einer Überdosis.

Keinen anderen Club der 90er Jahre umgibt so eine sagenumwobene Aura wie den „Viper Room“ in West Hollywood. Tritt man durch die Eingangstür, umhüllt einen sofort die Dunkelheit: Das Innere des Clubs ist nur mit kleinen grünen Lampen beleuchtet. Durch die schummrige Beleuchtung und die drogeneschwängerte Luft tönen die Klänge von verzerrten Gitarren. Hier tritt das Who-is-Who der internationalen Musikszene auf: Iggy Pop, Johnny Cash, Oasis, die Red Hot Chili Peppers und Bruce Springsteen. Ihr Publikum ist dabei nicht weniger berühmt: Einer der Miteigentümer ist Johnny Depp, Mick Jagger und Uma Thurman sollen hier bei einem Techtelmechtel im Dunklen erwischt worden sein. Tommy Lee, der Ex-Mann von Pamela Anderson, langte auch ordentlich zu: Er griff beim Verlassen des Clubs einen Fotografen an. Der „Viper Room“ hat in den Neunzigern viel gesehen – oder besser gesagt: „nicht gesehen“. Seit seiner Eröffnung 1993 ist der Club nie ein Geheimtipp, doch erst der Tod von River Phoenix an Halloween desselben Jahres katapultierte ihn in die Schlagzeilen. Bob Forrest, ein Freund von River, erinnert sich an den Abend des 31. Oktober 1993: Harte Drogen gehörten damals zur Routine. Die Mischung aus Kokain und Heroin, genannt Speedball, war aufgrund ihrer gleichzeitig aufputschenden und sedierenden Wirkung besonders beliebt, erzählt er. Auch River stolpert am Halloweenabend mit einem giftigen Mix aus den beiden Drogen in den Adern in den Club. Sobald er da ist, wird Koks herumgegeben. Das, obwohl River nach Forrest bereits „da stand wie ein Boxer, der zu viele Schläge auf den Kopf bekommen hat“. Als die Band zu spielen beginnt, spürt Forrest die Hand von River auf seiner Schulter: „Bob, ich fühl mich nicht gut. Ich glaub ich hab eine Überdosis!“ Bevor Forrest reagieren kann, verschwindet Phoenix wieder in der tanzenden Menge. Kurz darauf ertönt ein Hilferuf die Musik. Phoenix wird aus dem Club getragen. Auf dem Bordstein erleidet er einen Krampfanfall. Als Forrest im Krankenhaus eintrifft, sieht

er Samantha Mathis, die Freundin von River. Sie steht im Flur und weint. „In dem Moment wusste ich, dass er tot ist.“

Der Tod des 23-jährigen Schauspielers kommt für viele überraschend. In der Öffentlichkeit tritt Phoenix als Tierschützer, Umweltaktivist und überzeugter Veganer auf. Er verkörpert den Neo-Hippie der Generation X. Vom Kinderstar wird der gutaussehende Hollywood-Beau mit den langen Haaren schnell zum Teenie-Idol. Dabei vertritt er stets das Ideal einer gesunden, ökologischen und friedlichen Lebensweise. Die dunkle Seite seines Drogenmissbrauchs trifft deshalb das Publikum wie ein Schlag.

Lange vor Hollywood, den Blitzlichtern und den Drogen beginnt das Leben von River Phoenix beschaulich: Als Kind von Aussteigern kommt er am 23. August 1970 in einer Blockhütte in Oregon zur Welt. Seine Eltern John und Heart Phoenix sind Anhänger der radikal-religiösen Sekte „Kinder Gottes“. Gemeinsam mit ihren fünf Kindern trampeln sie von New York über Venezuela bis nach Puerto Rico. Erst 1977 kehrt die Familie in die USA zurück. Dort angekommen treten die Kinder in Talentwettbewerben auf. River zeigt sich als Naturtalent. „Fernsehen. Werbung. So fing es an. Und später kamen dann die ersten Castings für den Film“, erzählt er.

Mit dem Kinohit *Stand by Me: Das Geheimnis eines Sommers* gelingt dem 16-Jährigen der Durchbruch. Kurz darauf folgen Filme wie *Mosquito Coast*, *Little Nikita* und *Running on Empty*. Der Platz im Rampenlicht widerstrebt jedoch dem emotionalen Schauspieler: „River hasste die Öffentlichkeit“, erinnert sich ein Kollege. Das ewige Kind, wie ihn die Journalisten gerne nannten, wird drogenabhängig. Auf die Frage, warum River Drogen genommen habe, antwortet seine Freundin: „Er hatte so viel Mitgefühl für alles und jeden, dass es sein Herz belastete. Und er war obsessiv: Wollte er eine Artischocke, dann aß er zehn davon. So machte er das mit allem.“

Viktoria Sommermann

Dino ante portas

Steven Spielbergs *Jurassic Park* kommt im Juni 1993 in die Kinos und bricht in kürzester Zeit sämtliche Besucherrekorde.

„Gott erschafft Dinosaurier. Gott vernichtet Dinosaurier. Gott erschafft Adam, Adam vernichtet Gott, Adam erschafft Dinosaurier“, so der Wissenschaftler Ian Malcolm in *Jurassic Park*. Und die Dinosaurier fressen Adam, lässt sich die Filmhandlung zusammenfassen. Während der Film auf tiefgreifende Themen wie die Hybris des Menschen und den Gottkomplex der Wissenschaftler anspielt, sind die Kinobesucher vor allem von einem begeistert: Den Dinosauriern. Jung wie Alt sind hin und weg von den gigantischen Monstern. *Jurassic Park* setzt dabei nicht nur neue Maßstäbe im Bereich der Spezialeffekte und Computeranimation, auch die Einspielergebnisse sind überwältigend: Mit einem Gesamtumsatz von 915 Millionen US Dollar ist *Jurassic Park* bis 1998 der weltweit erfolgreichste Film.

Basierend auf dem Roman *DinoPark* von Michael Crichton aus dem Jahr 1990 erweckt Regisseur Steven Spielberg die 65 Millionen Jahre alten Riesen für die Leinwand zum Leben. Neben Animationen werden lebensgroße Animatronics der Dinosaurier nachgebaut – um die Interaktion zwischen Dino und Mensch realistisch zu gestalten. Besonders der T-Rex führt dabei zu der einen oder anderen Panik am Set: Aufgrund des Regens schaltete er sich nämlich gerne von selbst ein und erschreckt mit einem markerschütternden Schrei die Crew. Mit mehr als 9.000 Kilo Gewicht und über zwölf Metern Länge ist die bewegliche Metallpuppe auch Off-Set gefährlich. Bewegt der T-Rex den Kopf, so fühlt es sich an, als würde ein Bus knapp an einem vorbeibrausen. Um dem mächtigen Fleischfresser eine Stimme zu geben, werden die Geräusche von Hunden, Alligatoren, Tigern, Elefanten und Pinguinen zusammengespielt. Obwohl den Dinos nur knapp 15 Minuten Bildschirmzeit gegönnt wird, werden sie reich belohnt: Drei Oscars gewinnt der Film im folgenden Jahr. Darunter: Beste Visuelle Effekte, Bester Ton und Bester Tonschnitt.

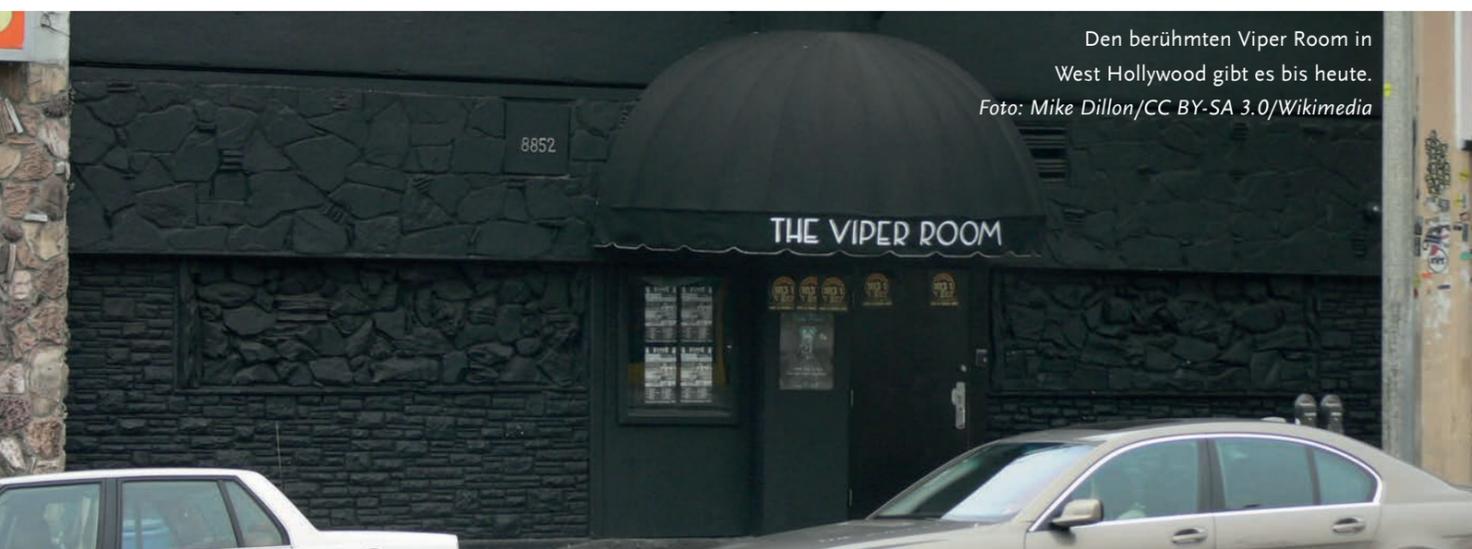
Die Dinos gehen in Serie

Die Erfolgsserie geht weiter: 1997 kommt *Jurassic Park 2: Die Vergessene Welt* in die Kinos. Im Jahr 2001 folgt der dritte Teil (und im Juni 2018 kommt nun das nächste Sequel in die Kinos). Immer neue Dinosaurier stampfen über die Leinwand. Paläontologische Korrektheit ist dabei nebensächlich: Was zählt, sind die Schreckmomente. Ob ein Velociraptor nun Federn hat oder nicht, interessiert niemanden, solange er Jagd auf die Hauptdarsteller macht. Aber lockt uns dabei nur das ewige Fressen und Gefressenwerden in die Kinos? Der Science-Fiction-Schriftsteller Seth Dickinson verneint dies. Er sieht die Popularität von Dinosauriern vor allem darin, dass sie



Lebensgroß, aber freilich nicht lebendig: Urzeitriesen in einem DinoPark.
Foto: ItsAllStock/Deviantart

uns vor Augen führen, wie unglaublich alt unsere Erde eigentlich ist. Sie lebten vor 65 Millionen Jahren, das sind Zeitspannen, die für uns kaum begreiflich und erst recht nicht nachvollziehbar sind. Ihre Existenz oder vielmehr Nicht-Existenz in der wirklichen Welt hat dabei etwas melancholisches, wenn nicht sogar tragisches. Wir können nicht an Dinosaurier denken, ohne daran erinnert zu werden, dass sie nicht mehr sind. Wie konnten so mächtige und riesenhafte Wesen von der Erdoberfläche verschwinden? Und was sagt das über unsere eigene Zukunft aus? Neben diesen Spekulationen ist es natürlich auch kurzweiliges Kino, den Urzeitriesen bei der Verfolgung ihrer menschlichen Schöpfer zuzusehen. Das passiert eben, wenn Wissenschaftler Gott spielen: Sie werden gefressen. Dieselben Handlungsstränge scheinen dabei nicht langweilig zu werden: 2015 geht das Abenteuer mit *Jurassic World* weiter. Der Film spielt in einer Post-Jurassic-Park-Ära: Endlich ist es gelungen, den Dinopark zu eröffnen, und er ist ein Riesenerfolg. Die Dinosaurier verhalten sich wie im Tierpark: Mit Shows, Fütterungen und einem Streichelzoo werden sie dem begeisterten Publikum vorgeführt. Bis natürlich alles schief geht. Die Dinos brechen (mal wieder) aus und machen (mal wieder) Jagd auf die Besucher. Kaum überraschend trifft auch hier die Prophezeiung von Ian Malcolm aus dem ersten *Jurassic Park* ein: „Das Leben findet einen Weg“. Mal wieder. Viktoria Sommermann



Den berühmten Viper Room in West Hollywood gibt es bis heute.
Foto: Mike Dillon/CC BY-SA 3.0/Wikimedia

1968

„Enteignet Springer!“

Ostern 1968 eskalierten die Proteste gegen den mächtigen Zeitungsverlag. Horst Pöttker, selbst einer aus der 68er Kohorte, erinnert an die Konflikte und ihre publizistische Aufarbeitung.

Als einige Demonstranten in das 19 Stockwerke hohe Verlagshaus eindringen, das der Konzernherr Axel Springer (1912-1985) direkt an der Berliner Mauer hat errichten lassen, steht ihnen, wie der damals links- und später rechtsextreme Autor Bernd Rabehl (*1938) es formuliert hat, „die geballte Macht der Arbeiterklasse“ gegenüber: Drucker und Setzer, die, mit Schraubenschlüsseln bewaffnet, entschlossen ihre Arbeitsplätze verteidigen. Rabehl: „Wir gingen durch die Drehtür gleich wieder raus.“

Es ist der 11. April 1968. Am Nachmittag hat der aus München angereiste Arbeiter Josef Bachmann (1944-1970), ein Exemplar der *Deutschen National-Zeitung* in der Tasche, den Wortführer der Studentenbewegung Rudi Dutschke (1940-1979) vor der Zentrale des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) am Kurfürstendamm 140 auf offener Straße mit drei Schüssen in Kopf und Schulter niedergestreckt: kein Tag, der auf ein Bündnis von Intelligenz und Proletariat hoffen lassen konnte.

Die Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer in der Westberliner Szene. Die Atmosphäre ist aufgeheizt, seitdem der Student

Benno Ohnesorg (1940-1967) bei den Anti-Schah-Demonstrationen am 2. Juni 1967 von dem Polizisten (und Stasi-Mitarbeiter, wie sich später herausstellt) Karl-Heinz Kurras (1927-2014) erschossen worden ist. Springers *Bild* hat Ohnesorg am Tag danach zum Opfer von „Krawallen“ gemacht. Für den 1. Februar 1968 war in der Freien Universität (FU) ein „Springer-Tribunal“ geplant. Während Ärzte um Dutschkes Leben kämpfen, formiert sich ein Protestmarsch mit Horst Mahler (*1936), Fritz Teufel (1943-2010), Dieter Kunzelmann (*1939), Michael „Bommi“ Baumann (1947-2016) und anderen Kommunarden

an der Spitze zum Sitz des Axel-Springer-Verlags. Die Protestierenden machen dessen Blätter, zu der Zeit 70 Prozent der Tagespresse in West-Berlin, für das Attentat auf den charismatischen Anführer der Außerparlamentarischen Opposition (APO) verantwortlich. In *Bild* und *Berliner Morgenpost* war zuvor vom „Terror der Jungroten“, „Polit-Gammlern“, „FU-Chinesen“, „roter SA“ und „Störenfrieden“ die Rede gewesen, die es „auszumerzen“ gelte, und noch am Tag des Attentats hatte *Bild* getitelt: „Rudi Dutschke – Staatsfeind Nr. 1“.

Der Funke springt schnell von Berlin auf die Bundesrepublik über. In Hamburg zieht am folgenden Karfreitag eine Menge von Demonstranten vor den dortigen Sitz des Springer-Verlags, wo die Polizei die Blockade der Zeitungsauslieferung nur mit Gewalt brechen kann, was am Ostersonntag eine Sondersitzung des Senats zur Folge hat. In 27 deutschen Städten kommt es in den Ostertagen 1968 zu Protesten und Straßenkämpfen, bei denen 20.000 Polizisten eingesetzt und 110 Personen festgenommen werden, von denen ein Drittel Studierende sind. In München sterben bei den Ausschreitungen ein Fotograf und ein Student durch niemals aufgeklärte Gewaltwirkung; in Esslingen

hetzen rechtschaffene Bürger Schäferhunde auf Demonstranten; in Frankfurt knüppelt berittene Polizei mit Latten auf Protestierende ein; und sogar in London müssen Hunderte von Bobbies die Büros des Springer-Verlags schützen.

Axel Springer, der am Tag des Dutschke-Attentats aus den USA zurückgekehrt war, nahm in der Schweiz Zuflucht vor den Attacken auf ihn und seine Zeitungen. Einige Tage später beauftragte der sprunghafte Großverleger seinen Generalbevollmächtigten Christian Kracht sen. (1921-2011) resigniert: „Ich habe keine Lust mehr. Suchen Sie einen Käufer. Es muss

aber mindestens eine Milliarde rausspringen.“ Daraus wurde dann aber nichts, obwohl das Dutschke-Attentat die bereits abflauende „Anti-Springer-Kampagne“ – das „Springer-Tribunal“ war einer abendlichen Diskussion in der FU unter Leitung von Eugen Kogon (1903-1987) am 9. Februar gewichen – neu entfacht hatte, an der sich die Hamburger Springer-Konkurrenten Rudolf Augstein (1923-2002, *Der Spiegel*) und Gerd Bucerius (1906-1995, *Die Zeit*) publizistisch beteiligten, die aber auch von Wissenschaftlern (aus)getragen wurde. Zunächst erschien eine Reihe von linken, Springer-kritischen Aufsätzen und Büchern, zum Beispiel von Hans-Dieter Müller (1927-1986, *Der Springer-Konzern. Eine kritische Studie*, 1968), Bernd Jansen und Arno Klönne (1931-2015, *Imperium Springer: Macht und Manipulation*, 1968), Peter Brückner (1922-1982, *Kapitalismus und Pressefreiheit: am Beispiel Springer*, 1969) oder ein Reader *Der Untergang der Bildzeitung*

eines SDS-Autorenkollektivs „zum Beginn der Springerkampagne“ (1969); später gab es dann auch Publikationen des Springer-Konzerns selbst, zum Beispiel eine von seiner „Abteilung Information“ herausgegebene Dokumentation, mit der er sich gegen den Vorwurf wehrte, eine Kampagne gegen Jochen Steffen (1922-1987), den linken SPD-Vorsitzenden in Schleswig-Holstein, geführt zu haben (*Kesselreiben gegen wen? Die Legende einer Kampagne gegen Jochen Steffen*, 1971) oder – viel später – ein um Distanz bemühter Aufsatz des Pressehistorikers Bernd Sösemann

(*1944, *Die 68er Bewegung und die Massenmedien*, 1999).

Schon im Mai 1967 war in Reaktion auf die aufflammenden Anti-Springer-Proteste von der Bundesregierung eine Enquete-Kommission zur „Untersuchung der Gefährdung der wirtschaftlichen Existenz von Presseunternehmen und der Folgen der Konzentration für die Meinungsfreiheit in der Bundesrepublik Deutschland“ eingesetzt worden. Ihr Vorsitzender Eberhard Günther (1911-1994) war auch Präsident des Bundeskartellamts. Wenn die Günther-Kommission wenig erreicht hat, um die Pressekonzentration einzudämmen und

Meinungsvielfalt und -freiheit zu stärken, mag das auch daran gelegen haben, dass die Gewalttätigkeit der Anti-Springer-Proteste Ostern 1968 legale politische Bemühungen in diese Richtung delegitimierten.

Mathias Döpfner (*1963), seit 2002 Vorstandsvorsitzender von Axel Springer SE, hat 2009 die Anti-Springer-Kampagne mit ihrer Parole „Enteignet Springer!“ auf eine von der SED gesteuerte Diffamierungskampagne zurückgeführt, dabei aber eingeräumt, „dass sich Springer damals in der Eskalation als massiver Kritiker der 68-Bewegung positioniert und gelegentlich im Ton vergriffen hat“, um schließlich zu wünschen, „dass unabhängige Wissenschaftler die publizistische Positionierung der Axel-Springer-Zeitungen in der damaligen Zeit wissenschaftlich aufarbeiten.“ Das ist bisher nur ansatzweise durch den Bonner Historiker Hans-Peter Schwarz (1934-2017)

in seiner Axel Springer-Biographie geschehen, dem das verlagseigene Archiv geöffnet wurde. Er hat in konzerneigenen Medien einerseits zum Beispiel auf einen gehässig diffamierenden Vergleich zwischen Axel Springer und dem antisemitischen NS-Hetzer Julius Streicher (1885-1946) auf einem Plakat der Anti-Springer-Kampagne hingewiesen, andererseits aber auch auf Springers oberflächlich-ungeduldigen Charakter und dessen Eingeständnis im kleinen Kreis, dass *Bild* und andere Blätter des Konzerns „manchmal etwas zu sehr hingelangt“ hätten; außerdem hat Schwarz nicht verschwiegen, dass selbst ein seriöser Konservativer wie Golo Mann (1909-1994) sich

1968 die Kritik am nationalistischen und manipulativen Tenor der Springer-Blätter zu eigen gemacht hat. Seit 2010 steht das „Medienarchiv68“ online offen, von dem der Springer-Konzern behauptet, hier würden seine sämtlichen umstrittenen Artikel aus der Zeit der Studentenbewegung dokumentiert. Auch dazu würden sich unabhängige Forschungsarbeiten lohnen, die allerdings viel Sitzfleisch in Zeitungsarchiven erfordern.

Am 31. Januar 1968, mitten in den Auseinandersetzungen um das „Springer-Tribunal“, stellte sich der Pressehistoriker Kurt Koszyk (1929-2015), der 1976 mit Unterstützung des



sozialdemokratischen NRW-Wissenschaftsministers Johannes Rau (1931-2006) einen der ersten Journalistik-Studiengänge in der Bundesrepublik Deutschland an der Universität Dortmund gegründet hat, an der FU Berlin einem Colloquium, um sein Habilitationsverfahren abzuschließen. Die Studierendenvertreter im Verfahren fragten ihn, wie er sich die Enteignung Springers vorstelle. Er antwortet, dass das nach dem Grundgesetz wohl nicht möglich sei. Man könne aber darüber nachdenken, was nach dem Tod des Großverlegers aus seinem Unternehmen zu machen sei. Darauf versagten die Studierenden ihre Zustimmung zur Habilitation, die gleichwohl vollzogen wurde.

Koszyks Hinweis auf die Verfassung war damals nicht unumstritten – und ist es im Grunde bis heute nicht, denn laut der Artikel 14 und 15 des Grundgesetzes sind Enteignungen von Produktionsmitteln zum Wohle der Allgemeinheit ja zulässig. Der Verfasser dieser Zeilen, der der 68er-Kohorte angehört, hat den Inhalt von Springer-Blättern und anderen Zeitungen zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, die 1978 an der Universität Basel als Dissertation angenommen wurde. Darin hat er mit einem aufwändigen quantitativen Verfahren gezeigt, dass die Blätter des Springer-Konzerns in den frühen 1970er Jahren fremdenfeindlicher, ethnozentrischer berichteten als vergleichbare Zeitungen – mit einer undemokratischen Tendenz zum Kaschieren innergesellschaftlicher Konflikte.

„Wenn die Realisierung und Erhaltung einer demokratischen [...] Gesellschaftsordnung zum Allgemeinwohl gehört, erweist

sich die Springer-Presse damit als dem Allgemeinwohl abträglich. [...] Es erscheint daher legitim [...], per Gesetz diejenigen Produktionsmittel [...] in irgendeine näher zu bestimmende Form der Gemeinwirtschaft (wobei zum Beispiel an das Modell des öffentlich-rechtlichen Rundfunks gedacht werden könnte) zu überführen, die es dem Großverleger Axel Springer ermöglichen, tendenziell undemokratische Inhalte in hoher Auflage in alle Gegenden der Bundesrepublik zu verbreiten. Das demokratische Recht der freien Meinungsäußerung würde Springer dadurch nicht verlieren, sondern er würde es danach lediglich auf dieselbe Weise wahrnehmen müssen wie die allermeisten Bürger.“ Das scheint heute, fünf Jahrzehnte später, längst nicht mehr aktuell – auch weil seit dem Tod des Verlegers dessen politische Ambitionen einer kommerziellen Zweckrationalität im Konzern gewichen sind. Dennoch: 2018, mit einer rechtspopulistischen Partei als größter Oppositionsfraktion im Bundestag, sollte man sich ins Gedächtnis rufen, wie lange solche Mentalitäten hierzulande publizistisch genährt und gepflegt worden sind. Gegen die Öffentlichkeit der Stammtische, die jetzt dem Internet zugeschrieben wird, hat es schon 1968 Proteste gegeben.

Horst Pöttker

Horst Pöttker war von 1985 bis 1996 verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift *medium* und von 1995 bis zur Pensionierung 2013 Professor für Theorie und Praxis des Journalismus an der Universität Dortmund. Heute lehrt er Journalistik und Soziologie an den Universitäten Hamburg, Wien und Stavropol.

„Tief im amerikanischen Traum verwurzelt“

Noch oder vielleicht gerade besonders heute ist Martin Luther King Jr. einer der wichtigsten Denker über und Kritiker des strukturellen Rassismus in den USA. Auch wenn seine Radikalität oft unterschätzt wird.

Am bekanntesten ist Martin Luther King Jr. fraglos für die Rede, die er während des Marsches nach Washington am 28. August 1963 hielt. „Ich habe einen Traum,“ so leitete King den Höhepunkt dieser Rede ein, um dann so fortzufahren: „... dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, in der sie nicht wegen der Farbe ihrer Haut, sondern nach dem Wesen ihres Charakters beurteilt werden [...], dass eines Tages wirklich in Alabama kleine schwarze Jungen und Mädchen mit kleinen weißen Jungen und weißen Mädchen als Schwestern und Brüder Hände halten können.“ Doch als Martin Luther King fast fünf Jahre später, am 4. April 1968, auf dem Balkon des Lorraine Motels in Memphis, Tennessee, erschossen wird, ist die Verwirklichung dieses Traumes noch immer weit entfernt.

King selbst kämpfte nicht mehr nur gegen den tief in der amerikanischen Gesellschaft verwurzelten Rassismus und die daraus resultierende Rassentrennung, sondern hatte auch mehrfach die seit den frühen 60ern immer weiter eskalierende Kriegspolitik der USA in Vietnam kritisiert und ein radikales Umdenken in der amerikanischen Innen- und Außenpolitik gefordert. So plante er, sich durch die „Poor Peoples' Campaign“ für die ärmsten in der Gesellschaft einzusetzen, und war nach Memphis gereist, um streikende Müllarbeiter zu unterstützen.

Wenn in den USA heutzutage an den Prediger und Bürgerrechtler erinnert wird, zum Beispiel während des Martin-Luther-King-Tages, eines landesweiten amerikanischen Feiertages anlässlich seines Geburtstages am 25. Januar, so wird meist seine Führungsrolle im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung, sowie seine erklärte Strategie der Gewaltlosigkeit hervorgehoben. Dieser Fokus nimmt King jedoch einiges an seiner Radikalität und versteckt zugleich die große Antipathie, die ihm zu seinen Lebzeiten aus der Mehrheit der (weißen) amerikanischen Bevölkerung entgegenschlug. Manche der erklärten Gegner Kings befanden sich auf einflussreichen Positionen, wie zum Beispiel FBI Direktor J. Edgar Hoover, der als Reaktion auf den Marsch auf Washington die Bespitzlung Kings und anderer Führer der Bürgerrechtsbewegung anordnete.

Mit dem „Civil Rights Act“, der 1964 verabschiedet und von Präsident Johnson unterzeichnet wurde, sowie dem „Voting Rights Act“ von 1965 erreichten King und die Bürgerrechtsbewegung einige ihrer wichtigsten Ziele. Gleichzeitig begann die Bewegung immer weiter zu zersplittern, weil vor allem jüngere Aktivisten mit Kings Strategie des zivilen Ungehorsams zunehmend unzufrieden waren. Nach dem Tod Kings verstärkte sich diese Zersplitterung und die Bürgerrechtsbewegung



Foto: Library of Congress

verlor immer mehr an Einfluss. Und obwohl einige politische Kommentatoren mit der Wahl Barack Obamas zum 44. US-Präsidenten im Jahr 2008 ein Zeitalter jenseits der „Rasse-Fragen“ anbrechen sahen, würde King zweifellos viele der Probleme, die auch heute noch die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten plagen, zum Beispiel Armut, struktureller Rassismus und die Auswirkungen einer aggressiven Außenpolitik, wiedererkennen und anprangern.

Donald Trump, der am 4. April mit einer offiziellen Verlautbarung an King erinnerte, hätte in ihm wahrscheinlich einen seiner schärfsten Kritiker gefunden. Und in den Forderungen und Taktiken der seit 2013 stärker werdende „Black Lives Matter“-Bewegung, die gegen Polizeigewalt gegenüber Afro-Amerikanern und strukturellen Rassismus demonstriert, würde King wohl sogar einige seiner eigenen Ziele wiedererkennen. 50 Jahre nach seinem Tod ist Kings Forderung nach einer „wahren Revolution der Werte“, die er 1967 in der Rede „Beyond Vietnam“ formulierte, noch immer so relevant wie zu seinen Lebzeiten, wenn sein Traum erreicht werden soll und die Vereinigten Staaten von Amerika ihren eigenen Gründungs-idealen gerecht werden wollen.

Mareike Spychala

Mareike Spychala M.A. ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrbereich für Amerikanistik der Universität Bamberg.



Hoffnungsvoller Frühling, dunkler Sommer

Neben den Studentenunruhen in Deutschland und Frankreich waren vor allem die Ereignisse in der Tschechoslowakei 1968 das bestimmende Thema in Medien und Öffentlichkeit.

Die Liberalisierungs- und Demokratisierungsbestrebungen unter Alexander Dubček seit Jahresbeginn, die in den westlichen Medien als „Prager Frühling“ firmierten, fanden mit dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen am 21. August 1968 ein jähes und brutales Ende.

Abb.: stern-Cover vom 1. und 8. September 1968 (v. l. n. r.)

Das Gewissen der Menschheit

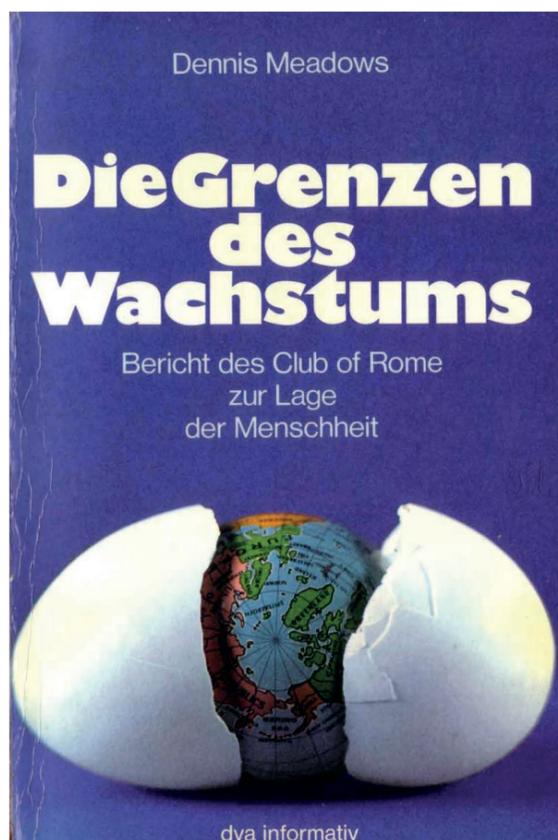
Wegen globaler Herausforderungen gründen kluge Köpfe vor 50 Jahren den Club of Rome. Gemeinsam setzen sich die Experten aus vielen verschiedenen Fachrichtungen für eine nachhaltige Zukunft der Menschheit ein.

Der Schock sitzt tief. Zumindest die Mehrheit der Europäer nimmt es am 1. Juni 2017 fassungslos zur Kenntnis, dass US-Präsident Trump tatsächlich den Austritt der USA aus dem mühsam errungenen Pariser Klimaabkommen vom Dezember 2015 ankündigt. Der britische *Guardian* spricht vom „größten Erfolg der Klimaleugnerindustrie“, die *New York Times* nennt den Austritt schlicht „schändlich“. Dabei besteht bei einer erdrückenden Mehrheit unter den Wissenschaftlern kein ernsthafter Zweifel mehr an einer kritischen Veränderung des Weltklimas. Diese Erkenntnis hat eine lange Vorgeschichte.

In der Ewigen Stadt

Fünzig Jahre zurück: Der italienische Industrielle Aurelio Peccei ist über die globale Entwicklung der Umwelt- und Lebensbedingungen vieler Menschen ernsthaft besorgt. Er kennt sich aus. Über Jahrzehnte war der Turiner an höchster Stelle für Großkonzerne weltweit tätig. Seine eigenen Erfahrungen mit der sogenannten „Dritten Welt“ veranlassen ihn im Winter 1967/68 zu handeln. Er findet im schottischen OECD-Direktor für Wissenschaft und Technik Alexander King einen ebenfalls besorgten Mitstreiter.

Gesprächstreffen von Peccei und King führen im April 1968 erstmalig zur Begegnung einer größeren Gruppe kluger Köpfe. Schnell treten Differenzen zu Tage, doch die Durchhaltewilligen vereinbaren weitere Treffen. Und wo man schon mal in der Ewigen Stadt ist, kann man dem Kreis zumindest schon mal einen Namen geben: „Club of Rome“. Seit seiner Gründung ist der Club auf seine Unabhängigkeit bedacht: keine finanzielle Unterstützung durch Regierungen oder Industrie. Clubmitglieder, die ein politisches Mandat erhalten, müssen ihre Mitgliedschaft ruhen lassen. Schnell wird klar: Die europäische Sicht alleine reicht nicht, die Probleme der Umwelt, Ressourcenverbrauch, soziale Fragen wirken global. Die Diskussionen sollen die „Weltproblematik“ in den Blick nehmen. Schlicht: die „Lage der Menschheit“.



Die auf hundert begrenzten Mitglieder sollen daher möglichst viele Weltregionen abdecken.

Seine berühmten Berichte sind in ihrer Mehrheit nicht „vom“ sondern „an den“ Club of Rome gerichtet. Das fördert die plurale Debatte. Und gleich der erste, von Mitarbeitern eines hoch renommierten US-Instituts (MIT) erstellte, katapultiert den Club of Rome mit einem Schlag in die Weltöffentlichkeit:

Die Grenzen des Wachstums (engl. Titel: *The limits to growth*), 1972 veröffentlicht, in vierzig Sprachen übersetzt und millionenfach verkauft. Die enorme Wirkung dieses Berichts wurde durch die Ölkrise 1973 noch verstärkt. Zeitgenossen werden sich noch an die autofreien Sonntage erinnern.

Viele weitere Berichte folgen. Nicht alle finden eine vergleichbare Resonanz: Ein kritischer Blick auf das Wirtschaftsziel „Wachstum“ schafft nicht nur Freunde. Zur Jubiläumstagung 1993, die Gründung liegt 25 Jahre zurück, attestiert die FAZ, er habe „seine große Zeit offenbar hinter sich“ unter der Überschrift „Nachruf auf den Club of Rome“.

Das klang pointiert. Aber „Totgesagte leben länger“ – auch in diesem Fall. Über die Jahre ist das „Who is who“ der Clubmitglieder herausragend. Auch die Schar der Ehrenmitglieder – Jimmy Carter, Michail Gorbatschow, Vaclav Havel, um nur wenige zu nennen – spricht für sich.

Aktuell sind auch die Ökonomin Claudia Kemfert und der Klimaforscher Mojib Latif Mitglieder des Club of Rome, beide der interessierten Öffentlichkeit vertraut. Den Co-Vorsitz hält der Naturwissenschaftler Ernst Ulrich von Weizsäcker inne. Bei der erwähnten Jubiläumsfeier 1993 sprach dessen Onkel, Bundespräsident Richard von Weizsäcker, vom Club of Rome als dem „Gewissen der Menschheit“. Mehr Würdigung ist kaum vorstellbar.

Ulrich Meer

Ulrich Meer befasst sich als freier Autor mit Geschichtsthemen.

Die Pille und die Kirche

Am 25. Juli 1968 erscheint *Humanae vitae*. Das Schreiben von Papst Paul VI. sorgt für einen medialen Sturm der Entrüstung und gilt heute vielen als Dokument der Entfremdung zwischen katholischer Amtskirche und Gläubigen.

„Pillen-Paul“: Diesen Spitznamen verpassen Journalisten am 25. Juli 1968 dem amtierenden Papst Paul VI. Ein Spitzname, der mit einem Schlag vergessen lässt, dass dieser Papst den Ruf eines Reformers hatte. Als Nachfolger von Papst Johannes XXIII. führt er das Zweite Vatikanische Konzil fort, das Kirche und Katholizismus modernisierte. Unter seiner Führung wird der seit dem 16. Jahrhundert geführte Index verbotener Bücher abgeschafft. Paul VI. reist zur UNO nach New York und geht in Zeiten des Kalten Krieges auf die Ostblockstaaten zu. All das tritt am 25. Juli 1968 in den Hintergrund, als die Enzyklika *Humanae vitae* erscheint.

Aus dem päpstlichen Schreiben wird die Pillenzyklika, der Papst mutiert zum Pillen-Paul. Paul VI. hatte die Themen Familienplanung und Geburtenregelung vom Zweiten Vatikanischen Konzil geerbt. Hier wurden sie diskutiert – ohne Ergebnis. Eine kirchliche Kommission wurde eingesetzt. Im Abschlussdokument empfahlen 1966 die Mitglieder der Kommission nahezu einstimmig die bedingte Freigabe sogenannter künstlicher Methoden der Empfängnisregelung. Paul VI. aber schließt sich der Kommissionsminderheit an, die nur die Zeitwahlmethode (Knaus-Ogino; natürliche Empfängnisverhütung) als mit der kirchlichen Tradition vereinbar ansah. Sicher: Paul VI. betont, dass es zur verantworteten Elternschaft gehöre, „die Kinderzahl zu planen“ (HV 16). Doch nicht mit der 1960 auf den Markt gekommenen Pille. Die Argumentation: Künstliche Verhütungsmittel trenne die zentralen Sinngehalte der Sexualität, die „liebende Vereinigung“ und die „Fortpflanzung“ (HV 12). Dadurch verstoße sie gegen die kirchliche Lehre. Mitten im Jahr der Studentenunruhen löste das päpstliche Schreiben einen Sturm der Entrüstung innerhalb und außerhalb der Kirche aus. Im

Fokus: Die Pille. Dass die Enzyklika eindringlich von der personalen Liebe spricht, von der Annahme des anderen um seiner selbst willen, das geht unter. Unter geht auch, dass *Humanae vitae* ein leidenschaftliches Plädoyer gegen sexuellen Konsum, gegen die Degradierung der Frau zum Lustobjekt, gegen staatlich gelenkte Bevölkerungspolitik ist. Die feministische Kritik späterer Zeit vorausnehmend befürchtete der Papst, dass mit Hilfe der Pille Männer Frauen „zum bloßen Werkzeug ihrer Triebbefriedigung erniedrigen und nicht mehr als Partnerin ansehen“ (HV 17) könnten.

Bollwerk gegen sexuelle Befreiung?

Humanae vitae gilt heute als das Dokument der Entfremdung zwischen Lehramt und Gläubigen in den Katholischen Kirche. Einer Kirche, die weltferne Probleme diskutiert und mit den realen Problemen der Menschen nichts (mehr) zu tun hat. Ganz offen verweigerten sich seitdem viele Gläubige weltweit der päpstlichen Doktrin. Fünzig Jahre nach *Humanae vitae* zeigen Untersuchungen, dass nur wenige Katholikinnen und Katholiken dem Papst in dieser Frage folgen.

Bemerkenswert: Auch unter Bischöfen regte sich massive Kritik. In ihrer *Königsteiner Erklärung* betonte die Deutsche Bischofskonferenz im August 1968, dass Katholiken prüfen müssen, ob sie die Position des Papstes teilen oder in Fragen der Empfängnisverhütung zu einem abweichenden Standpunkt kommen. Ihr Gewissen, so die Bischöfe, steht über dem Papst. In vielen Medien und der Öffentlichkeit wurde die Diskussion grundsätzlicher geführt. Die Enzyklika, so die Wahrnehmung, zielt nicht nur auf ein Verbot der Pille. Sie stehe vielmehr für ein zentralistisches Kirchenverständnis. Und sie zeige ganz grundsätzlich, welche Probleme die Katholische Kirche mit dem technisch-wissenschaftlichen Fortschritt der Nachkriegsjahre habe. Mehr noch: *Humanae Vitae* mutierte von der Pillenzyklika zum Bollwerk einer von zölibatären Männern geführten Kirche gegen die sexuelle Befreiung und die 1968 beginnende weibliche Emanzipation überhaupt.

Die Diskussion über *Humanae vitae* ist nie abgerissen. Auch 50 Jahre nach dem Erscheinen von *Humanae vitae* ringt die Katholische Kirche noch um die Frage, wie menschliche Sexualität und intime Beziehungen zu deuten sind.

Thomas Laubach

Dr. Thomas Laubach (Weißer) ist Professor für Theologische Ethik an der Universität Bamberg.



Foto: Matthew Bowden

Die Geburtsstunde des Graffiti

Spektakuläre Berühmtheit und ambivalente Persönlichkeit – das war Peter-Ernst Eiffe, der als vermutlich erster deutscher Graffiti-„Künstler“ zu Zeiten der studentischen 68er Protestbewegungen mit einem Filzstift durch Hamburg zog und seine Parolen verbreitete.

Eiffe der Bär, wie er sich selbst nannte, wuchs (1941 in Hamburg geboren) in geordneten Verhältnissen auf; sein Karriereweg verlief zunächst sehr gradlinig mit Abitur, Bundeswehr und einem Studium der Betriebswirtschaftslehre. Nach dem Abbruch des Studiums nahm er eine Stelle beim Statistischen Landesamt an, dabei lagen Anpassung und Renegatentum, Genie und Wahnsinn stets nah beieinander: Einerseits wurde Eiffes überdurchschnittliche Intelligenz von seinem Arbeitgeber bescheinigt, andererseits fiel er durch ungebührliches Verhalten auf. So beschimpfte er die Reinigungskräfte der Behörde auf Französisch, was seine Entlassung zur Folge hatte.

Damit begann sein Protest, der in seiner Art und Ästhetik zu dieser Zeit vollkommen außergewöhnlich war. Mit einem Filzstift beschriftete Eiffe nächtelang in fast allen Hamburger Stadtteilen Plakate, Hauswände, Verkehrsschilder, Denkmäler und andere Flächen, die sich ihm boten. Die ungewöhnlichste „Fläche“, die er beschrieb, war wohl die Gewinnerin der Wahl zur Miss Universitas, auf deren Schulter er die Forderung „Eiffe auch Mr. Universitas“ hinterließ.

Eiffes Botschaften waren wenig bescheiden. So plädierte der Filzstift-Protestler für seine Wahl zum Bürgermeister oder nannte sich selbst in einem Atemzug mit Sokrates und Goethe. Er versuchte dabei nicht, seine Identität geheim zu halten, sondern schrieb – ganz im Gegenteil – zu den meisten seiner Parolen seine vollständige Adresse oder Telefonnummer.

Inhaltlich übernahm Eiffe teilweise die Sprüche der Außerparlamentarischen Opposition mit Antinotstands-, Antispringer- und Antikapitalismusformeln, passte diese aber meist spontan an die Umgebung an. Er engagierte sich in keiner politischen Gruppierung, sondern betrachtete sich selbst vielmehr als die harmonische Größe aller Konflikte. Die Quintessenz seiner politischen Sprüche lautete daher: „Eiffe befriedet die Welt“.

Eiffe war Pazifist, vertrat ein humanistisches Weltbild und

beschrieb sich selbst als Gewaltgegner, reflektiert und feinnervig. Ob sein Protestzug als Empörung, Größenwahn oder Parodie zu klassifizieren ist, bleibt allerdings unklar. Fest steht, dass er durch seine Aktionen die Ohnmacht des politischen Einzelgängers symbolisierte und zur politischen Organisation geradezu herausforderte. Bereits vor seinen Filzstiftparolen war er durch spektakuläre Einzelaktionen aufgefallen, indem er bei jeder Gelegenheit das Mikrofon ergriff und Eigenwerbung betrieb. Der junge Mann, der Aussagen wie „Ich habe mich selbst autorisiert, Plakate zu beschreiben, da sie sonst doch niemand richtig liest“ traf, war innerhalb kürzester Zeit zu einer Berühmtheit innerhalb Hamburgs, aber auch über deutsche Grenzen hinaus, geworden. Jäh unterbrochen wurde die Filzstiftkampagne Eiffes durch seine Verhaftung: Er war mit seinem Fiat „Eiffe-Republik“ in die Wandelhalle des Hamburger Hauptbahnhofs gefahren und hatte dort begonnen, die Wände auf seine eigene Art und Weise zu bemalen. Als Konsequenz wurde er in die psychiatrische Klinik in Hamburg-Ochsenzoll eingewiesen.

Durch sein Wirken hatte Eiffe eine Art Kult ausgelöst, der Nachahmer hervorrief, die sich um seine Handschrift bemühten und ein (erfolgloses) Komitee zu seiner Befreiung gründeten. Im 1995 gedrehten Dokumentarfilm *Eiffe for President – Alle Ampeln auf gelb* kommen viele Zeitzeugen und Bekannte des Künstlers zu Wort. Zu fassen ist seine Persönlichkeit dennoch nicht – im Gegenteil: Der Eindruck des Hamburgers bleibt facettenreich und undurchschaubar. Eiffes Leben nahm im Dezember 1983 ein trostloses Ende, als er nach 15-jährigem Aufenthalt auf der Flucht aus der Psychiatrie erfor – zunächst unentdeckt. Was bleibt, sind die Überreste einer außergewöhnlichen Protestbewegung und die Erinnerung an eine einzigartige und inspirierende Persönlichkeit. Ende Mai 2018 jährt sich seine Verhaftung zum 50. Mal. *Julia Schulze*

Völlig losgelöst

Baikonur, 12. April 1961: „Pojechali! – Los geht's!“, meldet Juri Gagarin der Bodenstation, als er seinen 108-minütigen Pionierflug startet. Ein Moment, der die Welt elektrisiert und den Fliegermajor zum ersten Menschen im Weltall werden lässt.



Juri Gagarin (links) trifft die amerikanischen Gemini 4 Astronauten 1965 in Paris.
Foto: 65-H-1123/National Aeronautics and Space Administration

„Ich bin ein Freund, Genossen, ich bin ein Freund!“ – Mit diesen Worten begrüßte ein in einem Raumanzug steckender und wie ein Außerirdischer anmutender Mann zwei überraschte Frauen nahe der Stadt Engels in Russland. Zu dieser Begegnung „der anderen Art“ kam es aufgrund falscher Berechnungen des Landesplatzes der Wostok. Der vermeintliche Außerirdische war Juri Gagarin: Der Kosmonaut, der gerade in knapp zwei Stunden Weltgeschichte geschrieben hatte und so zum „Helden der Sowjetunion“ wurde. Die UdSSR konnte sich nach dem Satelliten Sputnik 1957 (erstes künstliches Objekt) und der Hündin Laika mit der Sputnik II (erstes Lebewesen) nun auch den Triumph des ersten Menschen im All auf die Fahne schreiben.

Juri Alexejewitsch Gagarin wird am 9. März 1934 im russischen Dorf Kluschino als Tischlersohn geboren. Nach der Ausbildung als Gießer besucht er das Industrietechnikum und beginnt dabei, sich für die Fliegerei zu interessieren. Gagarin wird daraufhin Mitglied eines Fliegerclubs. Die Aufnahme bei den sowjetischen Streitkräften und die dortige Ausbildung zum Kampfflieger leisten den übrigen Beitrag auf dem Weg zum Kosmonauten – er wird 1960 für die Raumfahrtmission ausgewählt. Der damals 27-jährige Fliegermajor umrundete als erster Mensch mit dem Raumschiff Wostok die Erde und erschuf so den Heldentypus des Kosmonauten. Mit seinem Einsatz, der dank der Presse weltweit zur Sensation avancierte, verlieh Gagarin der Weltraumforschung ein menschliches Gesicht und läutete das Zeitalter der bemannten Raumfahrt ein.

Zudem gelang es der Sowjetunion, die Konkurrenz NASA mit diesem Flug zu überraschen und zu übertrumpfen. Im Kampf der Supermächte konnten die Amerikaner erst 1962 nachziehen, als John Glenn mit der Friendship 7 die Erde umkreiste. Bilder des lächelnden Gagarin gingen um die Welt. Er selbst wurde auf seinen anschließenden Reisen international umjubelt – und das auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges. Bis heute markiert ein Denkmal den Landeplatz und das Ereignis wird alljährlich gefeiert. Gagarins Erfolg und seine Persönlichkeit beeindruckten selbst die Queen, die er als „Botschafter des Friedens“ besuchte: „Ich kann zwar um die Erde fliegen, aber mit dem Besteck kenne ich mich nicht aus“, soll er zu ihr gesagt haben. Worauf diese geantwortet haben soll: „Ich bin in diesem Palast geboren worden. Und sogar ich komme immer noch durcheinander.“ Außerdem erhielt er den Lenin-Orden, den Titel „Held der Sowjetunion“ und es wurden ein Mondkrater sowie der Asteroid 1772 nach ihm benannt.

Der Pionier blieb zunächst Teil des russischen Weltraumprogramms, jedoch gab es für ihn keine Missionen mehr. Grund waren die zu hohen Risiken eines weiteren Einsatzes. So sollte der „Popstar des Ostblocks“ stattdessen andere Raumfahrt-Anwärter ausbilden. Tragischerweise stürzte der Kosmonaut am 27. März 1968 bei einem Testflug mit einem Jagdflugzeug ab, woraufhin viele Gerüchte bezüglich der Absturzursache aufkamen. Die Umstände konnten bis heute nicht gänzlich geklärt werden. So trug selbst der Unfalltod zur Legendenbildung um Juri Gagarin bei. *Monika Dünninger*





Ciao, Klaus

Er forschte zu Propagandarundfunk, zur Qualitätspresse, zur Ethik im Journalismus, gründete ein Netzwerk internationaler Medienhistoriker, feierte mit uns, ging von uns. Am 29. Mai 2017 starb Klaus Arnold.

Was bleibt von einem Wissenschaftler? Ein paar Bücher, Aufsätze, Erinnerungen, bestenfalls Kinder. Zwei Töchter und einen Sohn hat Klaus Arnold mit seiner Frau Antje. Charlotte heißt die jüngste, Hannah und Niklas die älteren, Zwillinge. Sehr bewusst war diese Namenswahl der Erstgeborenen: Hannah Arendt war für Klaus Arnold ein moralisch-wissenschaftliches Vorbild, Niklas Luhmann eine ständige Referenzgröße, Bezugspunkt seiner Forschung. Dabei war er nie ein „strenger“ Systemtheoretiker, hat er immer auch individuelles Wirken und Handeln in seine Analysen mit einbezogen.

Sein Forschen war stets auch praxisorientiert, war eingebunden in die Betrachtungen gesellschaftlicher Entwicklungen, wollte Medienschaffenden Anhaltspunkte für ihr Handeln liefern. Und er war auch einer, der selbst noch das journalistische Handwerk gelernt hatte. 1968 in Nürnberg geboren, machte er nach dem Abitur ein Volontariat und arbeitete als Redakteur bei einem Lokalradiosender in seiner Heimatstadt. Bis zuletzt schrieb er auch journalistisch, verfasste Glossen für die *Deutsche Universitätszeitung* und *spiegel.de* über die seltsame Profession der Professoren an deutschen Unis: ICE-Dauerpendler, Stehparty-Welterklärer, Kämpfer wider die Tücken von Akkreditierungsverfahren oder Verwaltungswirris, „Drittmittelkönige“ und „Mensa-Macchiavellis“; entlarvend, nicht denunzierend, witzig und tief sinnig karikierend.

Das war sein Hobby, die Wissenschaft längst sein Beruf. Klar, analytisch war auch hier seine Sprache – schon in seiner 1995 im Diplomstudiengang Journalismus an der Münchner Uni vorgelegten Abschlussarbeit über den *schwierige[n] Weg zu einer nationalen Integrations-Hörfunk. Das DeutschlandRadio*

und seine zwei Programme. Fünf Jahre später wurde er bei Ursula E. Koch promoviert mit einem voluminösen, 750-seitigen Buch zum *Kalte[n] Krieg im Äther. Der Deutschlandsender und die Westpropaganda der DDR*. 2008 folgte dann seine Habilitationsschrift, 600 Seiten dick diesmal, über *Qualitätsjournalismus. Die Zeitung und ihr Publikum*. Davor, dazwischen, danach hat Klaus Arnold sieben weitere Bücher herausgegeben, rund 25 größere wissenschaftliche Aufsätze verfasst, viele Rezensionen und Kurzbeiträge geschrieben.

Seit 2010 war er Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Trier, vorher viele Jahre Assistent erst in München, dann an der Katholischen Universität Eichstätt. Vier Jahre lang war er Sprecher der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, 2009 Mitgründer, dann Vorsitzender der Section Communication History des europäischen kommunikationswissenschaftlichen Fachverbandes ECREA. Ein Netzwerker war er, kein „Lautsprecher“; ein ruhiger Unterhalter, der so fröhlich lachen konnte.

Am 30. September wäre Klaus Arnold 50 geworden, hätte ihn nicht ein Hirntumor besiegt. „Was, du rauchst noch?“, hatte ich ihn gefragt, als ich ihn wenige Wochen zuvor das letzte Mal sah. Bei einer Tagung war es; vor der Tür stand er, wie so oft mit der Zigarette in der Hand, umringt von Kollegen, angeregt plaudernd. „Jetzt ist's eh schon egal“, meinte er. Lakonisch, nicht bitter.

Als analytisch-idealistischer Herzensmensch wird er vielen in Erinnerung bleiben, unser Kollege, unser Freund Klaus.

Markus Behmer



Foto: Antje Eichler

Morus lehrt Mores

Der Wirtschaftsjournalist Richard Lewinsohn war ein Mann mit vielen Talenten.

Er war Doppel-Doktor – mit einem Titel in Medizin, einem in Politikwissenschaft. Er arbeitete im Ersten Weltkrieg als Arzt an der Front, nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte er als Wirtschaftsberater der brasilianischen Regierung. Er schrieb und komponierte Bühnenstücke und Opern, verfasste Sachbücher etwa über die *Weltgeschichte der Sexualität* (1956) und die *Weltgeschichte des Herzens* (1959) sowie *Eine Geschichte der Tiere* (1952). Vor allem aber war er Wirtschaftsjournalist.

Geboren wurde Richard Lewinsohn 1894 im westpreußischen Graudenz, gestorben ist er am 9. April 1968 in Madrid. Dazwischen lag eine bewegte Karriere, ein Wanderleben. Von 1926 bis 1930 leitete er die Wirtschaftsredaktion der großen, liberalen *Vossischen Zeitung* in Berlin, danach ging er als Leiter des Ullstein-Büros nach Paris.

Gleichzeitig verfasste er insgesamt 411 Beiträge, meist unter dem Pseudonym Morus, für die legendäre Rundschauzeitschrift *Die Weltbühne*, auch sie vor allem zu wirtschaftspolitischen Themen – und er schrieb bis 1934 acht Erklärbände, etwa über *Sinn und Unsinn der Börse* (1933), *die Geschichte der Krise* (1934) und *Wie sie [die Wirtschaftsführer der Weimarer*

Republik] groß und reich wurden (1927). Als die Nazis an die Macht kamen, blieb Lewinsohn in Paris.

Er schrieb nun für verschiedene Exilperiodika, insbesondere *Das Neue Tage-Buch* – einst, noch in Berlin, als *Das Tage-Buch* das große Konkurrenzorgan der *Weltbühne*; Campanella nannte er sich da.

Nachlass in Mappen und Koffern

Als 1940 der Norden Frankreichs von den Deutschen besetzt wurde, floh er über Lissabon nach Rio. 1952 schließlich kehrte er zurück nach Paris, lebte meist in Hotels, reiste durch Europa. Sein in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrter Nachlass umfasst 55 Mappen und zwei Koffer, hunderte Manuskripte, Notizbücher, persönliche Dokumente. Sein Werk harret noch einer gründlichen wissenschaftlichen Analyse. Wert wäre es das, schrieb doch schon 1930 Kurt Tucholsky über den *Weltbühne*-Kollegen, er habe „den sonst so trocknen [...] Handelsteil so amüsant, so lebendig und so schonungslos witzig“ gestaltet, dass seine Artikel „wohl am meisten gelesen worden sind und gelesen werden“.

Markus Behmer

Lehnau macht Theater

Vom Handwerker zum Feuilletonchef: die bewegte Karriere von Walther Kiaulehn.

„Sein Gesicht war sehr zerfurcht, und wir guckten lieber ins Weinglas. Er war ein verdammt guter Freund: ein verdammt guter Trinker auch.“ So erinnert sich der einstige *Zeit*-Chefredakteur Josef Müller-Marein an ihn. Vor allem aber war er ein verdammt guter Journalist: „Seine Berichte waren wunderbar anschaulich, unübertrefflich waren die mit witziger Gelassenheit und in funkelndem Deutsch formulierten Betrachtungen.“ In die Wiege gelegt war das Walther Kiaulehn nicht.

Sein Vater war Pfisterer, er selbst, am 4. Juli 1900 in Berlin geboren, macht nach der Volksschule eine Lehre, wurde schließlich Elektromeister bei Osram.

Dem Elektriker geht ein Licht auf

Schreiben war aber schon früh seine Leidenschaft – und 1924 sattelte er beruflich um. Er wurde Gerichtsreporter beim großen *Berliner Tageblatt*. 1930 wechselte er in die Feuilletonredaktion des Boulevardblatts *B.Z. am Mittag*, schrieb dort als „Lehnau“ vor allem kulturelle Kurzbetrachtungen.

Dann kamen die Nazis, kam ein Bruch: Noch 1933 erhielt Kiaulehn Berufsverbot wegen einiger Essays, die aneckten. Er stellte sich unter, arbeitete als Kunstmaler und zeitweise als

Sprecher für die *UFA-Wochenschau*, verfasste unverfängliche Bücher, etwa ein *Lesebuch für Lächler* (1938), dann, im Krieg verfängliche Jubel-, schließlich Durchhaltetexte. In einer Propagandakompanie war er eingesetzt und als Redakteur der NS-Auslandsillustrierten *Signal*.

Belastet war er damit nach Kriegsende. Beim Film kam er nun unter, trat als komödiantischer Schauspieler in diversen Produktionen in Erscheinung und in München in Unterhaltungsstücken und als Kabarettist auf, zeitweise zusammen mit Werner Finck.

1950 wechselt er dann wieder die Seite – von den Brettern vor die Bretter. Er wurde Theaterkritiker und bald leitender Redakteur beim *Münchner Merkur*, was er bis zu seinem Tod vor 50 Jahren, am 7. Dezember 1968, blieb.

Eine „Edelfeder“ war er, wie Müller-Marein im *Zeit*-Nachruf deutlich machte. Die Feder konnte aber auch stechen. Als er 1959 einen Verriss über ein Jesus-Stück geschrieben hatte, predigte der Prior eines Münchner Klosters öffentlich gegen Kiaulehn: „Seine Kritik ist ein Sabotageakt gegenüber dem Frieden der Völker und der Rassen, ist eine Beleidigung für alle, denen Christus etwas bedeutet“. Na denn: Prost! Markus Behmer

Zwischen Fakten und Fiktion

Das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war die Zeit der Muckraker in den USA. In Magazinen wie *McClure's* schrieben Journalisten Exposés über Kartelle und Korruption. Upton Sinclair aber nutzte Romane, um gegen gesellschaftliche Missstände anzuschreiben.

Upton Sinclair starb am 25. November 1968 mit 90 Jahren. Sein Lebenswerk beeindruckt. Er war nicht nur ein produktiver Romanautor mit weit mehr als 80 Büchern und erhielt 1943 einen Pulitzer-Preis, sondern war auch politisch äußerst aktiv. Während der großen Depression verlor Sinclair, der zuvor bereits zwei Mal als Kandidat der Sozialistischen Partei angetreten war, mit seiner politischen Bewegung EPIC (End Poverty in California) die Wahl zum Gouverneur Kaliforniens. Sein politisches Programm inspirierte Franklin D. Roosevelts New Deal.

Mehr als ein halbes Jahrhundert dauerte Sinclairs Kampf für Sozialreformen und Arbeiter- und Verbraucherrechte. Die Erfolge waren beachtlich. Ein Jahr vor seinem Tod wurde Sinclair von Präsident Lyndon B. Johnson in das Weiße Haus eingeladen, um der Unterzeichnung des Wholesome Meat Act beizuwohnen. Es war der letzte Schritt in einem langen legislativen Prozess, der 1906 mit dem Pure Food and Drug Act begonnen hatte. Auslöser hierfür war Sinclairs Roman *The Jungle*, der im selben Jahr zunächst als Serie in der sozialistischen Zeitschrift *Appeal to Reason* erschienen war und mit seinen drastischen Schilderungen über die Zustände in der Fleischindustrie einen massiven Skandal ausgelöst hatte.

Sinclair, der 1878 in Baltimore zur Welt gekommen war, zog mit seinen Eltern mehrfach um, da sein Vater im Kampf mit dem Alkoholismus häufig die Arbeit wechselte. Die Familie war mütterlicherseits aber sehr wohlhabend, was Sinclair davor bewahrte, in die Armut abzudriften. Ab 1888 wohnte die Familie in Queens, New York. Dort besuchte Sinclair das City College und entdeckte sein literarisches Talent. Mit Beiträgen in Groschenheften konnte er als Jugendlicher die Gebühren für ein Jurastudium an der Columbia University selbst aufbringen, welches er allerdings zugunsten einer Schriftstellerkarriere aufgab. Seine ersten ernstzunehmenden Romane orientierten sich noch eher an historischen Themen, aber schon bald profilierte sich Sinclair als literarisches Sprachrohr der sozialistischen Bewegung. *The Jungle* wird gerne als erster proletarischer Roman der USA bezeichnet. Für Sinclair war der Roman ein politisches Medium. In New York konnte er die sozialen Spannungen wie nirgends sonst

aus erster Hand beobachten. Millionen Einwanderer kamen zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg vor allem aus Süd- und Osteuropa in die USA. Viele von ihnen mussten schon bald erkennen, dass der amerikanische Traum eine Illusion war. Die meisten arbeiteten unter schlechtesten Bedingungen in den Fabriken für einen Hungerlohn. Naheliegender war es für Sinclair, die Geschichte, die er mit *The Jungle* zu erzählen gedachte, in diesem proletarischen Einwanderermilieu anzusiedeln. Seine Hauptfigur wurde der litauische Arbeiter Jurgis Rudkus. Das Setting des Romans ist allerdings Chicago, das New York den Rang als industrielles Zentrum abgelaufen hatte.

Der Titel des Buches ist als Metapher auf den entfesselten Kapitalismus zu lesen, der unbarmherzig jene vernichtet, denen es nicht gelingt, sich in einer brutalen Arbeitswelt durchzusetzen. Für Menschlichkeit, so Sinclairs Urteil, ist in einer solchen Gesellschaft kein Platz.

Zwar ist das Schicksal der litauischen Familie fiktiv, die von Sinclair geschilderten Zustände in der Fleischindustrie waren es aber nicht. Die Darstellung beruhte auf Nachforschungen des Autors, der eine mehrmonatige Recherche in den Schlachtfabriken Chicagos auf sich genommen hatte. Die Berichte über erschreckende hygienische Zustände, über Knochenarbeit und Ausbeutung und über ein Fleischkartell, das die USA mit billiger Konservennahrung versorgte, waren allesamt ver-

bürgt. Auch spätere Romane, wie *The Brass Check* über die Machenschaften des Pressemagnaten Hearst und *Oil!* über den brutalen Konkurrenzkampf in der Ölindustrie, beruhten auf intensiven Recherchen. Sinclairs faktographische Prosa überdauerte die Ära des Muckraking vielleicht auch deshalb, weil er es verstand, journalistische Methodik und fiktive Erzähltechnik zu verbinden. Dabei ging es Sinclair wohl nie um große literarische Meriten, sondern um die Auslotung der Möglichkeiten von Sozialkritik und politischer Mobilisierung mit den Mitteln des Romans. Er selbst agierte dabei nicht nur in einer intellektuellen Salonöffentlichkeit, sondern protestierte häufig an vorderster Front für Arbeiterrechte und eine sozialere Gesellschaft.

Hendrik Michael



Foto: Library of Congress

Offene Worte – auch für Hilde, die Bäuerin

Gerhart Eisler gehört zur Gründergeneration der DDR und macht dort zunächst das, was er am besten zu können schien: Er leitet das Amt für Information. Später war er dann zwar auch Rundfunkchef, im Land bekannt gemacht hat ihn aber eine Zeitungskolumne.

Es ist eine feine Familie, in die Gerhart Eisler 1897 hineingeboren wird. Kommunistischer Adel sozusagen. Bruder Hanns wird später die Nationalhymne der DDR komponieren und Schwester Ruth Fischer in die KPD-Geschichte eingehen. In Gerharts Lebenslauf findet sich schon früh zwischen vielen Parteijobs immer wieder Journalismus: die *Rote Fahne* und der KPD-Pressedienst in den 1920ern, der Geheimsender 29,8 in Spanien in den 1930ern, *Communist*, *New Masses* und *The German American* in den 1940ern. Auch als Behördenchef im Ost-Berlin schreibt er Artikel, im März 1952 zum Beispiel, als die SED wieder einmal gegen Westsender trommelt. Eisler im SED-Zentralorgan *Neues Deutschland*: Wer den RIAS einschalte, sei entweder ein Narr oder ein amerikanischer Agent. Das hätte Karl-Eduard von Schnitzler nicht besser gekonnt.

Schnitzler hätten die Montagsdemonstranten von 1989 am liebsten in den Tagebau gejagt. Warum haben ihre Väter und Mütter Schlange gestanden, wenn Gerhart Eisler bei einem Jugendforum sprach? Temperamentvoll und offen, ehrlich und nachdenklich soll er gewesen sein. Und, vielleicht noch wichtiger: bereit, sich auf alle Fragen einzulassen. Von 1955 bis zu seinem Tod im März 1968 hatte Eisler eine Kolumne in der *Jungen Welt*, der Tageszeitung für die Jugend der DDR. Jede Woche *Offene Worte*. „Es war gar nicht so leicht“, schreibt Eisler zum 500. Beitrag 1965. „Ich bin oft krank gewesen, war im Hospital. Ja, dann haben die Ärzte mit mir geschimpft, ich würde aus meinem Krankenbett ein Büro machen. Aber ich habe es immer durchgesetzt, und das freut mich heute.“

Ob sich auch die Leser gefreut haben, ist schwer zu sagen. Der Verlag *Junge Welt* hat 1966 eine Art „Best of“ gedruckt: 40 Texte, die „die breite Skala“ an Themen spiegeln sollen, die Eisler in der Zeitung anfasste: Ist das Rauchen ein Ausdruck von Männlichkeit? Ist die Jugend von heute wirklich vollkommen verdorben? Sind Weltraumpiloten aus den USA auch Helden?

Ist mein Cousin in der Bundeswehr mein Feind? 1957 klagt Hilde, eine Bäuerin, dass „bei uns“ in jedem Buch die Politik erwähnt werde. Sie lese lieber Liebesromane, „aber solche Bücher gibt es ja nur im Westen.“ Breiter geht es wirklich nicht. Und: Eisler nimmt die Sorgen ernst. Ja, Hilde, Du hast Recht: Es müsste mehr Bücher geben, „in denen in spannender Weise das Problem der Liebe auch in der heutigen Zeit und bei uns behandelt wird“. Er, Eisler, wisse zwar nicht, „welche Bücher Du aus dem Westen liest“, liebe Hilde, er kenne aber einige von den „Schundheften“, die da in ganzen Serien „in unsere Republik eingeschleust werden.“ Der Schuss Aufklärung folgt sogleich: „Solche Bücher können wie Gift wirken. In diesen Westbüchern wird immer von Politik gesprochen, auch wenn du es nicht merkst“ – schließlich werde der Kapitalismus genau wie Westdeutschland als „herrlichste aller Welten“ dargestellt. Pfui Teufel, liebe Hilde.

Immerhin: Man konnte Gerhart Eisler verstehen, obwohl er einen Professorentitel trug. Und: Er hat schon vor Geburt der DDR alles gesehen, was die kommunistische Bewegung an Dramen aufzuführen hatte: Zwist, Intrigen und Verrat in der Familie wie in der Parteispitze, Arbeit für den sowjetischen Geheimdienst, die Komintern und die KPD in der halben Welt, Internierung in Frankreich und 1949 schließlich eine spektakuläre Flucht aus den USA, wo ihm eine Verurteilung wegen Spionage drohte. 1953 bis 1955 wird er sogar zum Feind im eigenen Land. Keine Funktionen, ohne Angabe von Gründen. „Diese zwei Jahre gehören zweifellos zu den bittersten meines Lebens“, schreibt er 1960 in einen Lebenslauf. So jemandem hört man selbst dann zu, wenn seine *Offenen Worte* nur die Parteilinie übersetzen.

Michael Meyen

Dr. Michael Meyen ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität München.



Gerhart Eisler (ganz links) mit Karl-Eduard von Schnitzler (Mitte) und anderen DDR-Spitzenpolitikern in der Fernsehsendung *Treffpunkt Berlin* des deutschen Fernsehfunks.

Foto: Bundesarchiv/183-78967-0001/Weiß, Günther/1960

Welten voller Abenteuer

Mit den *Fünf Freunden*, *Hanni und Nanni* und vielen weiteren Geschichten begeistert Enid Blyton Kinder und Jugendliche bis heute. Mehr als 600 Millionen Mal wurden ihre Werke bereits verkauft. Vor 50 Jahren starb die britische Schriftstellerin.

Für die Geschwister Julian, Dick und Anne, ihre jugendhaften Cousine Georgina, genannt George, und Mischlingshund Timmy sind die Ferien niemals langweilig. Ganz im Gegenteil: Leuchttürme, geheime Wege und Burgen gilt es zu erkunden. Angsteinflößende Entführer und Räuber? Die schlagen die fünf Freunde mit Raffinesse in die Flucht. Denn am Ende immer das Gute.

Mit ihrem ersten Band *Fünf Freunde erforschen die Schatzinsel* (engl.: *Five on a Treasure Island*) trifft Blyton im Jahr 1942 voll und ganz den Geschmack der Kinder und Jugendlichen. Die Kassen der britischen Buchhändler klingeln. 1943 erscheint das Buch *Fünf Freunde auf neuen Abenteuern*, 1944 *Fünf Freunde auf geheimnisvollen Spuren*. Ein Verkaufsschlager folgt dem nächsten.

Einige Jahre später werden Blytons *Fünf Freunde* auch in deutscher und in weiteren Sprachen gedruckt. Weltweit können Kinder und Jugendliche nicht genug von den Abenteuern der fünf Freunde bekommen. Und so schreibt Blyton letztendlich 21 Bände, die in mehr als 100 Sprachen übersetzt werden.

Ihre Geschichten entstehen in bemerkenswerter Geschwindigkeit: Rund 10.000 Worte soll Blyton pro Tag mit ihrer Schreibmaschine auf dem Schoß getippt haben. „Ich sitze auf meinem Stuhl, schließe die Augen und nach ein oder zwei Minuten zeigen sich meinem ‚geistigen Auge‘ die ersten Bilder – die Handlung beginnt“, beschreibt sie ihre Arbeit. Nicht nur die Erlebnisse der fünf Freunde sind es, die ihre Leser bis heute mitreißen und begeistern.

Auch die Buchreihe *Hanni und Nanni* zählt zu den erfolgreichsten Werken der britischen Schriftstellerin. Die temperamentvolle, unbefangene Hanni und ihre ruhige, vernünftige Zwillingschwester Nanni sind bei jedem Streich im

Mädcheninternat Lindenhof (engl.: St. Clare) dabei. *Das Geheimnis um...*, *Abenteuer*-, *Lissy*- und *Dolly*-Reihen sowie mehr als 10.000 Kurzgeschichten zählen ebenso zu Blytons Lebenswerk. Großen Wert legt Blyton neben der schriftlichen Ausarbeitung ihrer Geschichten auf die Gestaltung ihrer Bücher: Da ist zunächst ihre eigene Unterschrift, die sich auf jedem Buchcover findet. Künstler für Illustrationen sucht die Kinder- und Jugendbuchautorin selbst aus. Ausgewählte Illustrationen werden auf die Rückseite der Bücher gedruckt, sodass Buchhändler diese zur Präsentation ins Schaufenster legen können.



Politisch unkorrekt?

Doch nicht nur Lob ist es, das Enid Blyton für ihre Werke erntet, sondern auch harsche Kritik: Zu simpel seien ihre Bücher geschrieben. Rassistische und sexistische Züge seien darin enthalten. Warum ist es in den *Fünf Freunde*-Bänden zum Beispiel Anne, die die Hausarbeit erledigt?

Aufgrund wachsenden Unmuts werden Blytons Bücher zwischenzeitlich aus Schulbibliotheken entfernt. Einzelne Verlage beginnen, überarbeitete Neuauflagen auf den Buchmarkt zu bringen.

Aus dem Vornamen Bessie, ein Namensklischee aus der Zeit der Sklaverei, wird Beth. Aus dem bisherigen Buchtitel *Fünf Freunde und ein Zigeunermädchen* wird *Fünf Freunde und die wilde Jo*.

Am 28. November 1968 stirbt Blyton im Alter von 71 Jahren in einem Pflegeheim in Hampstead. Als eine der bekanntesten Kinderbuchautorinnen des 20. Jahrhunderts geht sie in die Geschichte ein. In Büchern, Hörspielen, Serien und Filmen leben die von ihr geschaffenen Figuren bis heute weiter.

Selina Sprick

„Die Ehren kommen und das Leben geht“

Romano Guardini konnte Ironie. Als er, einer der bedeutendsten deutschen Theologen des 20. Jahrhunderts, gegen Ende seines Lebens mit Preisen überschüttet wird, da wusste er das gut einzuordnen.

Obwohl er sich nicht als Wissenschaftler versteht, kommen zu seinen Vorlesungen Woche für Woche tausend Studierende. Obwohl er „über das Problem des Friedens nichts geschrieben“ hat, erhält er 1952 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Obwohl „seine“ Katholische Kirche ihn gängelt und jahrzehntelang an den Rand drängt, gilt er heute als einer ihrer wichtigsten Vordenker im 20. Jahrhundert. Das „Obwohl“ prägt das Leben des katholischen Priesters Romano Michele Antonio Maria Guardini (17.2.1885-01.10.1968) und zeigt sich in Brüchen und Widersprüchen, in Missachtung und existentiellen Krisen. Schon früh ist das Leben Guardinis von Aufbrüchen und Entwurzelungen geprägt. 1885 wird er in Verona geboren, ein Jahr später zieht die Familie nach Mainz.

Theologe aus Berufung

Die Eltern bleiben Migranten, sprechen daheim italienisch und schotten die Kinder ab. Doch Romano saugt die deutsche Sprache und Kultur auf. Später wird

er als einziger aus der Familie die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen – und begreift sich in nationalistischen Zeiten als Europäer. Nach dem Abitur ist Guardini ratlos, was er machen soll. Er studiert Chemie in Tübingen, versucht sich in München und Berlin in Nationalökonomie.

Gegen den Widerstand seiner Eltern beschließt er schließlich, in Freiburg Theologie zu studieren. Keine einfache Entscheidung, keine einfache Zeit. In den theologischen Hochschulen herrscht ein antimodernistischer Geist: Abgelehnt werden ‚modernistische‘ religiöse und liberale Ideen wie etwa Religionsfreiheit und die Trennung von Staat und Kirche. Guardini denkt anders.

Er beginnt auf der Linie des Reformkatholizismus des 19. Jahrhunderts, der sich der modernen Geistes- und Wissenswelt öffnete, den Glauben denkerisch zu erschließen. Statt von Glaubenswahrheiten geht der Theologe dabei von der Existenz eines jeden Menschen aus. „Es gibt so viele Weisen des Gläubigwerdens, als es Menschen gibt“, schreibt er. Und Zeit seines Lebens schreibt und spricht Guardini eben nicht nur

für die „Frommen“, sondern sucht den Dialog mit allen Menschen. Das bringt ihm hohe öffentliche Aufmerksamkeit ein. Es ist aber auch ein gefährlicher theologischer Zugang: Guardinis Lehrstuhl in Berlin wird 1939 von den Nazis aufgehoben. Auf seinen Lehrstühlen in Berlin ab 1923, in Tübingen ab 1945

und in München seit 1948 folgt er einem eigenen Programm: Es kreist nicht um theologische Forschung, sondern darum, „mit wissenschaftlicher Verantwortung und auf hoher geistiger Ebene die christliche Wirklichkeit zu deuten.“

Dafür tritt er in den Dialog mit Augustinus und Bonaventura, mit Dante und Dostojewskij oder Nietzsche – und mit der Situation des Menschen heute. Das trifft. Seine Bücher erreichen Millionenauflagen, Mitte des 20. Jahrhunderts ist er der katholische Bestsellerautor.

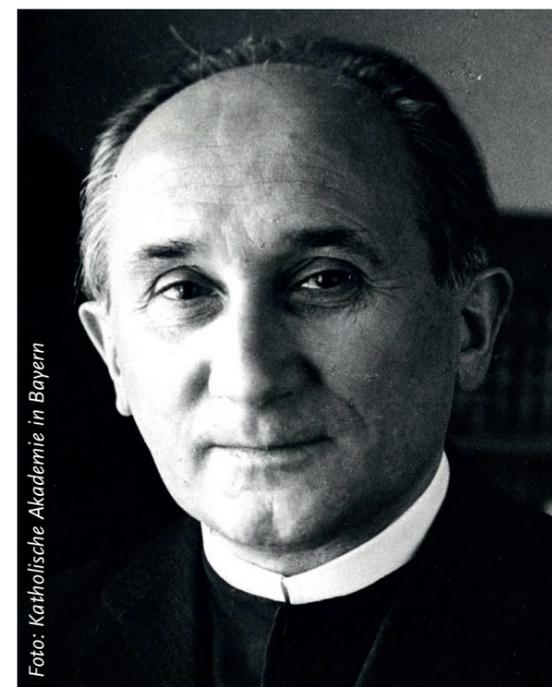
Heute würde man sagen: Dialog ist sein Markenkern. Auch innerhalb der Kirche. Guardini arbeitet als Jugendseelsorger, experimentiert ab den 20er Jahren

an neuen Formen religiösen Lebens. Er ist Wegbereiter einer Kirche, die sich der Wirklichkeit öffnet. Maßgeblich sorgt er mit dafür, eine erstarrte katholische Liturgie wiederzubeleben. Dafür wird er jahrzehntelang angefeindet. Bis ihm die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) am Ende seines Lebens Recht gibt.

Guardini verstand sich selbst als Dilettant. Er war weder Pädagoge noch Philosoph, weder Literaturwissenschaftler noch Historiker. Aber weil sein Metier die Wirklichkeit der Menschen war, arbeitete er auf all diesen Gebieten. Das sprach an. Bis zu seinem Tod hörten ihn in Vorträgen und Predigten „Angehörige aller Schichten [...], Arbeiter und Nonnen, Professoren und Hausfrauen, ein gut Teil Nichtkatholiken“ (Albert Goes).

Als Guardini am 1. Oktober 1968 stirbt, verliert die junge Bundesrepublik wie die Katholische Kirche einen Denker, der durch seine disziplinsprengenden Arbeiten über konfessionelle, religiöse und politische Grenzen hinweg Spuren hinterlassen hat.

Thomas Laubach



Rock-Jahr ohne Eigenschaften?

1967 wurde bekannt durch den „Summer of Love“. 1969 war das Woodstock-Jahr. Und dazwischen? Das Jahr 1968 bedeutete eine politische Zäsur und gab der 68er Generation ihren Namen. Aber sonst? Was war in der Rockmusik los?



Die Fab Four als Poster-Boys: Die Jugendzeitschrift *BRAVO* setzte die Beatles – von links: McCartney, George Harrison, Ringo Starr und John Lennon – klassisch in den Rahmen.
Abb.: *BRAVO*, Nr. 13/68, 25.03.1968, S. 42f.

Die Beatles hatten 1967 ihr *Sgt. Pepper*-Album veröffentlicht und dem „Summer of Love“ seinen ikonischen Soundtrack gegeben. 1968 reisten sie im Frühjahr nach Rishikesh, Indien, um einige Zeit Abstand vom Trubel zu gewinnen. Ihre Kreativität erfuhr einen ungeheuren Schub, denn sie kehrten mit Dutzenden von Kompositionen nach Hause zurück. Die meisten davon (30) erschienen im Herbst 1968 auf dem *White Album*, nicht dem ersten, aber einem der frühesten und einem der bekanntesten Doppelalben der Rockgeschichte. Der Beatles-Aufenthalt in Indien ist zugleich aber auch Symbol für die Öffnung der westlichen Rockmusik für die indische Musik mit ihren völlig anderen Skalen und Instrumenten. Zugleich gründeten die Beatles im Januar 1968 mit Apple Corps ihre eigene Firma, ihr Plattenlabel und richteten sich ein eigenes Studio ein: ein neuer Trend für die Rockmusik, die den Bands mehr Unabhängigkeit, Experimentierraum und Freiheit geben sollte.

Für die Stones bedeutete 1968 die Endphase ihrer Originalbesetzung mit Brian Jones. Mit „Jumpin' Jack Flash“ erschien zwar im Mai eine überaus erfolgreiche Single, die zu einem Klassiker werden sollte, aber kein Album. Wegen der Drogenprobleme von Brian Jones waren sie schon seit 1967 nicht mehr auf Tournee gegangen, und auch 1968 bedeutete

in dieser Hinsicht einen Hiatus. Erst im Dezember 1968 starteten sie ein neues Projekt: die Verfilmung ihres *Rock and Roll Circus* mit John Lennon, Eric Clapton, den Who, Jethro Tull, Taj Mahal und anderen. Film und Album sollten allerdings bis 1996 in der Schublade verschwinden.

Eric Clapton hatte zu diesem Zeitpunkt gerade seine Superstar-Karriere mit Cream hinter sich gelassen: nach nur drei Jahren Existenz gab die Supergroup, zu der noch Jack Bruce am Bass und Ginger Baker an den Drums gehörte, im Sommer 1968 ihre Auflösung bekannt, ging aber noch auf eine große Abschiedstournee durch die USA und gab ein berühmtes Abschiedskonzert in der Royal Albert Hall (26. November), das offiziell aufgenommen wurde.

Mit Cream war erstmals in der Rockmusik ein Trio zusammengekommen, bei dem jedes Mitglied schon zuvor als Virtuose auf seinem Instrument bekannt gewesen war: So entstand der Begriff der Supergroup, bei dem allerdings oft genug die ähnlich großen Egos nicht lange miteinander harmonierten. Musikalisch jedoch hatten sie die Rockmusik für immer geprägt – mit der Fähigkeit, kurze Kompositionen bei den Live-Auftritten zu langen, oft brillanten Improvisationen zu nutzen, „abzuheben“, um doch wieder gemeinsam zum Song zurückzufinden. Jenseits des großen Teiches war Jimi Hendrix 1968 ebenfalls

schon auf dem Höhepunkt seines Ruhms mit dem Experience-Trio. *Electric Ladyland*, ein selbstproduziertes Doppelalbum, enthielt die künftigen Klassiker „Voodoo Chile“ und „All Along the Watchtower“, ein Bob Dylan-Cover. Auch Hendrix als wohl virtuosester Rockgitarrist aller Zeiten drückte mit seinen Soli und seiner Improvisationstechnik der Rockmusik seinen Stempel auf und wies ihr neue Richtungen. Zugleich etablierten sich das Fillmore East und das Fillmore West als Spielstätten, die etlichen Live-Alben ihren Namen geben sollten. (Live-Alben gab es in größerer Zahl in der Rockmusik allerdings erst ab den 1970er Jahren.)

Als nächste Supergroup nach Cream startete Led Zeppelin im Herbst 1968 vorsichtig seinen Höhenflug, der sie im Folgejahr zum Prototyp eines neuen Genres machen sollte: des Hard Rock. Kongenialen Anteil an dieser neuen Richtung hatte auch Deep Purple, schon im Frühjahr 1968 gegründet. Auf ihrer Debut-LP rund um den klassisch ausgebildeten Organisten Jon Lord coverten sie noch Jimi Hendrix und die Beatles; ihr ganz großer Ruhm kam – in etwas veränderter Besetzung – 1970. Black Sabbath, Uriah Heep und andere Bands stehen ebenfalls für den Hard Rock dieser Zeit, der seinerseits die Stilrichtung des Heavy Metal vorbereiten half. Folk Singer wie Neil Young, der 1968 ebenfalls seine erste LP veröffentlicht, schafften als Kontrapunkt dazu den Folk Rock, oft mit akustischen Instrumenten gespielt und mit Dobro und Steel Guitar von der Country-Musik beeinflusst.

Für eine andere legendäre britische Band, nämlich Pink Floyd, bedeutete das Jahr 1968 ebenfalls eine Zäsur: Ähnlich wie bei den Stones die Phase mit Brian Jones, ging bei Pink Floyd die Anfangszeit mit Syd Barret zuende. Anfang 1968 holte man David Gilmour als Gitarristen hinzu, der die Band später zusammen mit Roger Waters musikalisch dominieren sollte. „Careful with that Axe, Eugene“ als Stück und die Alben *The Piper at the Gates of Dawn* und *Saucerful of Secrets* stehen programmatisch für den klassischen Psychedelischen Rock dieser Gruppe, der das traditionelle Song-Format weit hinter sich lässt.

In Deutschland entsteht der Krautrock ebenfalls 1968. Bands wie Amon Düül oder Tangerine Dream treten erstmals auf beziehungsweise in Erscheinung und erarbeiten sich einen Ruf als experimentelle, psychedelische Bands mit regionaler

Prägung. Im Rückblick betrachtet, ist das Jahr 1968 in der Rockmusik vor allem als Jahr des Umbruchs zu sehen: Die Beatles beginnen mit dem *White Album* ihre Spätphase, die Rolling Stones durchleben eine Zeit der Stagnation, um im Folgejahr mit Neuzugang Mick Taylor zu neuer Hochform aufzulaufen.

Rock goes Folk, Heavy and Psychedelic

Bob Dylan hatte sich in dieser Zeit gänzlich zurückgezogen, um sich danach ebenfalls auf die Suche nach neuen Stilrichtungen zu begeben. Für etliche Bands, die um 1965/66 herum gegründet worden waren, markiert 1968 schon ganz das Ende (Cream) oder das Ende erster Phasen (Jimi Hendrix Experience, Pink Floyd).

Gleichzeitig ist zu beobachten, dass die Rockmusik immer vielfältiger wird, neue Strömungen aufnimmt (indische Einflüsse, Klassik und Jazz) und sich mehrere Spielarten neu etablieren, die die nächsten Jahre dominierend bleiben sollten: der psychedelische Rock (Pink Floyd), der Hard Rock (Led Zeppelin, Deep Purple) und das beginnende Heavy Metal ergänzen den klassischen Blues Rock beziehungsweise Beat und Rock, ohne diese zu verdrängen oder zu ersetzen. Der „Stadion Rock“ gibt dem typischen Auftrittformat dieser Zeit seinen Namen – was die Entwicklung entsprechender Bühnen- und Tontechnik voraussetzte und gleichzeitig beförderte.

Auf der sanfteren Seite ergänzt der Folk Rock (Neil Young) das Spektrum, und auch die spätere Unplugged-Welle ist eine Reaktion auf die jetzt immer lauter werdenden Konzerte des Rock-Mainstreams. Einnahmen aus den Tourneen und Plattenverkäufen ermöglichen es vielen Bands, ein eigenes Label zu gründen und in eigenen Studios zu proben. Auch die Musikindustrie erfährt auf diese Weise eine bis dahin nicht gekannte Ausdifferenzierung. Dass teilweise naive Vorstellungen von der Weltverbesserung solche Vorhaben auch wieder scheitern ließen, gehört dazu, aufhalten konnten sie die Entwicklung jedoch nicht.

Sebastian Kempgen

Dr. Sebastian Kempgen ist Professor für Slavische Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg – und spielt selbst in einer Bluesrockband.



Foto: Markus Behmer



Peter Pechel war ab 1968 einer der ersten Kontraste-Moderatoren.
Foto: rbb Presse & Information

Ost-westliche TV-Aufklärung

Das Berliner Politikmagazin *Kontraste* feierte im Januar seinen 50. Geburtstag. Die Zeiten haben sich geändert, die Bilder wurden bunter, investigativer Journalismus tut aber auch heute noch not.

Bereits 2003 wurde über „Trickserei mit Abgaswerten“ berichtet: „Diesel als Umweltkiller“. „Was ist deutsch?“ Vor genau 25 Jahren, 1993, beschäftigte sich *Kontraste* mit Alltagsrassismus. „Alltag an der Staatsgrenze“ war 1970 ein Thema; dargestellt wurde der damals für viele längst normale Ost-West-Wahnsinn am innerdeutschen Grenzfluss Werra. Und der erste Beitrag überhaupt, ausgestrahlt am 18. Januar 1968, war ein zuverlässiger „Bericht aus Prag“. Erstmals konnte ein westdeutsches Fernseherteam im tschechoslowakischen Parlament filmen; die Hoffnung auf einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ wurde dargestellt. Alexander Dubček war gerade zum Ersten Sekretär der Kommunistischen Partei gewählt worden, der Einmarsch der sowjetischen Truppen war noch acht Monate entfernt. Reporter Helmut Clemens las lange und teils stockend von einem Manuskript ab, mit dem der Wind spielte; die Bilder waren schwarz-weiß.

„Ein Ost-West-Magazin“ war damals noch der Untertitel der Sendung. Heute lautet er schlicht „Das Magazin aus Berlin“ – und es ist längst bunt, auch was den Inhaltsmix angeht. Standen anfangs deutsch-deutsche Themen und Berichte aus dem „Ostblock“ im Vordergrund, so geht es nun umfassend um Politik und Gesellschaft, ähnlich wie in den ARD-„Schwestermagazinen“ *Report* und *Monitor*, *Fakt* und *Panorama*. Schwerpunkte bilden aber immer noch Themen aus Berlin und den neuen Bundesländern und immer wieder die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit.

Aufsehen erregte das Magazin anfangs immer wieder mit Geschichten direkt aus der DDR. Undercover werden Kontakte mit DDR-Oppositionellen aufgebaut, Aufnahmegeräte hinter den „Eisernen Vorhang“ geschmuggelt, Journalistenkollegen eingespannt, um Recherchematerial von Ost nach West zu übermitteln. Ein Versteckspiel mit der Stasi – im Dienste der

Information. Umweltverschmutzung in Bitterfeld, Menschenrechtsverletzungen, Alltagsorgen Ost und die aufkommende Bürgerbewegung wurden thematisiert, die ersten Bilder schließlich auch von den Montagsdemonstrationen geboten. Heute hat *Kontraste* an Aufmerksamkeit verloren, die Einschaltquote sinkt, liegt meist hinter der von *Report* und *Panorama*, aber immer noch bei rund 2,5 Millionen Zuschauern pro Sendung. „Weiter investigativ recherchieren und Dinge aufdecken“, formuliert Matthias Deiß, Redaktionsleiter seit Anfang 2018, als „Anspruch“ von *Kontraste* in einem Interview zum 50. Jubiläum.

Die Redaktion versteht ihre Sendung als „zeitkritisches Hintergrundmagazin“: „Keine Politikerphrasen, kein Infotainment.“ Und mit Fug kann sie von sich sagen, dass sie ausgezeichneten Journalismus bietet – prämiert unter anderem mit dem Jakob-Kaiser-Preis (1981 und 1990) und mit „Civis – Europas Medienpreis für Integration“. Produziert wurde *Kontraste* bis 2003 vom Sender Freies Berlin, nun von Radio Berlin Brandenburg. Und präsentiert wurden die (bis zum Jahresbeginn 2018) 618 Folgen von – bemerkenswerte Konstanz – insgesamt nur sieben verschiedenen Moderatoren. Peter Pechel war vor 50 Jahren der erste, am längsten, von 1984 bis 1998, saß oder stand Jürgen Engert, der seit 1987 zugleich Fernseh-Chefredakteur des SFB war, im Studio. Seit Februar 2009 präsentiert Astrid Frohloff das einst 45-minütige, heute halbstündige, derzeit an jedem dritten Donnerstag ab 21.45 Uhr im Ersten ausgestrahlte Politformat.

Dass die öffentlich-rechtliche Frontfrau Frohloff übrigens ihre TV-Karriere bei RTL startete, Moderatorin auch schon bei den *Sat.1 Nachrichten* und bei N24 war, spricht für die Durchlässigkeit des dualen Rundfunksystems, aber es ist doch – ein Kontrast.

Markus Behmer

Revolution mit (Beinahe-)Striptease

Nackte Haut und freche Sprüche sorgten 1968 für Wirbel in der deutschen Kinolandschaft.

Mit einem vergleichsweise kleinen Budget von 150.000 Mark drehte die damals 23-jährige May Spils mit ihrem Regiedebüt *Zur Sache, Schätzchen* einen Film, der eine ganze Generation prägen sollte.

Die Geschichte: In seiner Münchner Bude lebt der arbeits-scheue Martin (gespielt von Spils Ehemann Werner Enke) in den Tag hinein – bis er die junge Barbara (gespielt von Uschi Glas) kennenlernt und versucht, sie mit seinen pseudophilosophischen Sprüchen zu beeindrucken. Neuer Schwung kommt auch in Martins Alltag, weil er sich mit der Polizei anlegt.

In den unruhigen Zeiten, in denen die 68er-Bewegung alte Denkweisen aufbrechen wollte, spiegelt die frivole Komödie den damaligen jugendlichen Zeitgeist wider. Auf der Suche nach Freiräumen hinterfragt Spils die von der Gesellschaft vorgegebenen Lebensentwürfe und setzt sich unbekümmert über sie hinweg. So etwa in der legendären Szene, in der Uschi Glas als Barbara einen Beinahe-Striptease auf der Polizeiwache hinlegt. Spils landete einen überraschenden Kinohit: Mindestens 6,5 Millionen Menschen sahen *Zur Sache, Schätzchen*. Es war

einer der größten kommerziellen Erfolge des Neuen Deutschen Filmes. Für revolutionären Wirbel sorgten auch Oswald Kolles Aufklärungsfilm. Am 1. Februar 1968 feierte *Oswald Kolle: Das Wunder der Liebe – Sexualität in der Ehe* in Hamburg seine Uraufführung. Der erste von insgesamt acht Filmen basierte auf der gleichnamigen Serie von Kolle, die zuvor in der Zeitschrift *Neue Revue* erschienen war. Dabei handelt der Film von den sexuellen Schwierigkeiten zweier Ehepaare.

Vor der Veröffentlichung mussten sich Drehbuchautor Kolle und der Regisseur Franz Josef Gottlieb immer wieder mit der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) auseinandersetzen. Am Ende mussten Kolle und Gottlieb die als am prekärsten empfundenen Bilder entfernen. Mit langen Kommentaren im Film bemühte sich Kolle zu zeigen, dass es nur um die Wissenschaft und nicht um Pornografie gehe. Aus demselben Grund wurde der Film in Schwarzweiß gedreht. In Belgien und in der Schweiz wurde die Ausstrahlung dennoch zunächst verboten. In Deutschland sahen rund sechs Millionen Zuschauer das Aufklärungswerk. *Christina Hümmel*

Es war einmal im Wilden Westen

Vor 50 Jahren kam *Spiel mir das Lied vom Tod* in die Kinos.

Inmitten der Wüste warten drei Männer in staubigen Mänteln an einem heruntergekommenen Bahnhof auf einen ankommenden Zug. Die drei denken, der Zug sei leer. Bis die klagende Melodie einer Mundharmonika ertönt und ein namenloser Revolverheld die drei Männer nach einem kurzen Dialog erschießt.

Die Eröffnungsszene des Italo-Westerns von Sergio Leone hat Filmgeschichte geschrieben. Sie dauert über zehn Minuten – kaum Dialog und bis auf das berühmte „Lied vom Tod“ keine Musik. Rund um den Bau einer Eisenbahnlinie erzählt Leone eine Geschichte, in der sich alles um Rache, Gier und Mord dreht.

Der Film wird oft mit einer modernen Oper verglichen und tatsächlich hat Ennio Morricones Filmmusik einen wesentlichen Anteil an der Popularität des Filmes. Jede Hauptfigur hat ein eigenes musikalisches Thema. Die titelgebende Melodie gehört zu den bekanntesten Filmkompositionen überhaupt.

Eigentlich wollte Leone keinen Western mehr drehen, interessierten ihn die amerikanischen Bandenkriege der zwanziger Jahre doch viel mehr. Mit seinen vorherigen Filmen, wie die *Dollar-Trilogie*, hatte er das Genre des Italo-Westerns mitbegründet und er stimmte nur widerwillig zu, noch ein letztes

Mal in den Westen aufzubrechen. Allerdings wollte Leone nicht irgendeinen Western drehen: „Es ging um den Untergang der letzten Ära in der amerikanischen Geschichte, in der Männer noch richtige Kerle waren, und darum, wie der Westen dem Matriarchat weichen musste. Amerika ist das Land, in dem die Frauen die Hosen anhaben.“ Ob die italienische Filmdiva Claudia Cardinale, die in der weiblichen Hauptrolle der Jill zu sehen ist, deswegen die höchste Gage erhielt?

In Deutschland sahen rund 13 Millionen Menschen den Westernstreifen im Kino. Während der Film in Europa ein großer Erfolg war, fand er in den USA kein Publikum und brachte dort am Ende seiner ersten Spielzeit nicht einmal eine Million Dollar ein. Ein Grund dafür war, dass der Zweieinhalb-Stunden-Western um eine Stunde gekürzt worden war, sodass einige inhaltliche Zusammenhänge dem Publikum unklar blieben. Vielleicht nahm man es Leone aber auch übel, dass er Henry Fonda, den man sonst nur in moralisch integren Rollen kannte, als gewissenlosen Killer Frank besetzte. Fonda sagte später dazu: „Er kaufte die babyblauen Augen! Sergio Leone hatte mich gecastet, weil er sich vorstellen konnte, wie das Publikum ausruft (wenn Frank das Baby umbringt): ‚Du lieber Himmel, das ist Henry Fonda!‘“ *Christina Hümmel*

Süße Mädchen und Stars aus der Fischfabrik

Lilian Harvey tanzte sich in die Herzen der Zuschauer, Alice Guy-Blaché und Carl Theodor Dreyer bewiesen künstlerischen und persönlichen Mut und Freddie Frinton ging als tollpatschiger Butler in die Filmgeschichte ein. Vor 50 Jahren starben die vier Künstler.

Blondes gewelltes Haar, Kirschmund und frecher Blick – so kennt man **Lilian Harvey** aus den Musikfilmen der 30er Jahre. Die 1906 als Lilian Pape in London geborene Deutsch-Engländerin steht im Alter von 20 Jahren in der Operettenverfilmung *Die keusche Susanne* zum ersten Mal mit Willy Fritsch vor der Kamera.

Vier Jahre später avancieren die beiden mit dem romantischen Komödienfilm *Liebeswalzer* (1930) zum Traumpaar des deutschen Filmes. Harvey wird fortan als „das süßeste Mädels der Welt“ verehrt. Ihre Karriere geht auch wegen ihrer Sprachkenntnisse steil bergauf: Sie spielt im gleichen Set in der deutschen, englischen und französischen Version der Tonfilme jeweils mit unterschiedlichen Partnern. Nach ihrem Wechsel zur *Universum-Film AG* (Ufa) landet sie mit *Die Drei von der Tankstelle* (1930), *Der Kongreß tanzt* (1931) und *Ein blonder Traum* (1932) einen Erfolg nach dem anderen. Harvey will es auch in Hollywood versuchen, doch nach vier weniger erfolgreichen Filmen kehrt sie 1935 ins nationalsozialistische Deutschland und zur UFA zurück.

Mit ihren nächsten Filmen schließt sie zwar nahtlos an ihre früheren Erfolge an, doch nachdem sie weiterhin jüdische Kollegen in ihrem Hause empfängt und sich für die Freilassung eines vermeintlich homosexuellen Choreographen einsetzt, steht sie fortan unter Beobachtung der Gestapo. Im Frühjahr 1939 emigriert Harvey nach Frankreich. Nach zwei Film-Flops zieht sie sich vorerst aus dem Filmgeschäft zurück.

Während das NS-Regime dem einstigen Star des deutschen Filmes die deutsche Staatsbürgerschaft aberkennt, gibt Lilian Harvey Auftritte vor französischen Truppen. Erst als die Deutschen in Frankreich einmarschieren, flieht sie in die USA, wo sie ehrenamtlich als Schwesternhelferin für das Rote Kreuz tätig ist. Später nimmt sie wieder Theaterengagements an, singt für den amerikanischen Rundfunk und engagiert sich in Benefizshows für Juden. Erst 1949 kehrt sie im Rahmen ihrer Gesangstournee nach Deutschland zurück und wird freudig begrüßt. Mehrere Bühnencomebackversuche Mitte der 60er Jahre scheitern jedoch. Am 27. Juli 1968 stirbt Lilian Harvey an einer verschleppten Gelbsucht.

Die vergessene Pionierin

Anders als Harvey bevorzugte diese Dame es, hinter der Kamera zu stehen: **Alice Guy-Blaché**. Es muss der damals 21-jährigen Sekretärin viel Mut gekostet haben, als sie nach dem Besuch einer Filmvorstellung der Gebrüder Lumière 1895 ihrem damaligen Chef Léon Gaumont vorschlug, auch einen Film zu drehen. Doch ihr Mut sollte sich auszahlen: Das Unternehmen

Société L. Gaumont et compagnie, das ursprünglich Fotoapparate herstellte, wird zum Filmkonzern und Alice Guy zu ersten Frau in der Filmgeschichte, die Filme produziert, Regie führt und auch ihre eigenen Drehbücher schreibt.

Alice Guy, die am 1. Juli 1873 in Saint-Mandé bei Paris geboren wurde, steigt die Karriereleiter rasch hinauf. 1896 wird sie zur Direktorin der Gaumont Filmproduktion und dreht noch im gleichen Jahr ihren ersten Film *La Fée aux Choux*. Der Film, in dem eine Fee auf magische Weise Babys aus dem Gartenbeet zieht, dauert zwar nur eine knappe Minute, ist aber einer der ersten Filme mit richtiger Spielhandlung. Erst mit *La vie du Christ* (1906) dreht Guy ihren ersten längeren Film – mit 30 Minuten Spieldauer und 300 mitwirkenden Statisten für die damalige Zeit eine Großproduktion.

1907 heiratet Alice Guy den Kameramann Herbert Blaché. Gemeinsam mit ihm wandert sie in die USA aus und gründet ihre eigene Firma, das *Solax Filmstudio*. In den darauffolgenden Jahren produziert die Firma circa 300 Filme verschiedenster Genres, wobei Alice Guy-Blaché bei etwa 50 davon Regie führt. Doch nach langjährigen Schwierigkeiten mit ihrem Mann und zwei filmischen Misserfolgen zieht sich Guy-Blaché mit 48 Jahren aus dem Filmgeschäft zurück, reicht die Scheidung ein und geht mit ihren zwei Kindern zurück nach Frankreich. Dort gibt sie Vorlesungen über Filme und schreibt Drehbücher. Ihre Pionierleistungen bleiben lange vergessen, da viele ihrer Filme zunächst männlichen Regisseuren zugeschrieben wurden. Nach ihrer Rückkehr in die USA, wo sie bei ihren Töchtern leben wollte, stirbt Alice Guy-Blaché am 24. März 1968 in Mahwah, New Jersey.

Der visionäre Außenseiter

Ähnlich wie Guy-Blaché erlangte auch Regisseur **Carl Theodor Dreyer** erst posthum den angemessenen Ruhm für seine Werke. Seine Filme waren selten kommerziell erfolgreich. Dennoch gehört Dreyer heute zu den wichtigsten Filmregisseuren Europas, waren seine Werke meist doch ihrer Zeit voraus.

Am 3. Februar 1889 wird er als uneheliches Kind mit dem Namen Karl Nielsen in Kopenhagen geboren und später von dem Druckereiarbeiter Carl Theodor Dreyer adoptiert. Der junge Dreyer ist zunächst als Journalist tätig, bis er 1912 seine Laufbahn beim Film als Drehbuchautor beginnt. Sieben Jahre später gibt er mit *Der Präsident* sein Regiedebüt. Doch den großen Durchbruch schafft er erst mit *Du sollst deine Frau ehren* (1925), einer seiner wenigen Filme, die auch an den Kinokassen Erfolg hatten. Dies ebnet ihm den Weg für die Realisierung der Verfilmung von *Die Passion der Jungfrau von Orleans*

(1928), die heute als Meilenstein der Filmgeschichte angesehen wird. Dreyers Aussage, „nichts in der Welt ist dem menschlichen Gesicht vergleichbar. Es ist ein Land, das zu erforschen man niemals müde wird“, spiegelt seinen Stil wieder: die Reduktion auf das Essentielle und das Sichtbarmachen des Inneren eines Menschen mit Nahaufnahmen, die keine Gesichtszuckung und kein Detail verpassen. Während *Vampyr* (1932), sein erster Tonfilm, beim Erscheinen kaum Beachtung fand, wird er heute in Kennerkreisen als einer der besten Horrorfilme aller Zeiten verehrt. Dreyers Gesamtwerk umfasst 14 Spielfilme, einige Kurzfilme und rund 20 Drehbücher. Sein jahrelang geplantes Lebenswerk, ein Christus-Film, konnte er jedoch nicht mehr realisieren. Kurz nachdem ihm die staatliche Förderung dafür zugesagt wurde, starb Carl Theodor Dreyer am 20. März 1968.

Der tollpatschige Butler

Über ausbleibenden Erfolg zu seinen Lebzeiten konnte sich dagegen **Freddie Frinton** nicht beschweren. Sein Schicksal nahm in einer Fischfabrik seinen Lauf: Weil er mit seinen Witzen die Kollegen vom Arbeiten abhält, feuert ihn sein Chef. Frinton, der am 17. Januar 1909 im nordenglischen Grimsby geboren wurde, entschließt sich, seinen Lebensunterhalt fortan als Sänger und Komiker zu bestreiten. Im Zweiten Weltkrieg wird er eingezogen und soll in einer Künstlergruppe die Truppen unterhalten. Nach Ende des Krieges tritt er dann im Beiprogramm des englischen Variété-Theaters Wintergarden zum ersten Mal mit dem Stück auf, das ihn später zur Legende machen sollte: *Dinner for one*. Der große internationale Durchbruch als tollpatschiger Butler James gelingt ihm jedoch erst viel später. Zunächst wird er Mitte der 50er Jahre von der BBC entdeckt und wird dank deren erster Comedy-Serie *Meet the Wife*, in der er einen trottigen Klempner spielte, zum Serienstar.

1962 wird er dann von Entertainer Peter Frankenfeld und Regisseur Heinz Dunkhase in *Blackpool* entdeckt. Sie laden Frinton und seine Schauspielkollegin May Warden zur Aufzeichnung von *Dinner for one* nach Deutschland ein.

In der Sendung *Guten Abend*, Peter Frankenfeld feiert der Sketch 1963 die deutsche Fernsehpremiere. Heute ist es die am häufigsten wiederholte Fernsehsendung in der deutschen TV-Geschichte und aus dem Silvester-Fernsehprogramm nicht mehr wegzudenken. Am 16. Oktober 1968 stirbt Freddie Frinton völlig überraschend infolge eines Herzinfarktes.

Christina Hümmer

Ob *Die keusche Susanne* oder *Ein blonder Traum*: Lilian Harvey überzeugt in vielen Rollen.
Foto: EYE Film Institute Netherlands



„Leichenrede zu Lebzeiten“

1943 war das Wendejahr im Weltkrieg: 6. Armee bei Stalingrad besiegt, Heeresgruppe Afrika gefangen, deutsche Städte im Bombenhagel. Während Goebbels den „totalen Krieg“ propagierte, vermittelten die deutschen Medien kein realistisches Bild der Lage.

Man kann sich heute kein halbwegs zutreffendes Bild vom Jahre 1943 machen, wenn man dazu nur die damaligen deutschen Massenmedien heranzieht. Wenn man seinen Geschichtsunterricht nicht im Dauerschlaf zugebracht hat, ist es kinderleicht, das bald zu merken. Nicht ganz so leicht ist aber offenkundig für viele, sich klarzumachen, dass das erst recht für die damals lebenden Deutschen gilt: Sie wurden durch gelenkte Berichterstattung permanent desorientiert; ihnen wurde in Presse, Film und Funk nur die partei- und regierungsamtlich erwünschte Schauseite des Weltgeschehens präsentiert. Mitnichten haben die meisten „alles gewusst“, wie es ihnen heute oft vorgeworfen wird. Aus ihren eigenen Massenmedien haben sie es nicht wissen können, und Hörensagen vermittelt

kein klares Wissen. Von ausländischer Berichterstattung aber waren die Deutschen weitgehend abgeschnitten. Doch selbst wenn sie „Feindsender“ hören konnten: Eine grundlegende Erfahrung aus dem Ersten Weltkrieg war, dass man den Worten des Feindes nicht trauen konnte. Und nicht zu vergessen: Den damals Lebenden hat nicht zur Verfügung gestanden, was wir heute, nach jahrzehntelanger Forschung, über ihre Zeit wissen können. Freilich: Ganz so einfach ist das Bewusstsein der Deutschen 1943 nicht mehr zu lenken, wie das in der Zeit der stürmischen Eroberungen bis 1942 möglich war. (Propagandaminister Goebbels soll in den düsteren werdenden Jahren die flehentliche Bitte um einen Propagandacoup, der alles in ein freundliches Licht setze, mit der Bemerkung abgetan haben:

Seine ganze Propaganda, das seien die Siege der Wehrmacht gewesen.) 1943 ist das große Wendejahr des Krieges. Das beginnt mit der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad. Solange der Kampf dort dauerte – seit Sommer 1942 –, war von einem zähen Ringen berichtet worden, zuletzt gegen eine große Übermacht. Tatsächlich war die Armee seit Ende November 1942 von Sowjettruppen eingekesselt, und ihr Kampfraum wurde immer weiter eingedrückt. Doch erst am 16. Januar sprach der Wehrmachtbericht verklausuliert von Abwehrkampf gegen „von allen Seiten angreifenden Feind“. Der Schock über die vernichtete Armee wurde sicher nicht durch Hermann Görings fanatischen Appell an die Wehrmacht von Ende Januar geringer, bei dem er den Endkampf von Feldmarschall Paulus' Truppen mit dem Opfergang von Leonidas' Spartanern bei den Thermopylen gleichsetzte. Überlebende Stalingradkämpfer, die am Rundfunkgerät mithören konnten, haben das später als „Leichenrede zu Lebzeiten“ gebrandmarkt, und in der Truppe wurde die vertraute Anrede „Kamerad“ künftighin oft mit der desillusionierten Antwort „Kameraden sind bei Stalingrad gefallen“ gekontert. In dieser Situation musste Goebbels seine ganze Kunst aufbieten, um die Niederlage – zumindest nach außen – in seiner wohl berühmtesten, vom Rundfunk übertragenen und in allen deutschen Zeitungen in Gänze abgedruckten Sportpalastrede vom 18. Februar zu einem Fanal zum totalen Krieg umzumünzen.

Jede andere Nachricht hätte es neben dieser Kundgebung schwer gehabt, in die Medien zu gelangen. Dass und warum jedoch über die regimfeindliche Flugblattaktion der Weißen Rose im Lichthof der Universität München, die am Tag der Goebbels-Rede stattfand und zur umgehenden Verhaftung und Verurteilung der Geschwister Scholl und Christoph Probsts führte, jeglicher Bericht mit voller Absicht unterdrückt wurde, bedarf keiner Erklärung. In den *Münchner Neuesten Nachrichten* erschien eine kurze Meldung über ihre Hinrichtung „wegen Vorbereitung zum Hochverrat“; auf der Titelseite der *München-Augsburger Abendzeitung* ein – auch ohne Nennung von Namen und Anlass – sehr deutlicher Durchhalteappell; sonst blieb es weithin beim Totschweigen.

Solches Totschweigen und solches perspektivisch verzerrte Berichten sind stärkste Mittel für Presselenkung und Propaganda, die ein Volk ein langes Stück Weges irreführen können. Hitler hatte grausig recht, wenn er Propaganda eine „Waffe“ nannte, und zwar „eine wahrhaft fürchterliche in der Hand des Kenners“. Aber nicht alles, was uns heute an der damaligen Berichterstattung fragwürdig erscheint, ist reiner Ausfluss nationalsozialistischer Regie. Die Unwägbarkeiten des Krieges tragen ihr Teil dazu bei. So war das Frühjahr 1943 die Zeit der höchsten britischen Schiffsverluste durch U-Boote; der Albtraum, wegen mangelnder Zufuhren kapitulieren zu müssen, plagte die Lords der Admiralität. Aber mit einem Schlag stieg, durch verbesserte Ortungs- und Abwehrmaßnahmen, die Zahl versenkter deutscher U-Boote ins Unerträgliche. Die

Siegesgewissheit in deutschen Medien verflieg im Nu. Auch gab es natürlich (aus deutscher Perspektive) Lichtblicke zu berichten. Wer etwa je vor einem riesigen Tiger-Panzer gestanden hat, wird sofort verstehen, warum Zuversicht keimte, als dieser leistungsfähigste Kampfwagen des ganzen Krieges in Dienst gestellt wurde. Außerdem war gelegentlich für Ablenkung gesorgt. So faszinierte der Farbfilm *Münchhausen*, zum 25-jährigen Bestehen der UFA gedreht, seine Zuschauer mit spektakulären Tricks; das phantastische Drehbuch hatte sogar Erich Kästner schreiben dürfen, wenn auch unter Pseudonym. Der grauenvolle Alltag des Krieges holte die Menschen bald wieder ein. Ob es die Kapitulation der Heeresgruppe Afrika war („Tunisgrad“ frohlockten die Briten auf ihren Kriegsflugblättern), die folgenden Rückzugskämpfe in Italien, das ständige Zurückweichen in Russland oder die zerschmetternden Luftangriffe von Briten und Amerikanern auf Hamburg, die unter dem Codenamen „Operation Gomorrah“ zwischen 30.000 und 40.000 Menschen das Leben kosteten – die fortwährenden Rückschläge verhießen kein gutes Ende.

Gerade das Thema Hamburg bildet übrigens ein Lehrstück über teils gelenkten, teils von den Wirren des Krieges beeinflussten Journalismus: Hatten die Bombenschäden am Kölner Dom im *Hamburger Fremdenblatt* noch eine formatfüllende Aufmacher-Schlagzeile bekommen, so wird man in dieser Zeitung ähnliche Schlagzeilen über die vernichtenden Schläge gegen die eigene Stadt vergeblich suchen. Das Entsetzen, das die deutsche Führung in der Katastrophe befahl, spiegelt sich im Herunterspielen der Berichterstattung – im ganzen Reich – nur allzu deutlich wieder. Freilich lässt sich das Ausmaß der Zerstörungen und der Opfer eines solchen Schlages auch nicht im Handumdrehen ermitteln. Die Lokalseiten des *Hamburger Fremdenblattes* bleiben für den Rest des Jahres mit Detailberichten über Rettungsarbeiten, Notquartiere und zerstörte Baudenkmäler gefüllt – und mit Todesanzeigen für Bombenopfer, die man nach Wochen und Monaten unter den Trümmern ausgegraben hat. Und allgemein gehaltene Berichte und sogar Witze über die Umquartierung von Bombenopfern – in denen der Name Hamburg nicht einmal fällt – sollen in anderen Medien für Beruhigung sorgen.

So pflanzt sich der Taumel der Kriegereignisse durch 1943 fort, bis zur Versenkung des Schlachtkreuzers „Scharnhorst“ während eines Geleitzugkampfes im Nordpolarmeer am zweiten Weihnachtsfeiertag. Das wurde in einem dünnen Satz des Wehrmachtberichtes gemeldet. Von einer Handvoll Geretteter wissen wir, dass viele der 1900 gefallenen Seeleute das Lied mit dem Refrain „Auf einem Seemannsgrab, da blühen keine Rosen“ sangen, bevor sie im eisigen Wasser verstummten. Ob das damals je in der deutschen Presse gestanden hätte?

Heinz Starkulla jr.

Dr. Heinz Starkulla ist Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München.



Ausgebombte Berliner werden in idyllisch-ländliche Gegenden umquartiert.

Abb.: Berliner Illustrierte Zeitung vom 29. Juli 1943

Haltung und Glaube

Scholl, Graf, Probst, Schmorell, Huber – Namen, die längst Symbole sind. Die Mitglieder der Weißen Rose verloren vor 75 Jahren ihr Leben. Die Strahlkraft ihres tapferen Widerstands ist bis heute ungebrochen.

Sophie Scholl

Die 1921 geborene Schwäbin begann in München im Sommer 1942 ihr Studium der Philosophie und Biologie. Da war ihre anfängliche Begeisterung für die Jugendorganisationen Hitler-Deutschlands längst verflogen. Ihre Eltern hatten ihr eine christliche, humane und gerechte Haltung vorgelebt. So konnte es für die gläubige und selbstbewusste junge Frau keinerlei Verständigung mit Nazi-Deutschland geben. Ihr älterer Bruder Hans, ebenfalls Student in München, hatte mit Gleichgesinnten aktiv den Widerstand begonnen. Mit Flugblättern versuchten sie, die Deutschen über den NS-Irrsinn aufzuklären. Die geschwisterliche Nähe machte es unmöglich, dass Sophie darüber ahnungslos blieb. So wurde sie eine tapfere und unerschrockene Mitkämpferin für ein neues und demokratisches Deutschland. Am 18. Februar 1943 flog eine der Flugblattaktionen an der Münchner Uni auf. Das Regime verlor keine Zeit. Der „Volksgerichtshof“ sprach sein Unrecht. Bereits am 22. Februar wurde Sophie Scholl mit dem Fallbeil ermordet. Im Sommer desselben Jahres prophezeite Thomas Mann in einer BBC-Ansprache aus dem US-Exil den „herrlichen jungen Leuten“, die „Nazis haben [...] gemeinen Killern [...] Denkmäler gesetzt. Die deutsche Revolution, die wirkliche, wird sie niederreißen und an ihrer Stelle eure Namen verewigen“.

Hans Scholl

„Er hatte etwas Faszinierendes“, so äußerte sich die hochbetagte Regina Degkwitz im Januar 2018 gegenüber der *Süddeutschen Zeitung* über ihren guten Bekannten und Kommilitonen Hans Scholl. Der ältere Bruder von Sophie Scholl war charismatischer Teil eines Kreises Münchner Studenten der viele Leidenschaften teilte: Konzertbesuche, Lesungen, Lokalbesuche mit leisen aber intensiven Diskussionen. Gesprächscodes waren vertraut: Wer von „unserem über alles geliebten Führer“ sprach, war mit ziemlicher Sicherheit ein Gegner des Regimes, so Regina Degkwitz. Die intensivere Widerstandsarbeit der Weißen Rose ab Sommer 1942 verlangte allerdings größte Verschwiegenheit. „Ich hatte von all dem keine Ahnung und habe auch nie ein Flugblatt gesehen“, so Degkwitz weiter. Bei der ersten Begegnung zwischen Hans Scholl und Professor Kurt Huber war sie dabei, von Hubers Bemerkung zu Scholl, er wisse ja, „dass wir unser Leben riskieren“, erfuhr sie erst später. Der angehende Mediziner Hans Scholl wurde mit seiner Schwester am 18. Februar 1943 in der Münchner Universität verhaftet und zusammen mit Christoph Probst vier Tage später hingerichtet. Hans Scholls Ausruf im Angesicht des Fallbeils „Es lebe die Freiheit“

ist bezeugt. Im Verlauf der weiteren Verurteilungen und Vollstreckungen erkannten die *Münchner Neuesten Nachrichten* „gerechte Strafen gegen die Verräter“.

Christoph Probst

„Hitler und sein Regime muss fallen, damit Deutschland lebt“, so postulierte es der 1919 geborene Christoph Probst in seinem Weiße-Rose-Flugblatt vom Januar 1943. Es blieb ein Entwurf, der erst nach der deutschen Wiedervereinigung und der Öffnung Ostberliner Archive bekannt geworden ist. Die Forderung Probsts war nur konsequent: Sein Elternhaus machte eigene Erfahrungen mit dem Naziterror. Vater Probst war mit den Malern Emil Nolde und Paul Klee befreundet, bei der Kunst von den Nazis als „entartet“ verfemt, seine zweite Frau war Jüdin. Hans Scholl hatte Probsts Entwurf bei seiner Verhaftung fatalerweise bei sich und es gelang ihm nicht, ihn zu vernichten. Dabei hatten seine Freunde – Alexander Schmorell, Hans Scholl und Willi Graf – ihn immer besonders schützen wollen, war Christoph Probst im Januar 1943 doch schon zum dritten Mal Vater geworden.

Probst musste am 21. Februar 1943 die Reste seines Entwurfs wieder zusammenfügen. Am Tag danach, am 22. Februar 1943, wurde Christoph Probst mit der Guillotine hingerichtet. Kurz zuvor hatte sich Probst von einem katholischen Gefängnisgeistlichen taufen lassen.

Willi Graf

Ein „stiller Zuhörer und schweigend-nachdenklicher Partner [...] ohne Falsch und Tadel, immer geradeaus [...], ein sensibler, auf religiöse Meditation und künstlerisches Sich-Umtun bedachter Mann“ – diese einfühlsame Charakterisierung formulierte der Tübinger Rhetorikprofessor Walter Jens über den Widerstandskämpfer Willi Graf. Im rheinländischen Euskirchen 1918 geboren, schloss Graf sich früh der katholisch-bündischen Jugendbewegung an. Als Konkurrenz zur Hitlerjugend war diese von den Nationalsozialisten verboten. Doch für den späteren Medizinstudenten Graf war eine Verständigung zwischen Christentum und Nationalsozialismus eh undenkbar. Seine Erlebnisse als junger Sanitäter an ver-

schiedenen Kriegsschauplätzen beseitigten jeden Zweifel am verbrecherischen Charakter des Naziregimes. Im

Frühjahr 1942 traf Graf bei weiteren Medizinstudien in München auf Hans Scholl und Alexander Schmorell.

Allesamt Mitglieder einer Studentenkompanie waren sie im Sommer 1942 zum Sanitätsdienst an der Ostfront eingesetzt. Er habe sie „kennen und schätzen gelernt“, schrieb

Graf nach Hause über seine Erfahrungen mit russischen Menschen. Zurück in Deutschland

musste gehandelt werden. Freiheitsparolen an Hauswänden, Flugblätter; Graf feilte mit an den

Formulierungen, organisierte einen Vervielfältigungsapparat. Alles unter höchster Anspannung, höchstem Risiko.

Mit den Geschwistern Scholl flog er am 18. Februar 1943 auf und verlor nach seiner Verurteilung im April am 12. Oktober 1943 sein Leben. Die katholische Kirche hat Willi Graf zum Märtyrer erhoben, seine Seligsprechung ist angestoßen, 100 Jahre nach seiner Geburt, 75 Jahre nach seinem gewaltsamen Tod.

Alexander Schmorell

Im Uralgebiet 1917 als Sohn einer russischen Mutter und eines deutschen Vaters geboren kam „Alex“ oder „Schurik“, wie ihn seine Familie und Freunde nannten, nach dem frühen Tod der Mutter noch als kleines Kind nach Deutschland. Seine große Liebe zur russischen Sprache und Kultur war da schon unstillbar geweckt. Der Russlandfeldzug Nazideutschlands, den der angehende Mediziner als Sanitäter bei seiner dreimonatigen Frontfamlatur im Sommer 1942 erlebte, war für Schmorell unerträglich. Hans Scholl und Willi Graf waren an der Front an seiner Seite und für keinen der Drei gab es danach noch den geringsten Zweifel: Dem verbrecherischen Wahnsinn musste Widerstand geleistet werden.

Neben Hans Scholl und Professor Huber war Alexander Schmorell maßgeblich für die Ausarbeitung der Flugblätter der Weißen Rose verantwortlich. Auch am hochriskanten Schreiben der Anti-Naziparolen auf Münchner Hauswänden war er beteiligt. In Folge der Verhaftung der Geschwister Scholl und Christoph Probsts wurde Tage später auch Schmorell festgenommen.

Nach der Farce eines Verfahrens durch den „Volksgerichtshof“ wurde er am 13. Juli 1943 ermordet. Seinen Mitgläubigen Alexander Schmorell erhob die russisch-orthodoxe Auslandskirche in Deutschland im Februar 2012 als „Alexander von München“ zum Heiligen Neumärtyrer.

Kurt Huber

Seine Vorlesungen fanden immer größtes Interesse. Der 1893 geborene Professor für Philosophie und Musik verstand es blendend, seine Studenten an der Münchner Uni mit freier und leidenschaftlicher Rede zu fesseln. Spezialgebiet war der Philosoph Leibniz und die Theodizee, also die Frage, warum Gott all das Elend und Böse geschehen lassen kann. Auch die Geschwister Scholl und ihre Freunde suchten hier verzweifelt eine Erklärung.

Hans Scholl und Kurt Huber begegneten sich bei Diskussionsrunden im Sommer 1942 näher. In der Notwendigkeit des Widerstands waren sie sich bald einig. „Kommilitoninnen, Kommilitonen“ – Professor Huber sprach im Februar 1943 nach der sinnlosen Stalingrad-Katastrophe im sechsten und letzten Flugblatt der Weißen Rose seine Studenten direkt an. Auch er wurde noch im selben Monat verhaftet und am 13. Juli in Stadelheim enthauptet. Sein Flugblatt gelang über Helmut James Graf von Moltke nach England und wurde noch im selben Jahr hunderttausendfach von britischen Bombern über deutschen Städten abgeworfen. Im Film Michael Verhoevens über die Weiße Rose von 1982 hat der herausragende Charakterdarsteller Martin Benrath dem Menschen Professor Kurt Huber ein filmisches Denkmal gesetzt.

Ulrich Meer

Flugblätter aus Stein vor dem Münchner Uni-Hauptgebäude am Geschwister-Scholl-Platz.

Foto: Ulrich Meer



Freies Deutschland made in Moskau

Emmigrierte deutsche Kommunisten, deutsche Soldaten und Offiziere in russischer Gefangenschaft gründeten im Sommer 1943 ein Nationalkomitee – initiiert von Stalin. Landsleute sollten mit massiver Propaganda Landsleute überzeugen, den Krieg zu beenden.

Joseph Goebbels hat die Brisanz sofort begriffen: „Die Bolschewisten haben also offenbar den Entschluß gefaßt, den Krieg gegen uns politisch zu führen. Wo aber bleiben wir?“ notierte er am 22. Juli 1943 in sein Tagebuch. Die Rede war vom Nationalkomitee „Freies Deutschland“, das kurz zuvor in Moskau gegründet worden war. Darin sah man Deutsche aus zwei ganz verschiedenen Lagern: kommunistische Emigranten und gefangene Soldaten und Offiziere. Ihr Gründungsmanifest besagte, dass sie Deutschland vor dem sicheren Untergang retten wollten, in den Hitler es führte. Deutschland brauche unverzüglich Frieden, den freilich mit Hitler niemand schließen würde, und eine Wiederherstellung des Rechtsstaates. Die Wehrmacht wurde aufgerufen, die Waffen umzudrehen, die Heimat, Hitler keine Gefolgschaft mehr zu leisten.

Goebbels' Frage, wo demgegenüber die politische Kriegführung der eigenen Seite bleibe, war sehr berechtigt: Zwar hatten die Deutschen Ende 1942 das „Russische Komitee“ unter General Wlassow ins Leben treten lassen, das sogar über eine „Russische Befreiungsarmee“ zu gebieten vorgab; aber diese seitens der Wehrmacht geförderte Bewegung, russische Kriegsgefangene gegen die Herrschaft der Sowjets zu bewaffnen, war Hitler und Himmler überaus suspekt und blieb bis kurz vor Kriegsende ein Schemen. Das NKFD dagegen, auf Stalins Befehl gegründet, zog alle propagandistischen Register, um Gefolgschaft auf deutscher Seite dadurch zu gewinnen, dass Landsleute zu Landsleuten sprachen.

Da waren zunächst – und gewiss am weitesten verbreitet – die Flugblätter des NKFD und seiner Parallelorganisation Bund Deutscher Offiziere (BDO), die über der Ostfront niedergingen: Über 200 Titel umfasste die zentral redigierte Hauptserie, ungezählte mehr die regional verbreiteten Frontenserien, die unter schwarzweißroten Kennfarben noch neben die riesige „normale“ sowjetische Flugblattproduktion traten. Träger bekannter Namen erhoben hier ihre Stimmen für NKFD und BDO; dem NKFD-Präsidenten, dem kommunistischen Schriftsteller Erich Weinert, war als Vizepräsident unter anderen der Jagdfliegerleutnant Heinrich Graf von Einsiedel, Urenkel Bismarcks, beigegeben; dem BDO stand der Träger eines der berühmtesten preußischen Soldatennamen, General Walther von Seydlitz, vor. Eine richtiggehende Wochenzeitung, *Freies Deutschland*, im ganzen Duktus wie ein bürgerliches deutsches Blatt aufgemacht, vertiefte die naturgemäß knappe Argumentation der Flugblattpropaganda. Das Gesicht gab der Zeitung vor allem ihr Chefredakteur, Rudolf Herrstadt, der vor seiner Emigration in die UdSSR jahrelang für das *Berliner Tageblatt* gearbeitet hatte (und nach dem Krieg eine Zeitlang das

DDR-Spitzenblatt *Neues Deutschland* verantworten sollte). Das *Freie Deutschland* diente vor allem einem propagandistischen Two-Step-Flow-Verfahren der Sowjets: Es wanderte vornehmlich in die Kriegsgefangenenlager, wo es Deutsche von den Ideen des NKFD überzeugen sollte, die dann wieder an der Front helfen sollten, diese Propaganda – etwa in Flugblattform oder per Grabenlautsprecher – an den Mann zu bringen.

Und schließlich verfügte das Nationalkomitee über den Rundfunksender Freies Deutschland, mit dem man die Menschen bis tief hinein in das Reichsgebiet zu erreichen trachtete. Auch Radio und Zeitung gaben für die Vorkämpfer von NKFD und BDO die Tribüne ab – im Laufe des Krieges traten mehr und mehr kriegsgefangene hohe Offiziere hinzu, endlich sogar Generalfeldmarschall Paulus. Allerdings wandelte sich die Hauptlinie der NKFD-Propaganda drastisch: Nachdem der Appell an die Wehrmacht, gegen Hitler zu marschieren, ungehört verhallte, ging man 1944 dazu über, den deutschen Soldaten zu empfehlen, sich in sowjetische Gefangenschaft zu begeben. Auch dieser Appell hat letztlich nicht gefruchtet. Auf deutscher Seite stand man zu sehr unter dem Eindruck der Unerbittlichkeit des Kampfes an der Ostfront, um den – noch so plausiblen, mit kaltem militärischen Sachverstand vorgetragenen – Argumenten zu folgen, dass der Krieg verloren und Deutschland das Schicksal Stalingrads in größtem Maßstab beschieden sei: von allen Seiten militärisch erdrückt zu werden. Gar den Lockungen des NKFD, sich den Sowjets gefangen zu geben, stand man mit größtem Misstrauen gegenüber.

Rückblickend muss man konstatieren, dass dieses Gefühl nicht trog: Hinter der Schauseite aus prominenten Militärs zogen in NKFD und BDO die deutschen Exilkommunisten – wie Wilhelm Pieck oder Walter Ulbricht – die Fäden, und hinter diesen wieder die Sowjetunion. Was aussehen sollte wie ein Appell von Deutschen an Deutsche, war wohlkalkulierte sowjetische Spaltpropaganda gegen den Feind. Allerdings griffe es erheblich zu kurz, in den deutschen Offizieren, die sich dem NKFD angeschlossen hatten, nur nützliche Idioten Stalins zu sehen, wie es Goebbels ausweislich seiner Tagebücher voller Hohn und Fassungslosigkeit tat. Die meisten von ihnen dürften voller Überzeugung den Rettungs-Strohalm ergriffen haben, den Stalin ihnen für Deutschland hinzuhalten schien. Sie wollten, bei aller Ohnmacht als Gefangene, dazu beitragen, Deutschland aus dem Krieg zu führen, solange es sich noch nicht auf Gnade oder Ungnade ergeben musste. Das hat der britische Kriegspropaganda-Koordinator Robert Bruce Lockhart, anders als Goebbels, ganz richtig begriffen: Das NKFD war ein politisches Instrument in der Hand Stalins,

ohne dass er sofort entscheiden musste, was damit anzufangen war. Nutzte es seiner Politik, dann war es gut; nutzte es ihr nicht, konnte man es kalt stellen. Die zweite Variante trat ein, und im Kalten Krieg gehörte das NKFD zur geheiligten Militärtradition der DDR und des Ostblocks, im Westen aber, und besonders in der Bundesrepublik, wurde es vielfach als

Kollaborateursbund verteufelt. So verschoben sich die Fronten des Zweiten Weltkriegs ganz eigenartig. Ausweislich seiner Propaganda bildet das NKFD freilich eine viel differenziertere Episode in dem fürchterlichen Geschehen des Zweiten Weltkrieges, auch wenn es seinen Gang kaum beeinflussen konnte.

Heinz Starkulla jr.

Saftiges von Sefton

Führen Soldatensender in den besetzten Gebieten eine offenere Sprache als die Sender daheim im Reich? Darf dabei sogar gegen NSDAP-Bonzen gelästert werden? Alles ist inszeniert – ein Propagandatrick des Briten Sefton Delmer: der „Soldatensender Calais“.

Zunächst eine kleine Farbenlehre: Kriegspropagandisten unterscheiden zwischen weißer, schwarzer und grauer Propaganda für den Feind. Die Farbskala hat der Brite Sefton Delmer ersonnen, der im Zweiten Weltkrieg gegen die Deutschen gearbeitet hat. Zwei dieser Farben sind schnell auf den Begriff gebracht: Weiße Propaganda steht dafür, dass eine Regierung die gegnerische Bevölkerung insgesamt oder in Teilen offen ansprechen lässt. Das ist der Normalfall von Feindpropaganda. Schwarze Propaganda bezeichnet den viel schwierigeren und darum seltenen Fall, dass eine Regierung die Tarnkappe aufsetzt und die gegnerische Bevölkerung so ansprechen lässt, als käme die Verlautbarung von deren eigener Seite. Das soll natürlich Verwirrung stiften.

Was aber ist graue Propaganda? Die Mischfarbe steht für ein Täuschungsmanöver für den Gegner, das weit über schwarze Propaganda hinausgeht. Während dort in der Regel eine einzelne fiktive Stimme ertönt und im Erfolgsfalle punktuelle Desorientierung erzielt, bedeutet graue Propaganda, ein fiktives Vermittlungssystem einzurichten: ein Massenmedium, das die gegnerische Bevölkerung als eines ihrer eigenen Seite ansehen soll, und auf dessen Bühne alle möglichen Stimmen für dauernde Desorientierung dieser Bevölkerung sorgen sollen.

In großem Stil ist das eine Entwicklung des Zweiten Weltkrieges. Im Ersten Weltkrieg war noch das Flugblatt das klassische Medium der Feindpropaganda gewesen. Nun war in der Zwischenkriegszeit der Hörfunk entstanden. Und der bot sich – ohne dass er freilich dem Feindflugblatt Abbruch tat – in seiner Körperlosigkeit geradezu an, die hermetisch abgeriegelten Grenzen zwischen den kriegführenden Staaten zu überwinden und die gegnerische Bevölkerung mit Propaganda zu erreichen. Den Briten stand dafür die BBC zur Verfügung, die freilich erst 1938 begonnen hatte, Auslandsprogramme zu senden. Sie musste ihre neue Aufgabe mühsam lernen.

Zu einem Starkommentator der weißen BBC-Propaganda nach Deutschland wurde Sefton Delmer gleich bei seinem ersten Auftritt am 19. Juli 1940, als er Hitlers Friedensappell an Großbritannien nach dem Blitzsieg über Frankreich mit den Worten beantwortete, England werfe „Ihnen diese unglaubliche

Zumutung zurück, mitten in Ihre übelriechende Führerfresse“. Wer war dieser Sefton Delmer? Als Sohn eines britischen Professors an der Friedrich-Wilhelms-Universität 1904 in Berlin geboren, sprach er Deutsch besser als Englisch. Er wuchs in der Reichshauptstadt auf und besuchte die Schule, bis die Familie 1917 repatriiert wurde. Ab 1914 erlebte er am eigenen Leibe mit, wie Deutschland in das Grauen und die Entbehrungen des Krieges hineingezogen wurde, und welche Rolle defätistische Gerüchte im freudlosen Alltagsleben der Bevölkerung spielten. Nach seinem Studium in Oxford schickte ihn Lord Beaverbrook als Korrespondenten seines Boulevardblattes *Daily Express* nach Berlin. Dort gelangte er über den Auslandspresseschef der NSDAP, „Putzi“ Hanfstaengl, und den SA-Chef Ernst Röhm in die engste Umgebung Hitlers und konnte sich ein intimes Bild von dem nicht spannungsfreien Innenleben der Partei machen. Nach dem „Röhm-Putsch“ ausgewiesen, kam Delmer über verschiedene Korrespondentenstationen bei Kriegsausbruch zurück nach England.

Seine Kenntnis deutscher Sprache und Mentalität, seine Kriegszeit als „feindlicher Ausländer“, die ihn die zersetzende Kraft von Gerüchten gelehrt hatte, dazu noch seine Berufserfahrung als Sensationsjournalist: All dies wirkte zusammen, um Delmer zum britischen Propagandisten gegen Deutschland zu prädestinieren. Bald ließ man ihn auch schwarze Propaganda machen; dabei wurde besonders sein Sender Gustav Siegfried 1 berühmt. Der sollte freilich gerade keinen Radiosender darstellen, sondern den Deutschen den Funkverkehr einer Untergrundorganisation ultrarechter Wehrmachtsoffiziere vorspielen, die Hitler priesen, jedoch an den „kleinen Hitlers“ verzweifelten, die durch Eigennutz und Dummlichkeit den Sieg aufs Spiel setzten. Dazu genügte Schallplattenaufnahmen mit zwei Sprechern; es wurden Gerüchte hinausposaunt, die Rechercheure entweder selbst erfunden oder in deutschen Gefangenenlagern aufgeschnappt und vergrößert hatten. So kolportierte man über die Gattin des Kölner Oberbürgermeisters, die bei Luftangriffen gewiss einen Schutzraum aufsuchte, wortwörtlich: „Noch in der Woche nach der Kölner Bombennacht hat sie auf einem intimen Kostümfest angeblich für

den Bombenopferfonds in einem total verdunkelten Raum mit den Scheißitalienern herumgeil, und über ihre Tür hatte sie dabei als Hohn für Tausende von Kölner Bombenopfern, die zerschmettert in ihren Kellern lagen, angeschrieben: ‚Zum Luftschutzkeller‘. Solche Gerüchte sollen natürlich Keile zwischen „die da oben“ und „uns da unten“ treiben; die Glaubwürdigkeit balanciert genau auf Messers Schneide zwischen „Un-erhört!“ und „Quatsch!“; Vulgarität bezweckt Hörerbindung. Delmer hatte lange davon geträumt, eine richtige „graue“ Rundfunkstation einzurichten, die täglich live senden sollte, um unablässig zersetzende Gerüchte in Hülle und Fülle nach Deutschland zu schleudern. Verwirklichen konnte er den Plan, als die britische Admiralität Anfang 1943 ihre entscheidende Offensive gegen die U-Boote startete. Mit einer großen Mannschaft aus britischen Rundfunkspezialisten, Emigranten, Gefangenen und Überläufern setzte Delmer den Deutschen Kurzwellensender Atlantik ins Werk, der sich im Tarngewand einer deutschen Station primär an die Soldaten der deutschen Kriegsmarine wendete.

Ungemein ausgeweitet wurde der Sendebetrieb und seine Reichweite, als man der BBC im Herbst 1943 noch den leistungsfähigsten Mittelwellensender Englands abluchsen

konnte: Der Atlantiksender wurde mit einem neu auf der Bildfläche erscheinenden Tarnunternehmen, genannt Soldatensender Calais, zusammengeschaltet. Das Grundrezept beider Stationen war, durch faktennahe aktuelle Berichterstattung Glaubwürdigkeit zu erzeugen, damit aber die Grundlage dafür zu legen, dass die Hörer auch bei kühn erfundenen Gerüchten anknabberten und sie möglichst breit weitererzählten. Schmissige Musik bildete den Zuckerguss.

Deutsche Nachrichten kamen frisch aus einem Hellschreiber, wie er auch in den Redaktionen des Reiches stand. Doch Delmers Mannen verfuhrten kreativ damit. Sie berichteten etwa über angebliche Freistellung der Parteifunktionäre vom Wehrdienst und deren bessere Verpflegung. Sie erklärten das Brechen von Gesetzen für einfach, da Akten in Luftangriffen verbrannt und die nicht an der Front stehenden Polizisten „alt und gebrechlich“ seien. Oder sie ängstigten Mütter, deren Kinder aus Luftnotgebieten aufs Land verschickt worden waren, mit erfundenen Typhus-Epidemien. Hauptsache, defätistische Gerüchte, scheinbar aus deutscher Quelle, wurden ins Reich infiltriert und steigerten Abscheu vor dem Regime und Kriegsmüdigkeit. So sollten die Deutschen mental für eine kommende Invasion sturmreif geschossen werden. *Heinz Starkulla jr.*

Stimme seines Herren

Friedrich Hussongs Wort hatte Gewicht – als Propagandist Alfred Hugenbergs.

Kurt Tucholsky fiel es „nicht ganz leicht, über diesen Gesellen ohne Hohn zu sprechen“. Für den großen Chronisten der *Zeitungsstadt Berlin*, Peter de Mendelssohn, gehörte er „gewiss zu den rabiatesten journalistischen Demagogen [...], welche die Zeitungsstadt Berlin je erlebt hat“. Und nach Kurt Koszyk, den Doyen der deutschen Pressegeschichtsschreibung, trug er „nicht unwesentlich dazu bei, dass Hitler die Wähler zugetrieben wurden, während sie eigentlich dem deutschnationalen Führer Alfred Hugenberg nachlaufen sollten“. Dreimal ist die Rede von Friedrich Hussong.

Viele Feinde hatte er also, auch viel Ehr? Schildern wir sachlich. Geboren wurde Hussong 1878 im damals bayerisch-rheinpfälzischen, heute saarländischen Ort Webenheim; der Heimat blieb er stets verbunden – ein Patriot. Mit 22 wurde er Redakteur der Berliner Tageszeitung *Tägliche Rundschau*. „Zeitung für Nichtpolitiker“ stand Anfangs in ihrem Untertitel. Unpolitisch war sie aber nicht, und mit 32 wurde Hussong Leiter des Innenressorts – ein Nationalliberaler. Publizistisch blieb er im Folgenden in Berlin – politisch ging die Reise weiter nach rechts. 1919 ging er zum Scherl-Verlag, den Hugenberg drei Jahre zuvor übernommen hatte. Leitartikler war er zunächst beim populären *Berliner Lokal-Anzeiger*, ab 1922 schließlich Chefredakteur aller Berliner Zeitungen des Großverlags.

Seine Linie wurde zunehmen deutschnational, völkisch, polemisch. Er schrieb an gegen das Versailler „Schanddiktat“, gegen den Parlamentarismus, gegen das System von Weimar. So stützte er wesentlich die politischen Ambitionen seines Herren Hugenberg, der ab 1928 Vorsitzender der extrem rechten Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) war. Ob er damit tatsächlich, so de Mendelssohn, „den von Goebbels [...] zur Hochblüte emporgezüchteten Stil vorwegnahm“, gar dessen „publizistischer Lehrmeister“ gewesen sei, bedürfte eingehenderer Untersuchungen. Die Bücherverbrennungen im Mai 1933 feierte er jedenfalls als „Akt symbolischer Befreiung“ vom „Ungeist der Zersetzung“.

Bei den Nazis selbst geriet er bald ins Abseits. Als Hugenberg nach nur fünf Monaten Ministeramt aus dem Kabinett Hitlers ausschied und später der Scherl-Verlag im nationalsozialistischen Zentralverlag Franz Eher Nachf. aufging, blieb Hussong zwar Chefredakteur, aber spielte kaum mehr eine Rolle. Dass er Hitler anlässlich des Putschversuches 1923 im *Lokal-Anzeiger* als „Wildwestpolitiker“ charakterisiert hatte, hing ihm vielleicht noch nach. Am 29. März 1943 starb Friedrich Hussong in Berlin. Der einstige „Wildwestpolitiker“, nun längst Weltenbrandentfacher Hitler „ehrte“ in bei der Trauerfeier mit einem Kranz. *Markus Behmer*

Vom Erlernen des aufrechten Gangs

In seinem 1994 erschienenen Roman *Erklärt Pereira* schildert der italienische Schriftsteller Antonio Tabucchi (geboren 1943 bei Pisa, gestorben 2012 in Lissabon) das Aufwachen eines Intellektuellen in dunkler Zeit: Ein Journalist wird zum Aktivist.

„Pereira erklärt, er habe ihn an einem Sommertag kennengelernt.“ Geheimnisvoll ist der erste Satz des kurzen, nur gut 200-seitigen Romans. „Pereira erklärt ...“, so beginnt jedes der 24 Kapitel; es ist wohl ein Verhörprotokoll, literarisch gestaltet, dass uns hier vorliegt. „Eine Zeugenaussage“, wie der Untertitel besagt. Der, der (sich) da „erklärt“, Pereira, ist ein älterer Journalist, alleiniger Feuilletonredakteur der fiktiven katholischen Wochenzeitung *Lisboa*. Er trinkt zu viel Limonade, isst zu viel Zucker für sein krankes Herz, ist einsam, führt Ego-Dialoge mit dem Foto seiner verstorbenen Frau; übersetzt französische Literatur des 19. Jahrhunderts, die dann in Fortsetzung auf der Literaturseite erscheint, schreibt Nachrufe auf noch lebende Autoren auf Vorrat. Ein stiller Mensch, ein angepasster Intellektueller, der mehr in Büchern lebt, in der Vergangenheit als in der Welt, in der Zeit um ihn herum.

Raus aus der Lethargie

Es ist Portugal im Jahr 1938, die Anfangszeit noch der Diktatur unter dem 1932 zum Ministerpräsidenten gewählten, bald autoritär herrschenden António de Oliveira Salazar. Und der, den er da „an einem Sommertag kennengelernt“ hat, ist Monteiro Rossi, ein junger Anarchist, wie Pereira bald erfahren wird, nachdem er ihm kleine Schreibaufträge gegeben hat. Der junge Mann und dessen Freundin Marta öffnen dem Alten mehr und mehr die Augen, führen ihn dann schließlich aus seiner Lethargie hin zu widerständigem Handeln durch die Kraft des Schreibens, den Geist der Literatur.

Oft sind es Gespräche, die nacherzählt, die geschildert werden. „Auch ich bin vielleicht nicht glücklich über das, was in Portugal vor sich geht“, erklärt Pereira gegenüber einer Kurbekanntschaft, Frau Delgado. „Dann tun sie etwas. Und was? antwortete Pereira. Nun, sagte Frau Delgado, Sie sind ein Intellektueller, sagen Sie, was in Europa vor sich geht, machen Sie von Ihrer Meinungsfreiheit Gebrauch [...]. Pereira erklärt, dass er gerne einiges hätte sagen wollen. Er hätte gerne gesagt, dass

über ihm ein Herausgeber war, der ein Anhänger des Regimes war, und dass dann das Regime mit seiner Polizei und seiner Zensur da war und dass man in Portugal allen den Mund gestopft hatte, mit einem Wort, dass man nicht einfach von seiner Meinungsfreiheit Gebrauch machen konnte und dass er den ganzen Tag in einem elenden kleinen Zimmerchen in der Rua Rodrigo da Fonseca verbrachte, in Gesellschaft eines kurzatmigen Ventilators und überwacht von einer Portiersfrau, die wahrscheinlich ein Polizeispitzel war.

Aber von alledem sagte Pereira nichts, er sagte nur: Ich werde mein Bestes tun, Frau Delgado, aber für einen Menschen wie mich in einem Land wie diesem ist es nicht einfach, sein Bestes zu tun, wissen Sie, ich bin nicht Thomas Mann, ich bin nur ein unbekannter Kulturredakteur einer bescheidenen Abendzeitung“.

Literatur und Philosophie

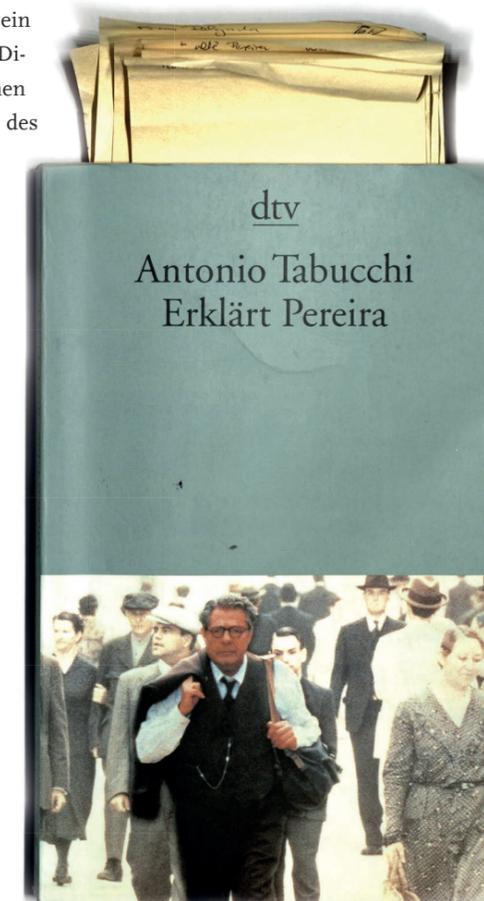
So handelt das Buch von Zensur und der Schere im Kopf, von Balzac und der Flucht in die Vergangenheit, von der Scheintröstung durch Limonade mit viel Zucker und der echten Trauer um die verlorene Freiheit.

Dramatisches wird nüchtern, doch emphatisch „erklärt“, Weisheiten in einfachen, fragend-zweifelnden Sätzen geboten: „Der Philosophie scheint es nur um die Wahrheit zu gehen, aber vielleicht phantasiert sie, und der

Literatur scheint es nur um die Phantasie zu gehen, aber vielleicht sagt sie die Wahrheit.“

Wie sie ausgeht, die Geschichte von Pereira, Monteiro Rossi und Marta – als „Metapher“ hat sie der Autor selbst bezeichnet – sei hier an dieser Stelle nicht verraten. Oder nur so viel: Am Schluss packt Pereira seinen Koffer, in Eile, bevor die neue Nummer der *Lisboa* erscheint.

Antonio Tabucchi übrigens, er lebte selbst lange in Portugal, die meiste Zeit in Lissabon, war selbst Übersetzer, wäre am 24. September 2018 75 Jahre alt geworden. *Markus Behmer*



Von einem, der auszog und das Schreiben revolutionierte

Er gilt als Segen für jeden Linkshänder und ist aus Behörden, Büros oder Haushalten nicht mehr wegzudenken: der Kugelschreiber. Am 10. Juni 1943 erhält László Bíró das Patent für den Allrounder unter den Schreibgeräten. Wie kam es dazu?

Budapest 1899: Als László Józef Bíró am 29. September das Licht der Welt erblickt, scheint sein beruflicher Werdegang bereits besiegelt. Zahnarzt soll er werden – wie der Vater. Doch im Laufe der Jahre kristallisiert sich heraus: Das Leben hat etwas anderes mit ihm vor. Was genau, ist für Bíró zumindest zu diesem Zeitpunkt noch nicht ersichtlich. Aber das Leben wäre nicht das Leben, hätte es ihn nicht durch unzählige schicksalhafte, zufällige und glückliche Fügungen immer wieder geleitet.

So ist es zunächst das Medizinstudium, das er nach kurzer Zeit abbricht. Zumindest eine Chance hat Bíró ihm gegeben. Doch es erfüllt ihn nicht. Stattdessen hält er sich als Hypnotiseur, Rennfahrer, Künstler oder Versicherungsmakler über Wasser. Nebenbei versucht er sich – ohne großen Erfolg – hier und da als Erfinder.

Schließlich landet Bíró als Redakteur bei der ungarischen Wochenzeitung *Előre*. Ein großer Glücksgriff, wie sich später herausstellt: In Zeiten, in denen an Diktiergeräte oder Computer noch nicht zu denken ist und Journalismus im Wortsinne „Handarbeit“ darstellt, stört sich der junge Redakteur an seinem Schreibwerkzeug: Bleistifte müssen andauernd angespitzt werden, der Füllfederhalter aufgefüllt. Hinzu kommen das unsaubere Schriftbild und das ständige Auslaufen des Stiftes. Es musste doch eine benutzerfreundlichere Alternative geben?

Die zündende Idee soll ihm beim Anblick rotierender Druckwalzen gekommen sein: Die abgegebene Tinte trocknet schnell auf dem Papier und hinterlässt ein schmierfreies Schriftbild. Gemeinsam mit seinem Bruder György Bíró, einem Apotheker, und dem Schreibmaschinenfabrikanten Andor Goy entwickelt er in den Jahren darauf eine Spezialtinte mit festen und flüssigen Bestandteilen. Mittels einer sich drehenden Kugel am Ende einer schmalen Röhre soll sie auf das Papier aufgetragen werden. Die flüssigen Bestandteile sollen dabei vom Papier aufgesaugt werden. Die festen Bestandteile sollen hingegen auf der Papieroberfläche haften bleiben. Der Kugelschreiber ist geboren. Am 25. April 1938 erhält Bíró hierfür ein erstes Patent. Es hätte alles so schön sein können – wäre da nicht der Zweite Weltkrieg gewesen: Ungarn hat sich mit

Nazi-Deutschland verbündet. Für den jüdischstämmigen Bíró eine große Gefahr für Leib und Leben. Nur ein halbes Jahr nach dem Erhalt seines Patents flieht er daher mit seiner Frau und der gemeinsamen Tochter aus Ungarn und emigriert nach Paris. Sein Patent nimmt er mit – wenngleich der Stift noch längst nicht den gewünschten Kriterien entspricht: Noch immer läuft er fast so häufig aus und kleckst nicht minder. Auch die Lebensdauer und das Schriftbild sind miserabel. Doch Bíró gibt nicht auf und forscht an seinem neuen Lebensmittelpunkt weiter.

Wieder ist es der Krieg, der Bíró in die Knie zu zwingen versucht: Als die Nazis auch in Frankreich einmarschieren, muss er erneut mit seiner Familie fliehen. Doch Glück im Unglück: Jahre zuvor, 1938, traf er durch Zufall den damaligen argentinischen Präsidenten, Agustín Pedro Justo, in Jugoslawien. Bíró zeigte Justo seine Erfindung – mit Erfolg. Der argentinische Präsident war begeistert, lud den Erfinder sogar in das südamerikanische Land ein und bot ihm an, seine Erfindung dort weiterzuentwickeln.

Nun nimmt Bíró das Angebot an – und kommt damit seinem Traum vom Erfinder-Durchbruch ganz unwissentlich einen großen Schritt näher: In Argentinien finden seine Bemühungen hinreichende finanzielle Unterstützung. Auch findet er vor Ort endlich einen Kugelhersteller, dessen Produkte für Bíró's Zwecke präzise genug sind. Rasch schreitet die Entwicklung seines Wunderstifts voran. Am 10. Juni 1943 schließlich hält er das Ergebnis seiner Bestrebungen in den Händen: Ein neues Patent für seine Erfindung.

Während der Zweite Weltkrieg in den vergangenen Jahren immer wieder versucht hat, Bíró in die Knie zu zwingen, ist er diesmal fast ein Segen für ihn und seine Erfindung, denn der britische Geschäftsmann Henry George Martin erkennt das Potenzial von Bíró's Erfindung. Auch in großer Flughöhe und bei Luftdruckschwankungen könnte er klecksfrei funktionieren – ideal für die Royal Air Force. Martin kauft Bíró die Patentrechte ab und startet die Produktion. Damit beginnt der Erfolgfeldzug der kleinen Wunderwaffe, die im englischen, russischen und argentinischen Sprachgebrauch noch heute nach ihrem Erfinder benannt ist: Biro. *Theresa Briselat*

Alle großen Leute waren einmal Kinder...

„...aber nur wenige erinnern sich daran“, schrieb Antoine de Saint-Exupéry in seinem bekanntesten Werk und entschuldigte sich dafür, dass er das Buch einem Erwachsenen widmete. Vor 75 Jahren erschien *Der kleine Prinz*.

In einen purpurnen Mantel gehüllt läuft der König den Berg hinauf. Wie es sich für ihn geziemt, trägt er Hermelinpelz und Krone. Nur der Klappstuhl unter seinem Arm irritiert. Verloren wirkt auch der König, der ein goldgerahmtes Gemälde mit sich führt. Wo könnte der richtige Platz dafür sein – in einem Strandkorb am Meer, einer nächtlichen Stadt oder in der Straßenbahn? Zu sehen sind die Majestäten in den Musikvideos zu „Enjoy the Silence“ von Depeche Mode (1990) und zu „Viva la Vida“ von Coldplay (2008) – als Inspiration diente *Der kleine Prinz*. Die berühmte Erzählung ist seit ihrem Erscheinen 1943 immer wieder Thema anderer Künstler.

Das Buch beginnt mit einer Anekdote aus der Kindheit des Erzählers. Im Alter von sechs Jahren habe er eine Riesenschlange, die einen Elefanten verdaut, gezeichnet. Doch die Erwachsenen erkannten keine Schlange, sondern einen großen braunen Hut. Eine zweite Zeichnung, die nun auch das Innere der Boa zeigte, stieß auf Ablehnung; das Kind bekam den Rat, sich lieber mit – vermeintlich – Sinnvollerem zu beschäftigen. So sei er Pilot geworden, wobei er seine Zeichnung aus Kindertagen nicht vergaß. Als das Unverständnis der Erwachsenen nicht verging, habe er sich schließlich auf diese eingestellt, „über Kartenspiele, Golf, Politik und Krawatten [gesprochen]. Die großen Leute waren dann immer froh, einen vernünftigen Mann kennengelernt zu haben.“

Diese Begebenheit lässt deutlich werden, worum es in *Der kleine Prinz* geht: hinter die Fassade der Dinge zu blicken, ihren wahren Wert zu erkennen und zu verstehen, worauf es im Leben wirklich ankommt. Ein „Plädoyer für Freundschaft und Menschlichkeit“ nennt Johanna Lutteroth auf *Spiegel Online* die Erzählung. „Die erzählte Welt des kleinen Prinzen ist eine Welt der innersten Gefühle“, heißt es von Seiten des Münchner Kulturzentrums Gasteig, in dem *Der kleine Prinz* als Musical zu sehen ist. Die Geschichte ziele darauf ab, „in die manchmal versteinerten Herzen von Erwachsenen, die eher verschlossen und weniger offen und zugänglich sind, einzudringen“. Kinder hingegen täten sich häufig schwer mit dem Stoff: Es sei ein Fehler, zu glauben, dass Bücher „nur weil sie von kleinen Wesen handeln, Kinderbücher sind“, so Hans-Gerd Koch, Verlagsleiter des Karl-Rauch-Verlags, in dem anlässlich des

75. Jubiläums der Erstausgabe eine kindgerechte Version erscheint. Denn das Original sei „keine putzige Erzählung für die Kleinen“.

Traumreise von Stern zu Stern

In der traumähnlichen Geschichte geht es um einen kleinen Prinzen, der aus Ärger über die eitle Einfalt einer Rose seinen Stern verlässt. Auf seiner Reise von Asteroid zu Asteroid trifft er unter anderem einen König, der ihm Befehle erteilt, einen Eitlen, der bewundert werden will, einen Säufer, der trinkt, um zu vergessen, und einen Geschäftsmann, der keine Zeit zum Träumen hat, bis er schließlich auf der Erde ankommt. Hier begegnet der kleine Prinz einem Fuchs, der ihm erklärt, die Menschen hätten „keine Zeit mehr, um etwas kennen zu lernen. Sie kaufen sich alles fertig in den Geschäften. Da es aber keine Läden für Freunde gibt, haben die Menschen keine Freunde mehr. Wenn du einen Freund willst, dann zähme mich“. Darauf lässt sich der kleine Prinz ein, sie werden einander vertraut. Als der Abschied naht, verrät der Fuchs sein Geheimnis: „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“. Auch erklärt er dem kleinen Prinzen, dass er für seine Rose verantwortlich sei, da er sie sich vertraut gemacht habe. Voller Sehnsucht nach seinem Stern und der Blume lässt sich der kleine Prinz von einer Schlange beißen, in der Hoffnung, nach Hause zu gelangen.

Heute zählt *Der kleine Prinz* zu den meistverkauften Büchern weltweit; zahllos sind die Verfilmungen, Hörspiele und Theaterinszenierungen. Als das Buch jedoch am 6. April 1943 in New York erschien, sah es zunächst nicht nach einem Erfolg aus. Zum Image des verwegenen Abenteurers und Luftwaffenpiloten Saint-Exupéry wollte das „seltsame Märchen“ nicht recht passen (*Spiegel-Online*). Erst nach seinem mysteriösen Tod – Saint-Exupéry kehrte von einem Aufklärungsflug am 31. Juli 1944 nicht zurück, das Flugzeugwrack wurde erst 2000 entdeckt – avancierte das Buch zu einem Verkaufsschlager. Als kleinen „Kumpel, den ich in meinem Herzen mit mir herumtrage“ hatte sein Schöpfer den kleinen Prinzen bezeichnet.

Isabel Stanoschek



Abb.: Zioneñiel/
CC BY-SA 3.0/Deviantart

Bei Konflikten immer an vorderster Linie

Wenige Frauenrechtlerinnen aus der Zeit des deutschen Kaiserreichs und der Weimarer Republik haben so polarisiert wie Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann. Die Arbeits- und Lebensgefährtinnen sind beide vor 75 Jahren im Schweizer Exil gestorben.

Die beiden verband seit 1902 eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft und sie fielen nicht nur durch luzide Analysen von Doppelmoral und Ungerechtigkeit auf, sondern vor allem auch deshalb, weil sie öffentliche Konflikte rund um ihre Themen – vollständige Gleichstellung von Frauen und eine friedliche internationale Ordnung – nicht scheuten, ja geradezu provozierten.

Anita Augspurg wurde am 22. September 1857 im Verden an der Aller als letztes Kind der Anwaltsfamilie Augspurg geboren. Lida Gustava Heymann kam gut elf Jahre später am 15. März 1868 in Hamburg auf die Welt als Tochter eines hochvermögenden Kaufmanns. Zwei Norddeutsche also, die ihren Bildungshunger und Freiheitsdrang nur mühsam stillen konnten, war die Mädchenbildung damals doch katastrophal und das anzustrebende Lebensziel einer bürgerlichen Tochter primär die Ehe.

Anita Augspurg verließ als Volljährige ihre Familie, um eine Lehrerinnenausbildung in Berlin zu absolvieren. Tatsächlich ging sie aber vor allem ihren künstlerischen Neigungen nach. Sie nahm in Berlin Schauspielunterricht, arbeitete anschließend an verschiedenen europäischen Theatern, bevor sie sich 1886 als Fotografin in München niederließ. Dort gründete sie mit Sophia Goudstikker das Fotoatelier Elvira, das sich schnell zu einem profitablen Geschäft entwickelte und Augspurg finanziellen Spielraum für ihr künftiges frauenpolitisches Engagement gab. In der Isarmetropole gehörte sie zudem zum Kreis rund um die literarische Moderne.

Erste Juristin Deutschlands

Innerhalb der Frauenbewegung strebte Augspurg – wie viele bürgerliche Frauenrechtlerinnen ihrer Zeit – zunächst die Verbesserung der Mädchenbildung an. Eine Radikalisierung ihres feministischen Engagements trat allerdings in Zusammenhang mit ihrem Jurastudium in Zürich ein. Sie gilt als erste Juristin Deutschlands, obgleich sie diesen Beruf niemals praktizierte. Vielmehr waren ihre nächsten Jahre geprägt von einem weitreichenden publizistischen Engagement für die bürgerliche Frauenbewegung, die sie zu politisieren suchte. Noch inmitten des Studiums war Augspurg ins Zentrum der Macht, in die deutsche Hauptstadt Berlin, gezogen.

Während Augspurg die rechtlichen Aspekte der Frauenfrage thematisierte, wendete Heymann sich deren sozialpraktischen Seite zu. Nach dem Tod ihres Vaters 1896 übernahm sie die Verwaltung des Familienvermögens und finanzierte damit in der Hamburger Paulstraße ein Frauenzentrum mit Kinderhort, Mittagstisch, Bademöglichkeit, Bibliothek, Nähzimmer

und einer (Rechts-)Beratungsstelle. In den Sprechstunden erhielt sie Einblicke in verschiedenste Formen der Ausbeutung von Frauen und engagierte sich daraufhin vermehrt in der Hamburger Frauenbewegung.

Kennengelernt haben sich Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg 1896 beim Protest gegen das Bürgerliche Gesetzbuch, das auch die Grundlage unseres heutigen BGBs darstellt. Dank ihrer juristischen Kenntnisse, aber auch ihrer herausragenden Fähigkeiten als Rednerin, wurde Augspurg zur Protagonistin einer breit angelegten Kampagne gegen das BGB. Im Zentrum der Kritik stand das geplante Eherecht, denn es sah unter anderem vor, Ehefrauen das Recht an ihrem



Anita Augspurg (links) in einer Reihe mit den Frauenrechtlerinnen Marie Stritt, Lily von Gizycki, Minna Cauer und Sophia Goudstikker.

Foto: Atelier Elvira

Vermögen und die Entscheidungsbefugnis in der Kindererziehung zu nehmen. Die Berliner Presse konstatierte irritiert einen „Frauenlandsturm“.

Und auch wenn das BGB ohne substanzielle Veränderungen am Eherecht verabschiedet wurde, so war der bürgerlichen Frauenbewegung doch ihre erste große politische Kampagne gelungen – und das in einer Zeit, in der Frauen die politische Betätigung in großen Teilen Deutschlands noch verboten war.

Heymann war gleichermaßen fasziniert von Augspurgs radikaler Rechtskritik wie auch von ihrem Charisma als Rednerin. Fortan unterstützte sie den radikalen Flügel der Frauenbewegung, der sich vor allem mit Rechtskämpfen und öffentlichkeitswirksamen Kampagnen zu profilieren suchte. Und es dürfte vor allem Heymanns Einfluss zu verdanken sein, dass Augspurg nach der Jahrhundertwende vermehrt gegen das Sexualstrafrecht vorging. Heymann hatte durch ihr Frauenzentrum Einblicke in die sexuelle Ausbeutung und die desolate Lage von Prostituierten in Hamburg gewonnen; und Augspurg scheute nicht davor zurück, sich selbst öffentlich zu exponieren, um solche Thematiken publik zu machen. So inszenierte sie zum Beispiel 1902 ihre Verhaftung als Prostituierte oder rief 1905 zum Eheboykott auf, um gegen Rechtlosigkeit zu protestieren. Ein Rauschen ging jeweils durch den deutschen Blätterwald.

Die beiden ergänzten sich inhaltlich vorzüglich. Während Augspurg in solchen Kampagnen die juristische Seite der

Doch blieben ihre Versuche, breitere Bevölkerungskreise frauenpolitisch zu aktivieren, weitgehend erfolglos. Für das damalige Bürgertum scheinen ihre Ideen zu fortschrittlich gewesen zu sein. Enttäuscht zogen sie sich spätestens 1907 aus dem Parteibetrieb zurück und verlagerten ihren Lebensmittelpunkt nach Bayern. Und auch die bürgerliche Frauenstimmrechtsbewegung geriet in zusehends konservatives Fahrwasser. Sie konnte sich nicht dazu durchringen, wie die SPD das demokratische Wahlrecht für alle zu fordern, und zerbrach 1913 schließlich.

Von den Nationalsozialisten attackiert

Geschockt vom Ersten Weltkrieg wandten sich Augspurg und Heymann dem Pazifismus zu. Sie waren Mitinitiatorinnen des Haager Frauenfriedenskongresses von 1915, einer Zusammenkunft internationaler Stimmrechtlerinnen, die nicht nur für einen sofortigen Frieden ohne Bedingungen plädierten, sondern auch für einen nachhaltigen Friedenserhalt mithilfe von internationalen Organisationen und Schiedsgerichten. Das, was nach dem Zweiten Weltkrieg mit der UNO und der WTO verwirklicht werden sollte, wurde in Den Haag bereits angedacht. Öffentliche Resonanz konnten Heymann und Augspurg mit diesen pazifistischen Forderungen allerdings kaum erzielen – zumindest nicht in Deutschland. Sie erhielten kurz nach dem Haager Frauenfriedenskongress ein Publikations- und Betätigungsverbot, das bis zum Ende des Ersten Weltkriegs in Kraft blieb.

Erst mit der Revolution in Bayern traten die beiden wieder auf die politische Bühne und sympathisierten zunehmend mit einem Räteystem. Das erklärt zum einen, weshalb die beiden zu scharfen Kritikerinnen der Verfassung und der Politikpraxis der Weimarer Republik wurden. Zum anderen führte die Unterstützung der Bayerischen Revolution dazu, dass die Nationalsozialisten sie in Veranstaltungen wie Presse massiv attackierten. Hitlers Gefährlichkeit war den beiden sehr früh bewusst, so dass sie bereits Anfang 1923, das heißt bereits Monate vor dem Hitler-Putsch, seine Ausweisung nach Österreich forderten. Bekanntlich kam der bayerische Innenminister Franz Schweyer diesem Gesuch nicht nach.

Weiterhin waren Heymann und Augspurg 1919 Mitbegründerin der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit und sahen ihre Aufgabe primär darin, die Frauenliga auf radikalpazifistischem Kurs zu halten.

1933 war Deutschland für die beiden dezidierten Gegnerinnen des Nationalsozialismus kein sicheres Land mehr. Sie flüchteten nach Zürich und starben beide 1943 im Exil, Lida Gustava Heymann am 31. Juli, Anita Augspurg am 20. Dezember.

Susanne Kinnebrock

Dr. Susanne Kinnebrock ist Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität Augsburg. Sie schrieb ihre Dissertation über Anita Augspurg.

Gleiches Recht für alle!

Frauenrechtlerin, Sexualreformerin, Humanistin, Philosophin, radikale Pazifistin und Journalistin: Helene Stöcker war eine Vorkämpferin und Wegbereiterin auf vielen Feldern. Sie wirkt wegweisend auch noch für unsere Zeit.

Helene Stöcker forderte die Straffreiheit von Abtreibungen und Homosexualität. Sie setzte sich für die gleichberechtigte Stellung von Mann und Frau innerhalb der Familie ein und kämpfte für die Aufhebung der sexuellen Doppelmoral. Sie wollte verantwortungsbewusste Väter und dass Frauen jeden Beruf ausüben dürfen. All das strebte sie zu einer Zeit an, in der es Frauen untersagt war, wählen zu gehen.

Geboren wurde Helene Stöcker am 13. November 1869 in Wuppertal-Elberfeld. Sie war das älteste von acht Kindern und musste deshalb stets im Haushalt helfen, so dass sie zunächst nur eine grundlegende Schulausbildung erhielt. Dennoch schrieb sie regelmäßig Tagebücher, Gedichte, Märchen und Novellen. Es dauerte Jahre, bis sie ihre streng religiösen Eltern davon überzeugen konnte, sie nach Berlin ziehen zu lassen, um dort eine Ausbildung zur Lehrerin zu absolvieren. Unterricht an einer Schule hielt sie jedoch nie, denn als Frauen 1896 als Gasthörerinnen an der Universität Berlin zugelassen wurden, schrieb sich Stöcker für die Fächer Literatur, Philosophie und Nationalökonomie ein. Im Kaiserreich durften Frauen jedoch keinen Abschluss machen.

So ließ sich Stöcker 1901 in der Schweiz promovieren. Sie war damit eine der ersten deutschen Doktorinnen. Mit Helene Stöckers Studium begann ihr unkonventionelles Leben, das sich jenseits von den traditionellen Geschlechterrollen ihrer Zeit abspielte.

Nach ihrer Promotion zog es die 31-Jährige wieder zurück nach Berlin, wo sie für eine Weile als Dozentin neben Lise Meitner und Albert Einstein an der Lessing-Hochschule lehrte. Nebenbei schrieb sie für viele deutsche und österreichische Tageszeitungen und Zeitschriften. In dieser Zeit lernte Stöcker führende Aktivistinnen der immer stärker werdenden Frauenbewegung kennen und schloss sich dieser schließlich an. 1905 gründete sie den umstrittenen Verein Bund für Mutterschutz und Sexualreform, dessen Ziel es war, die soziale und rechtliche Lage von Müttern zu stärken. Die Zeitschrift

Die Neue Generation diente dabei als Plattform des Bundes. Mit ihr konnte Stöcker öffentlichkeitswirksam ihre Ideen der „neuen Ethik“ verbreiten. Männer und Frauen sollten zum Beispiel selbst über ihren Körper und ihre Sexualität bestimmen dürfen – und das auch außerhalb der Ehe. Diese radikalen Ansichten über freie Sexualität gingen selbst einigen Feministinnen zu weit, weswegen sich der Bund deutscher Frauen Vereine weigerte, Stöckers Bund für Mutterschutz und Sexualreform aufzunehmen. Sie hielt dabei selbst nicht viel von ihren Mitstreiterinnen, sah in ihnen „geborene Nonnen“, die leider nichts von Erotik verstünden.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 löste bei Helene Stöcker Fassungslosigkeit aus. Sie konnte nicht verstehen, wie sich die „Kulturnationen“ gegenseitig niedermetzeln konnten. Noch weniger begreiflich war ihr die Kriegseuphorie, die im ganzen Land herrschte. Ihre pazifistische Haltung brachte sie nicht nur in diversen Zeitschriften und Zeitungen (darunter auch ihre *Neue Generation*) zum Ausdruck, sondern auch als Protestrednerin. Nach Ende des Weltkrieges engagierte sie sich weiterhin in der Frauenbewegung und in nahezu allen Organisationen, die für den Weltfrieden und die Völkerverständigung einstanden.

Als Gegnerin des Nationalsozialismus musste die 60-Jährige mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 das Land verlassen. Ihre Manuskripte wurden verbrannt, ihr Geld beschlagnahmt, die deutsche Staatsbürgerschaft und ihr Dokortitel aberkannt. Über mehrere Zwischenstationen landete sie schließlich in den USA, wo sie unter armseligen Umständen am 24. Februar 1943 starb.

Helene Stöcker schuf das Bild einer modernen Frau und kämpfte für eine friedliche Welt. Sie war ihrer Zeit stets voraus und konnte selbst nicht erleben, wie viele ihrer Forderungen und Ideen sich zuletzt durchsetzen würden. Dennoch hätte sie auch 75 Jahre nach ihrem Tod, in Zeiten von #MeToo, globalen Krisen und Kriegen, immer noch genug zu tun. *Jana Keil*



Helene Stöcker auf dem Weltfriedenskongress in Berlin 1924.
Abb.: Lithographie von Emil Stumpp, 1924

Heimatgebunden



Foto: Deutsches Literaturarchiv Marbach, Handschriftenabteilung, Sign. CottaSNachl. Sud.SXV129, Bl. 11.

„Die gesamte deutsche Presse ist stolz auf ihn“, schrieb das Fachorgan *Deutsche Presse* zu seinem 40-jährigen Dienstjubiläum: Ludwig Goldstein prägte als Journalist, Historiker, Kultur- und Talentförderer über Jahrzehnte das ostpreußische Kulturleben – bis 1933.

Heimatgebunden betitelt Ludwig Goldstein seine Memoiren, die 2015 posthum von seiner Großnichte Monika Boes herausgegeben wurden. Und „heimatgebunden“ war das ureigene Empfinden wie das Wirken Goldsteins, einem der einflussreichsten Journalisten, Geschichtsforscher und Kulturförderer Ostpreußens, lebenslang. Am 10. November 1867 wurde er in Königsberg in eine evangelisch-jüdische Familie hineingeboren. Nur mit einem „äußere[n] Band“ dem Judentum verbunden, trat er 1899 aus der jüdischen Gemeinde aus – beseelt von dem Wunsch nach „völliger geistiger Unabhängigkeit“. Preisgekrönt promoviert betrat er die journalistische Bühne, zunächst als Kritiker, bald Feuilletonchef der *Königsberger Hartungischen Zeitung*.

Als Mitbegründer und langjähriger Ehrenvorsitzender des Königsberger Goethebundes setzte er sich für Heimatpflege und Kulturförderung ein, formierte den Goethebund sogar als erfolgreichen „Kampfbund“ gegen die Zensur. Zahlreiche Künstler – nicht nur aus Ostpreußen, sondern aus dem ganzen Reich – unterstützte er finanziell, gab ihnen ein Podium in Bund und Zeitung, im Ostmarken-Rundfunk eine Stimme. Als einer der angesehensten deutschen Kulturjournalisten wurde er Ehrenmitglied des Verbandes der Ostpreußischen Presse. Eine der wenigen erhaltenen Fotografien zeigt Goldstein als Sechzigjährigen – ein „Vorbild“ und „bereits zur Legende“ geworden, wie ihn sein später nicht minder berühmter Redaktionskollege Erich Pfeiffer-Belli charakterisierte. Obgleich „kerndeutsch fühlend“, wie Goldstein immer wieder betonte, wurde er 1933 durch die Nationalsozialisten zum „Nicht-Arier“ verfeimt. Briefe an seinen Freund, den Dichter Max Halbe, geben Einblick in die akute Gefühlslage: 1933 noch mit Hoffnung auf mildere Zeiten, zwei Jahre später nach Wirksamwerden des Schriftleitergesetzes und Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze

„[i]n verbittertem Grimm [...] nach 45-jähriger Opfertätigkeit für [seine] Heimat“ jedwede schriftstellerische Tätigkeit versagt zu bekommen, in Armut und Isolation gestürzt zu werden. Er wurde zum „Geächteten“ – so schreibt er an Pfeiffer-Belli – trotz „arischer“ Mutter und „arischer“ Ehefrau.

In einer „Liste nicht mehr Schreibwilliger“ hielt Goldstein jene fest, die sich von der Korrespondenz mit ihm zurückzogen. Besonders hart traf den „Halbjuden“ die private Kaltstellung bei jenen, für die er sich zuvor stark verwendet hatte, wie er dem Kollegen Max Wagner 1936 anvertraut: „[D]arum offenbar bringe ich mein Lebensende jetzt auch in Sorge und Nöten, von denen die seelischen weitaus die schlimmsten sind!“

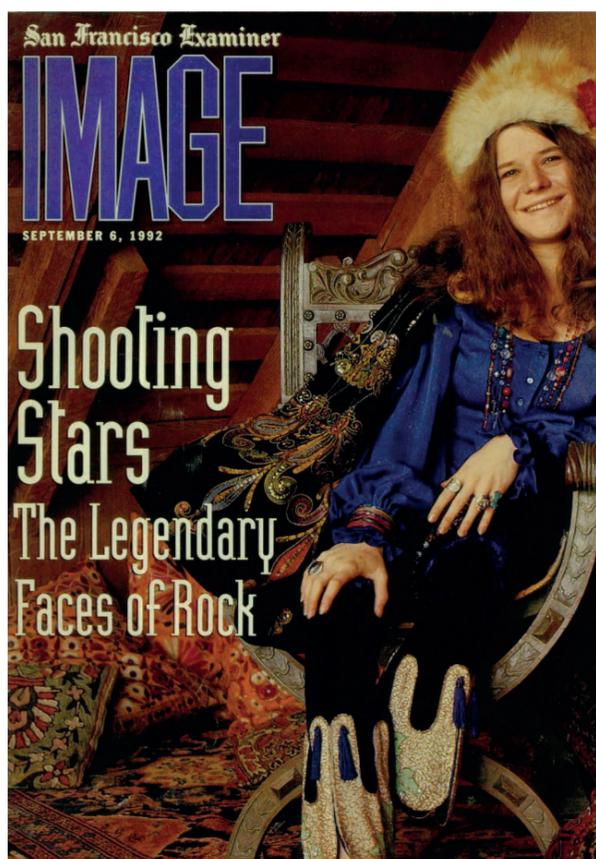
Bitter blickte er auf sein Leben zurück: „Werde, der du bist: – wie hätte ich dieses Pindar- und Nietzsche-Wort erfüllen können, da mir die Möglichkeit genommen wurde, auch nur zu sein, der ich geworden war?“ Vor 75 Jahren, am 12. Juli 1943, starb Ludwig Goldstein nach langer Krankheit in seiner Heimatstadt, bevor sie durch britische Bomben und sowjetische Okkupation unterging. „Heimatgebunden“ und „geächtet“ – zwei Seiten einer Medaille? „Heimat“ ist ein schillernder, emotional wie politisch aufgeladener und leider oft auch instrumentalisiert Begriff. Historisch betrachtet ist die Popularität des Begriffs eng mit Zeiten des Umbruchs und dem Bedürfnis nach Selbstvergewisserung verbunden. Auch die „Flüchtlingskrise“ scheint eine neue „Fieberkurve“ des Heimatbegriffs provoziert zu haben. Wenn dies auch nicht der Ort ist, darüber zu reflektieren, so mag das Schicksal des „heimatgebundenen“ Ludwig Goldstein Denkimpulse geben, die über seine Lebenszeit hinaus weisen. *Julia Schweisthal*

Julia Schweisthal ist Doktorandin im Fach Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

„Live fast, die young“

Vor 75 Jahren erblickten Jim Morrison, Janis Joplin und Jim Croce das Licht der Welt. Früh standen sie im Rampenlicht, führten ein wildes Leben und starben jung. Musikikonen sind sie bis heute geblieben.

Es ist ein trauriges, damals neues Phänomen für die Rockmusik: Innerhalb von nur wenigen Jahren sterben einige der größten und vielversprechendsten Talente der Musikszene. Alle sind sie erst 27 Jahre alt. Gemein haben sie auch, dass sie einen exzessiven bis selbstzerstörerischen Lebensstil pflegen. Deswegen wird bald vom Club 27 gesprochen. Mitglieder des traurigen Clubs sind unter anderem die 1943 Geborenen Jim Morrison und Janis Joplin. Auch Jim Croce wird vor 75 Jahren geboren und stirbt jung, wenngleich er nicht zum Club 27 gehört.



Joplin als Cover-Girl einer Beilage des *San Francisco Examiner* 22 Jahre nach ihrem Tod. Abb.: Image vom 6. September 1992

Per Anhalter in die Hippie-Metropole

Sie gilt als erster weiblicher Rockstar: Janis Joplin. 1995 wird sie deswegen posthum in die Hall of Fame des Rock'n'Roll aufgenommen. Doch von vorne: Am 19. Januar 1943 wird Janis Joplin im texanischen Port Arthur geboren. In ihrer Schulzeit im konservativen Texas ist die junge Frau nicht beliebt, sie ist

einsam und verunsichert. Kaum volljährig, bricht sie ein begonnenes Kunststudium ab und reist per Anhalter nach Kalifornien. Ihr Ziel: Sie will Sängerin in der damaligen Hippie-Metropole San Francisco werden. In einem TV-Interview verrät sie später einmal: „Ich hielt es in Texas nicht mehr aus. Kalifornien ist freier. Dort kann man tun, was man will. Niemand nervt.“ Angekommen in San Francisco schließt Joplin sich 1966 der Bluesrockband Big Brother & The Holding Company an. Über Nacht zum Star wird die rauchende, Whiskey trinkende und wild fluchende Blues-Sängerin Joplin beim Monterey Pop Festival 1967. Nur zwei Jahre später begeistert die Musikerin auf dem legendären Woodstock Festival mit ihrer langen, schwarzen Mähne und rauchigen Stimme schon 400.000 Menschen. Im Oktober 1970 findet dieser Erfolg dann aber sein jähes Ende: Nach Aufnahmen zu ihrer vierten Platte wird Joplin tot in ihrem Hotelzimmer in Hollywood gefunden. Die Ursache für den frühen Tod: Eine Überdosis Heroin. Joplin ist nur 27, als sie stirbt. Der Rockmusiker Eric Burdon, Joplins langjähriger Freund und Weggefährte, sagt später: „Janis starb an einer Überdosis Janis.“

Vom Hausdach auf die große Bühne

Galt Janis Joplin in den 1960ern als Queen des Rock'n'Roll, war er in der damaligen Zeit der King des Rock'n'Roll: Jim Morrison. Morrisons Karriere hat tiefe Spuren in der Musikgeschichte hinterlassen – auch wenn sie nur kurz war. Am 8. Dezember 1943 wird James Douglas „Jim“ Morrison in Florida geboren. Nach seinem Abschluss an der hoch renommierten University of California in Los Angeles, beginnt für den Film- und Theaterwissenschaftler ein neuer, wilder Lebensabschnitt: Gemeinsam mit anderen Absolventen lebt Morrison auf dem Dach eines alten Bürogebäudes, beginnt Gedichte und Songtexte zu schreiben, isst wenig, gibt sich ganz dem LSD hin. Kurz darauf, im Sommer 1965, ist es dann soweit: Zusammen mit Ray Manzarek gründet er die Band The Doors. Später schließen sich Robby Krieger und John Densmore der Gruppe an. Der Bandname ist eine Anleihe aus Aldous Huxleys Essay *The Doors of Perception*. Gleichzeitig ist der Name auch Programm: In seinem Essay schreibt Huxley über Halluzinogene und was sie mit dem menschlichen Bewusstsein anstellen. Und auch die Bandmitglieder haben nichts dagegen, auch mal einen „Trip“ einzuwerfen.

1967 veröffentlicht die Band das erste Album mit dem Titel *The Doors*, tourt bald für Konzerte durch die ganze Welt. Stand der in sich gekehrte Jim Morrison bei den ersten Auftritten noch mit dem Rücken zum Publikum, wird er bald selbstsicherer,

die Konzerthallen voller, die Fans hysterischer, seine Drogenexzesse häufiger und heftiger. Nur vier Jahre nach Veröffentlichung des ersten Albums, im Juli 1971, stirbt Morrison im Alter von 27 in Paris, vermutlich an einer Überdosis Heroin. Mit Jim Morrison erhält der traurige Club 27 nach Janis Joplins Tod ein weiteres Mitglied.

Mit langem Atem zum Erfolg

Ein kurzes Leben, dafür prall gefüllt mit Musik, führte auch der Singer und Songwriter Jim Croce. Am 10. Januar 1943 in Pennsylvania geboren, begeistert sich der Sohn italienischstämmiger Eltern schon früh für die Musik: Mit fünf Jahren beginnt er, Akkordeon zu lernen, später folgt die Gitarre. Während der Zeit am College spielt Jim Croce in verschiedenen Bands, von Blues bis Rockmusik, arbeitet als DJ. Weil er nach dem College aber mit der Musik nicht genug Geld für sich und seine Frau Ingrid verdienen kann, malocht er als Bauarbeiter und Schweißer. Immer wieder singt er für verschiedene Radiostationen Jingles am Mikrofon ein und tritt in kleinen Clubs mit Coverstücken auf, ab Mitte der sechziger Jahre gemeinsam mit seiner Frau. Mit seinem Album *Jim & Ingrid Croce* wagt er 1968 von New York aus den Versuch, in der Musikszene endlich richtig Fuß zu fassen. Trotz einer großen Tour durch die

USA bleibt der Erfolg aber überschaubar. Das Ehepaar kehrt der Großstadt enttäuscht den Rücken und zieht zurück aufs Land in Pennsylvania. Dort jobbt Croce als Lastwagenfahrer. Trotz des musikalischen Rückschlags gibt er nicht auf: Er nutzt die langen Fahrten, um seinen Gedanken nachzuhängen und Songtexte zu schreiben.

1970 lernt Croce den Musiker Maury Muehleisen kennen. Anfangs begleitet Croce Muehleisen nur. Dann verhilft Muehleisen Croce zu einem Plattenvertrag, schnell tauschen die beiden die Rollen und Croce wird zum Star, begleitet und unterstützt von Muehleisen. 1972 bringt Croce gleich zwei Alben auf den Markt. Mit ihnen wird der Mann mit dem Schnurrbart schnell bekannt. Viele seiner Singles erreichen Spitzenplätze in den Charts, „Bad, Bad Leroy Brown“ schafft es im Sommer 1973 sogar auf Platz 1 der Billboard Hot 100. Endlich scheint Croces Traum vom musikalischen Erfolg in Erfüllung zu gehen.

Doch am 20. September 1973 stürzt nach einem Auftritt das kleine Privatflugzeug ab, in dem sich Croce und Muehleisen befinden. Der Pilot, die Musiker und weitere vier Insassen kommen ums Leben. Wie schon bei Jim Morrison oder Janis Joplin stellt sich auch bei Jim Croce wieder die Frage: Was wäre wohl aus ihm geworden, wenn er mehr als ein paar wilde Jahre vom Leben gehabt hätte? Paul Stöhr, Vera Katzenberger

Jim Morrison auf einer Hauswand in Los Angeles. Foto: Moritz Lino/CC BY-NC-ND 2.0/Flickr



Ein guter Jahrgang



Vor 75 Jahren werden mit Tobe Hooper, Sam Shepard und Sharon Tate Filmikonen geboren, die vor und hinter der Kamera brillieren. Bis heute flimmern die drei amerikanischen Stars immer wieder über die Bildschirme.

Im Haus der Familie Freeling ist es stockdunkel. Alle schlafen friedlich, draußen tobt ein Gewitter. Das Rauschen des noch angeschalteten Fernsehers weckt die fünfjährige Carol Anne. Sie steht auf, läuft ins Wohnzimmer, geht zum TV-Gerät, bleibt davorstehen, zögert. Dann, ganz langsam, streckt das Mädchen seine Hand zum Fernseher, aus dem Gerät heraus taucht plötzlich eine Hand auf, greift nach ihr. Ein kurzes Erdbeben. Die Eltern wachen auf, eilen zu dem Mädchen. Das aber dreht sich nur langsam zu ihren Eltern um, sagt dann mit hoher, schriller Stimme: „Sie sind hier“. Ein Zitat, das Filmgeschichte schreibt. Bis heute ist es auf Platz 69 der besten Filmzitate des American Film Instituts. Es stammt aus dem Film *Poltergeist* von Tobe Hooper.

Am 25. Januar 1943 wird Hooper im texanischen Austin geboren. Bevor Hooper 1982 mit *Poltergeist* der Durchbruch gelingt, arbeitet er an Dokumentationen für das amerikanische Fernsehen. 1969 erscheint sein erster Spielfilm, *Eggshells*. Der Streifen erzählt die Geschichte einer Hippiekommune, wird auf dem Atlanta Film Festival gefeiert, findet jedoch nur wenige Zuschauer und keinen Verleiher. Frustriert von dieser Erfahrung fasst Hooper den Plan, sich einem bewährten Genre zuzuwenden, dem Horrorfilm. Eine Entscheidung, die ihm die Türen zu Hollywood öffnet. 1974 erscheint Hoopers blutiges *The Texas Chain Saw Massacre*. Ein Kassenschlager. 1982 folgt dann *Poltergeist*.

Der Film wird nicht nur wegen Carol Annes Ausspruch zum Kinoerfolg. Seine Spezialeffekte sind revolutionär für die damalige Zeit. Bis heute gilt der Streifen als eines der ganz großen Schaustücke des Effektkinos der Achtzigerjahre. Besonders gestaunt haben dürften die Kinofans damals über die Schlusszene des Films, in der das Haus der Freelings in sich zusammenfällt und in eine Art Spektralloch gesaugt wird. Mit Tricks wie Hochgeschwindigkeitsaufnahmen und optischem Einkopieren zieht der Film seine Zuschauer damals in den Bann. *Poltergeist* und *The Texas Chain Saw Massacre* bleiben die bekanntesten Filme des Regisseurs Tobe Hooper. Bis heute ranken sich vor allem um Hoopers Rolle beim *Poltergeist* Gerüchte. So heißt es, dass eigentlich Steven Spielberg Regie geführt habe, der offiziell nur für Drehbuch und Produktion zuständig war. Spielberg streitet das ab, Hooper äußert sich bis zuletzt nicht dazu. Auflösen können wird Hooper selbst das Rätsel nicht mehr. Am 26. August 2017 ist er gestorben.

„Lonesome Cowboy“

Keine Zweifel daran, ob er seine Drehbücher alle selbst geschrieben hat, gibt es beim Dramatiker und Schauspieler Sam

Shepard. Geboren am 5. November 1943, wächst Sam Shepard in der Zeit der Beat-Generation auf einer Ranch in Kalifornien auf. Nach einem kurzen Studium geht er Anfang der 1960er Jahre nach New York, schnuppert dort Theaterluft, beginnt mit dem Schreiben erster Stücke. Aufgeführt werden sie aber zunächst nur in kleinen Theatern abseits des Broadway. Später schreibt er immer wieder auch fürs Kino, so zum Beispiel 1970 das Drehbuch zu Michelangelo Antonionis Filmklassiker

Tobe Hooper starb Shepard 2017 im Alter von 73 Jahren. Bis zuletzt stand er vor der Kamera, unter anderem im Südstaaten-Thriller *Killing them Softly* oder in der Netflix-Serie *Bloodline*.

Stilikone der „Swinging Sixties“

Zu ihrer Zeit ein aufsteigender Stern, eine Schönheit am Hollywoodhimmel, ein vielversprechendes Talent war Sharon Tate. Heute ist sie vor allem als Opfer einer grausamen Mordserie in



Lieblingssmotiv der Fotografen: Roman Polanski und Sharon Tate abgelichtet nach ihrer Hochzeit 1968 in London.

Foto: Rogelio A. Galaviz C./CC BY-NC 2.0/Flickr

Zabriskie Point. Genau wie Theater und Kino zieht auch die Musikszene Shepard an. In der Rockband The Holy Modal Rounders spielt er Schlagzeug, schließt sich bald der Hippie-Bewegung an. Erst in den Achtzigerjahren konzentriert sich Shepard ganz auf den Film, schreibt das Drehbuch zu Wim Wenders Kinoslager *Paris, Texas* oder zu Robert Altmans Liebesdrama *Fool for Love*. Die einsamen, verhärteten Männer, die „lonesome Cowboys“, die in Shepards Drehbüchern immer wieder auftauchen, verkörpert er später als Schauspieler in verschiedenen Rollen selbst, zum Beispiel 1978 in Terrence Malicks *Days of Heaven*. Dem deutschen Publikum wurde er 1991 auch bekannt als *Homo Faber* in Volker Schlöndorffs Verfilmung des gleichnamigen Romans von Max Frisch. Wie auch

Erinnerung. Geboren am 24. Januar 1943, wächst Tate behütet auf. Ihre Familie zieht häufig um, Tate reist viel, ist schüchtern. Schon als junge Frau interessiert sie sich für das Schauspiel, spielt in Werbespots mit, gewinnt Misswahlen. Doch wirklich rund läuft es trotzdem nicht. Anfangs spielt sie nur kleine Rollen, die Produzenten schielen nur auf ihre Schönheit, ihr schauspielerisches Talent erkennen sie nicht, würdigen es nicht. Der internationale Durchbruch gelingt ihr erst 1967 mit einer Rolle in Roman Polanskis *Tanz der Vampire*. Polanski erkennt ihr Potenzial und verhilft ihr mit dem Film auf die ganz große Bühne. Aber auch privat ändert sich viel durch den Film für Tate: Noch im Laufe der Dreharbeiten verlieben sich Tate und Polanski, leben zunächst als unverheiratetes Paar zusammen

Hand und Wand. Alles weitere: unbekannt.
Bei Tobe Hooper würde Horror folgen.

Foto: montylov/Unsplash

und provozieren damit einen Aufschrei im präden Amerika. Große, grüne Augen, gerade Nase, langes, blondes Haar – all das bringt Tate auf einige Zeitschriftencover. Bald gilt Tate als Stilikone der „Swinging Sixties“. Lasziv und leichtgekleidet verkörperte sie die Generation von Freiheit und Freizügigkeit der 60er Jahre. Selbst während ihrer Schwangerschaft dreht und modelt sie weiter, bis sie wenige Wochen vor dem errechneten Geburtstermin in ihr Haus in Los Angeles zurückkehrt. Dort werden die hochschwangere Tate und vier Gäste im August 1969 grausam ermordet. Mitglieder der „Manson Family“ waren in ihr



Haus eingedrungen. Ihr Mann, Roman Polanski, ist am Boden zerstört. In der Einleitung zu einer Biografie über Tate schreibt Polanski noch Jahre später: „Sharon war mehr als nur ein wunderschöner Anblick. Sie war kein dummes, naives Klischee-Starlet. Was mich am meisten an ihr beeindruckte, abgesehen von ihrer außergewöhnlichen Schönheit, war ihre Ausstrahlung, die von einem gutherzigen und sanftmütigen Wesen kommt.“ In diesem Jahr wäre Sharon Tate 75 Jahre alt geworden.

Mona Schenk, Vera Katzenberger, Verena Bzyl

Foto: Kristine Dovima/CC BY-NC 2.0/Flickr



Abb.: Screenshot aus Großstadtmelodie, 1943

ANZEIGE

China Fan Imbiss im Herzen Bambergers

Seit mehr als 20 Jahren ist der China Fan Imbiss fester Bestandteil der Bamberger Innenstadt. 1996 eröffnet der ehemalige Student der Universität und heutige Stadtrat You Xie sein Lokal und ist seitdem weit mehr als ein Geheimtipp für authentisch chinesische Spezialitäten. Überzeugen Sie sich selbst von der großen, preiswerten Auswahl traditioneller Gerichte!

Geöffnet von 11:00 bis 21:00 Uhr

Telefon: 0951 - 2293
Fischstr. 9 (Am Kranen)
96047 Bamberg



Fotos: privat, China Fan Imbiss/Facebook

Propaganda im Kinosaal

Der Filmstreifen *Großstadtmelodie* feiert vor 75 Jahren seine Uraufführung.

Berlin 1943: Inmitten der Wirren des Zweiten Weltkriegs wird Wolfgang Liebeneiners *Großstadtmelodie* am 4. Oktober im Gloria-Palast am Kurfürstendamm uraufgeführt. Der Film gilt als Liebeserklärung des Regisseurs an Berlin. Liebeneiner zeigt die damalige Reichshauptstadt aus der Perspektive von Renate, die aus der bayerischen Provinz stammt und in Berlin als Fotografin arbeiten möchte. Doch der Kinostreifen erzählt mehr als die harmlose Geschichte von der Suche nach Erfolg einer jungen Frau. Immer wieder wird Berlin, wie von Reichspropagandaminister Joseph Goebbels gefordert, aufwendig als Stadt der Hakenkreuze inszeniert.

Der Drehzeitraum zieht sich entsprechend über mehrere Monate hin, von August 1942 bis August 1943, bevor es am 4. Oktober 1943 in Berlin zur angesprochenen Uraufführung kommt. Die Kosten für die gesamte Produktion liegen damals bei 2.645.000 Reichsmark – zwar kein Vergleich zu den Kosten heutiger Hollywoodstreifen, für die damalige Zeit dennoch ein ausgesprochen teures und aufwendiges Filmprojekt.

Beim kriegsgebeutelten deutschen Publikum kommt der Streifen gut an: Bereits nach sieben Monaten hat der Spielfilm die Summe wieder eingespielt, ein Kassenerfolg, der bis Mai 1944 über drei Millionen Reichsmark bringt.

Zerbombt und zerstört

Kurz nach der Uraufführung des Films wird Berlin dann schwer bombardiert und zu einem großen Teil zerstört. Die Verfilmung beinhaltet damit die letzten Bilder der unzerstörten Hauptstadt. Diese Eindrücke sind aber zunächst einmal verboten: Im Juni 1945 wird der Film von den alliierten Militärbehörden in Deutschland untersagt. Am 6. Juli 1980 läuft der Schwarz-Weiß-Streifen dann das erste Mal im deutschen Fernsehen, im ZDF. 2018 feiert die Uraufführung nun ihren 75. Geburtstag. Höchste Zeit also, sich die Filmeindrücke der alten Hauptstadt wieder einmal anzusehen. Die Deutsche Filmothek stellt den Film in vollständiger ungekürzter Fassung online zur Verfügung.

Sophia Wenzel

1918

Blutiges Abendrot

An der Ostfront war das Schlachten – im späten Rückblick Erster Weltkrieg genannt – mit dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk, den die Mittelmächte den Bolschewiki aufoktroiert hatten, am 3. März 1918 beendet worden. Im Westen aber ging das Massensterben im Juli ins fünfte Jahr. Nach dem kurzen Vorrücken der alliierten Truppen in der Schlacht von Amiens war wieder alles im Stellungskrieg versackt. Am 29. September, elf Tage nachdem das Schreckensbild des „Kriegsmalers“ Hans W. Schmidt in der Leipziger *Illustrierten Zeitung* erschienen war, forderte die Oberste Heeresleitung die Reichsregierung auf, Waffenstillstandsverhandlungen aufzunehmen. Doch es dauerte noch weitere 43 Tage – und bedurfte eines Systemwechsels, einer Revolution – bis am 11. November endlich der Waffenstillstand von Compiègne in Kraft trat. Ruhe über den blutroten Feldern. Fast zehn Millionen Soldaten waren seit 1914 an den Fronten gestorben – und etwa ebenso viele Zivilisten an den unmittelbaren Kriegsfolgen.

Markus Behmer



Von den schweren Kämpfen an der Westfront: Zerschossene Tanks auf dem Schlachtfeld am Abend nach einem erfolglosen französischen Angriff; rechts Sanitätsmannschaften im Dienst.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von dem zur gleichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.

Weltenwahnsinn in 220 Szenen

Im November 1918 publizierte Karl Kraus den Epilog zu seinem Stück *Die letzten Tage der Menschheit*. In dem aberwitzigen Drama vom Ende aller Kultur sind Medien und Journalisten Sterbebegleiter, Totengräber, gar Höllenhelfer des Untergangs.

„Extraausgabe – ! Ermordung des Thronfolgers! Da Täte va-haftet!“ Mit einem Zeitungsausrufer am Wiener Ringstraßen-corso beginnen das Vorspiel und jeder der fünf Akte. Mit dem Weltende schließt der Epilog: „Die Stimme Gottes: Ich habe es nicht gewollt.“ Dazwischen treten hunderte Figuren auf: Soldaten, Arbeiter und Adlige, Passanten und Bettler, Reporter und Abonnenten, Psychiater und „Irrsinnige“, ein Nörgler als Stimme der Vernunft im Dialog mit dem Optimisten, fünfzig „Drückeberger“ und eine ganze Höllenbrut – der Chor der Hyänen, der Papst, der deutsche und der österreichische Kaiser und und und. Viele haben Namen, sind exakt identifiziert – die als Zerrbild einer widerlich blut- und actionversessenen Kriegsberichterstatte überzeichnete Alice Schalek zum Beispiel, der lächerlich schnaderhüpfelnde Ludwig Ganghofer, die Dichter Alexander Roda Roda und Hugo von Hofmannsthal, die Kriegsherren Hindenburg und Ludendorff; noch mehr sind nur Typen. Massenszenen gibt es und Monologe.

„Berichte entstehen als Gestalten“, so beschreibt Karl Kraus in einer kurzen Vorbemerkung sein Tragödienpersonal, „Gestalten verenden als Leitartikel; das Feuilleton bekam einen Mund [...] Phrasen stehen auf zwei Beinen – und Menschen behielten nur eines.“ Kein Theaterstück im herkömmlichen Sinne ist es, das der große Wiener Schriftsteller und Publizist, Misanthrop und Sprachfetischist Karl Kraus in den Jahren 1914 bis 1919 verfasste (veröffentlicht hat er es dann ab 1918 zunächst in Fortsetzungen in seiner monumentalen Zeitschrift *Die Fackel*, die er von 1899 bis 1936 herausgab und bald allein befüllte). Vielmehr hat er „die Aufführung des Dramas [...] einem Marstheater zugedacht. Theatergänger dieser Welt vermöchten ihm nicht standzuhalten.“

220 Szenen gibt es, die teils über viele Seiten gehen, teils nur aus einem Satz, einem Wort bestehen – so im 2. Akt, 28. Szene: Im Kino des Armee-Hauptquartiers schauen diverse Honoratioren einen Film an mit Bildern von „Mörserwirkungen“, eineinhalb Stunden geht das, zehn Zeilen umfasst die Regieanweisung – und immer wenn ein Mörser feuert, ruft einer in der vordersten Reihe: „Bumsti!“

Dargestellt werden insgesamt die Geschehnisse während des Ersten Weltkriegs – auf den Straßen Wiens, in Schützengräben, in der Etappe, in Comptoirs, Theatern, Amtsstuben und Redaktionen ... sprunghaft, ohne Rahmenhandlung und multiperspektivisch. Das meiste ist Kolportage, ist Collage: „Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate. Sätze, deren Wahnwitz unverlierbar dem Ohr eingeschrieben ist, wachsen zu Lebensmusik.“

Die Abonnenten reden nur in Schlagzeilen, tragen sich Textpassagen vor, deren Propagandagehalt sie nicht durchschauen. Ein Wiener: „[...] wie ein Mann wollen wir uns mit fliehenden Fahnen an das Vaterland anschließen in dera großen Zeit“ [...] Daß sie's nur hören die Feind, es ist ein heiliger Verteilungskrieg, was mir führn! Wiar ein Phönix stehma da, den s' nicht durchbrechen wern, – dementsprechend – miar san mir und Österreich wird auferstehn wie ein Phallanx ausm Weltbrand sag ich!“ Diskutierende auf der Straße zeigen sich den Anforderungen des Tages, der „großen Zeit“, die da im August 1914 angebrochen ist, gewachsen: Was tun, wenn einer mit einem „Argument daherkommt“? „Aber ich bitt dich – gar net ignorieren! Oder stantape replizieren. Jetzt sind höhere Interessen! Da wird er schon eine Raison annehmen.“ Witzig? Aberwitzig! Kultur im Volk der Dichter und Denker? „Die deutsche Bildung ist kein Inhalt“, weiß der Nörgler, „sondern ein Schmückedeinheim, mit dem sich das Volk der Richter und Henker seine Leere ornamentiert.“ Die Reporter suchen nur nach Effekt, gie-ren nach Aufmerksamkeit und Auflage, empfinden keine Empathie, kein Mitleid selbst mit Sterbenden. Zensur herrscht, doch die Journalisten passen sich ohnehin an, „richten's sich“. Am Ende, im Epilog – „Die letzte Nacht“ der Menschheit – ist gar ein Journalist und Verleger der schlimmste Höllengesell, Oberteufel und „Herr der Hyänen“. In einem diabolischen Monolog über 22 sechzeilige Verse verkündet er sein Credo: „Und der es einst vollbrachte, / an seinem Kreuz verschmachte, / wert, daß man ihn vergißt. / Ich tret' an seine Stelle, / die Hölle ist die Helle! Ich bin der Antichrist.“

Und später: „Durch die geheime Finte / zum Treubund rief die Tinte / die Technik und den Tod. / Mögt nie den Dank vergessen / den Blut- und Druckerpressen. / Ihr habt es Schwarz auf rot. / Ich traf mit Druckerschwärze / den Erzfeind in das Herze! / Und weil es ihm geschah, / sollt ihr den Nächsten hassen, / um Judaslohn verlassen – / der Antichrist ist da!“

Dieser Höllenhund hat auch einen Namen: Moritz Benedikt. Der war seit 1908 alleiniger Herausgeber und Chefredakteur von Wiens damals größter und bedeutendster Tageszeitung, der *Neuen Freien Presse*. Karl Kraus galt sie als Inkarnation einer bloß auf Profit bedachten Geschäftspresse, der die eigenen Interessen alles, der publizistische Auftrag nichts galt. Und Benedikt war sein Plakatscheusal, Gegner auch in vielen Fehden der *Fackel*. Im Theater werden meist nur einzelne Szenen des Monumentalstücks gezeigt. Lesen lohnt! Oder anhören: Kongenial, furios, nuschelnd, polternd, flüsternd vorgetragen werden viele Passagen der *Letzten Tage der Menschheit* von Helmut Qualtinger – zu finden etwa auf YouTube. *Markus Behmer*

Der ewige Mitläufer

Vor 100 Jahren erschien Heinrich Manns Roman *Der Untertan*. Dietrich Heßling, der „Titelheld“, ist Prototyp und satirisches Abziehbild des kaisertreuen, großkotzigen Kleinbürgers zugleich.

Nach oben buckeln, nach unten treten, mehr noch: sich dem mächtigsten Mann im Staate möglichst angleichen und seine „große“ Macht im Kleinen weitergeben – dieses Verhaltensmuster kennzeichnet wohl den „perfekten“ Untertan einer Diktatur. Vor rund einhundert Jahren entstand ein Text, der dieses Psychogramm des Untertans bis in Details hinein nachzeichnet und zugleich satirisch anprangert. Die Rede ist von Heinrich Manns Roman *Der Untertan*, der einen Charaktertypus entwirft, wie er wohl noch heute jede Diktatur auf dieser Erde am Leben erhält: der sadomasochistisch die Macht liebende, unkritische Mitläufer.



Werner Peters als Diederich Heßling in der Verfilmung aus dem Jahr 1951: In den finalen Szenen wird Heßling zum Sinnbild des deutschen Untertanengeistes im Kaiserreich.

Abb.: Filmausschnitt/DEFA Stiftung Berlin

1918 erschien dieser Roman, nach auszugsweisen Vorabdrucken, erstmals in Buchform. Beendet wurde er schon (in den eigenen Worten des Autors) „1914, zwei Monate vor Ausbruch des Krieges – der in dem Buch nahe und unausweichlich erscheint“. Der Erste Weltkrieg und – wie Zeitgenossen wie Theodor W. Adorno später meinten – auch der Faschismus mögen die logische Folge des Untertanengeists sein, den Heinrich Mann mit seiner Hauptfigur Diederich Heßling beschreibt: Eigentlich ein „weiches Kind“, wie es schon im ersten Satz des Romans heißt, legt sich der identitätslose Diederich mehr und mehr ein Korsett an, das seinem schwachen Ich Halt gibt: Er imitiert den Kaiser und trägt dessen menschenverachtende „Schneidigkeit“ später als Unternehmer und Ehemann bis in sein berufliches wie privates Umfeld in der fiktiven Kleinstadt Netzig hinein. Heßling selbst versagt zwar vor allen Idealen des Wilhelminismus: Er drückt sich vor dem Militärdienst, er erweist sich in der Burschenschaft als zu schwach und „unmännlich“ und er verliebt sich romantisch in die falsche Frau, die kränkliche Agnes, die er dann zugunsten der drallen Guste mit ihren Wurstfingern und stämmigen

Schenkeln verlässt. Zugleich spielt er aber den Mächtigen, gibt sich höchst kaisertreu und kämpft gegen die Auswüchse der Sozialdemokratie in Netzig an.

Schon der Name dieser Figur (Heßling – die hässliche Fratze des deutschen Bürgers) ist entlarvend. Gleichfalls sprechend ist seine eigene Sprache: Originelle, authentische Aussagen sucht man bei Diederich Heßling vergebens; der Untertan plappert vielmehr floskelartige Aussprüche des Kaisers Wilhelm II. nach – was angesichts der Situationen, in denen das geschieht, höchst lächerlich wirkt: Für Diederich Heßling ist der Kaiser in der Fertigungshalle seiner Papierfabrik genauso

präsent wie am Stammtisch, im Ehebett und sogar auf dem stillen Örtchen – Letzteres in Gestalt des von Heßling entwickelten Toilettenpapiers „Weltmacht“, das mit Zitaten des Kaisers bedruckt ist und von Diederich als „ein neues Mittel zur sittlichen Erhebung des Volkes“ und zugleich Verkaufserfolg angedacht ist.

Kongenial in Szene gesetzt wurden solche Szenen übrigens 1951 in der DEFA-Verfilmung von Wolfgang Staudte. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte Heinrich Manns Untertan-Figur daher offensichtlich nichts an Relevanz verloren, im Gegenteil. Noch heute liest man Heinrich Manns böse-witzige Kaiserreich-Satire vielmehr mit Gewinn: Als Analyse ihrer Zeit im Sinne einer (so der ursprünglich geplante Untertitel) „Geschichte der öffentlichen Seele unter Wilhelm II.“ und zugleich als überzeitlich gültiges Psychogramm des Mitläufers und Untertanengeistes, das auch in unserer Gegenwart (leider!) nichts an Aktualität verloren hat. *Andrea Bartl*

Dr. Andrea Bartl ist Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Bamberg.

Von Max I. Joseph zu Kurt I.

Pressefreiheit – schon 1818 erhielt sie in Bayern Verfassungsrang, doch lange noch musste man auf sie warten. 1918 proklamierte sie Revolutionsführer Kurt Eisner für den neuen Freistaat. Wirklich gesichert war sie aber auch da noch längst nicht.

Vor 200 Jahren, exakt am 26. Mai 1818, trat die erste bayerische Verfassung in Kraft. Maximilian I. Joseph, „von Gottes Gnaden König von Baiern“, wie es gleich in der ersten Zeile der Verfassungsurkunde hieß, hatte sie ratifiziert. Und im Artikel 11 des „Titel IV: Von allgemeinen Rechten und Pflichten“ hieß es: „Die Freyheit der Presse ist nach den Bestimmungen des hierüber erlassenen besondern Edictes gesichert“. Erstmals also Pressefreiheit. Doch gleich Paragraph 2 des Ediktes bestimmte: „Ausgenommen von dieser Freiheit sind alle politische [sic!] Zeitungen und periodische [sic!] Schriften politischen oder statistischen Inhalts. Dieselben unterliegen der dafür angeordneten Censur.“ Nix ist fix – außer der Macht der Obrigkeit im bald biedermeierlichen Königreich.

Vor 151 Jahren, exakt am 14. Mai 1867 wurde in Berlin Kurt Eisner geboren; er wurde als Journalist und „blankeste Feder des deutschen Journalismus“ bereits in *Anno 17* gewürdigt.

Vor 100 Jahren, exakt in der Nacht vom 7. auf den 8. November, stürzte nun dieser Kurt Eisner, Führer der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD), Ludwig III., den Urenkel von Max I., und beendete die 738 Jahre andauernde wittelsbach-baywarische Regentschaft – zwei Tage bevor auch in Berlin die Republik ausgerufen wurde. Weißbärtig wie einst Marx war er und wie dieser auch weit mehr ein Intellektueller als ein Mann der wildentschlossenen Tat. Und doch wurde er der Begründer des Freistaats Bayern, der erste republikanische Ministerpräsident.

Pressefreiheit, Pressefrechheit

Vor 100 Jahren auch, nur zwei Tag später – am 10. November verhiess Kurt I. (als den ihn Olaf Gulbransson im *Simplicissimus* rautenlöwenreitend karikierte – siehe Seite 77): „Es ist nicht unsere Absicht, unmittelbar oder mittelbar auf die Presse irgend einen Einfluss ausüben zu wollen. Die Presse soll in vollkommener Freiheit ohne Unterschied der Richtung an unserer Tätigkeit Kritik üben.“ Recht ungenau formuliert war das noch, wohl der Eile geschuldet oder der Unerfahrenheit der neuen Revolutionsregenten. Bedeutete es wirklich schrankenlose Medienfreiheit – wo doch als eine der ersten Umsturzhandlungen zunächst Zeitungsredaktionen besetzt und kurzfristig Zensoren eingesetzt worden waren? Ja – ließ doch Eisner wieder drei Tage später neuerlich bekannt machen, „daß die Presse vollständig frei ist und keinerlei Zensur ausgeübt wird“. Kritik an der Presse ließ er sich aber bei aller Bekenntnis zur Freiheit nicht nehmen: „Schon beginnt“, so sagte er in seiner ersten Regierungserklärung, wir haben nun den 15. November, „nach der ersten Überraschung ein Teil

der Presse, die mehr Schuld an der Katastrophe Deutschlands hat als irgendeine andere Institution, zu beweisen, daß sie von dem Geiste der jungen Zeit noch unberührt ist. Wir werden auch diesem Treiben, diesem läppischen Unsinn, die uneingeschränkte Freiheit gewähren, in dem ruhigen und festen, verachtenden Gefühl von Männern, die sich klar darüber sind, daß sie vor der Geschichte ihre Handlungen zu verantworten haben und verantworten können.“

Immer wieder wurde in den folgenden Wochen im provisorischen Ministerrat diskutiert, ob eventuell schädliche Meldungen, „Schwindelnachrichten“, nicht doch verboten werden sollten, doch blieb es unter Eisner bei Ermahnungen. Seine Ministerpräsidentenschaft war zwar begleitet von Querelen mit der Presse – Eisner wandte sich bei fast allen seiner öffentlichen Auftritte vehement gegen das „bürgerliche Preßgetriebe“, das sich ihm im Krieg als moralisch verkommen, obrigkeitshörig und degoutant offenbart habe, und die Zeitungen und Presseverbände konterten Eisners Vorhaltungen nicht nur mit Protestnoten, sondern griffen den Ministerpräsident ihrerseits scharf an; trotzdem lehnte Eisner aber Zwangsmaßnahmen prinzipiell ab.

Die ernsteste Bedrohung für die Freiheit der Presse ging in den hundert Tagen, die die Regierungszeit Eisners nur dauerte, nicht vom Staat aus, sondern bestand in Übergriffen radikaler Gruppen oder lokaler Räte gegen bestimmte Zeitungen; Übergriffe, wie sie im ganzen Deutschen Reich in den Wirren nach der Novemberrevolution fast an der Tagesordnung waren.

Berichte über die Auswirkungen der Revolution auf die Presse, die unter der Rubrik „Die deutsche Tagespresse und die Umwälzung“ ab dem 22. November 1918 bis April 1919 regelmäßig im Verlegerverbands-Fachorgan *Zeitungs-Verlag*, erschienen, lesen sich wie eine Chronique scandaleuse. Woche für Woche wurden überall aus Deutschland – von Rosenheim bis Kiel, von Düsseldorf bis Königsberg – zehn und mehr Aktionen gegen Zeitungen gemeldet: Redaktionsbesetzungen, Beschlagnahmungen, Zwangsübernahmen, Zerstörungen von Druckmaschinen, Behinderungen der Auslieferung oder Verteilung von Zeitungen und anderes mehr.

In Berlin standen die großen Pressehäuser Anfang Januar 1919, in den Tagen des sogenannten „Spartakusaufstandes“, sogar im Zentrum schwerer Kämpfe. Das wird dann aber ebenso Thema erst in *Anno 19* sein, wie die turbulente Zeit nach Eisners Ermordung am 21. Februar 1919 und die wilden Wochen auch der Münchner Räterepublik, in die die Presse heftig involviert war.

Markus Behmer

November 1918



Die Wogen der Revolution sind im November 1918 über die deutschen Fürstenhäuser und Königstümer hinweg gegangen. Wie Strandgut liegen sie nun herum. die Kronen und Zepter. Die gekrönten Häupter mussten abdanken, viele gingen ins Exil. Sinnbildhaft dargestellt hat es der *Simplicissimus*-Zeichner Wilhelm Schulz auf der Titelseite der Nummer 36 vom 3. Dezember 1918 der Münchner Satirezeitschrift. Abb.: Wilhelm Schulz

Dort und Hier – Medienereignis in der Provinz

Revolutionen sind Kommunikationsereignisse. Medien vermitteln die neuesten Nachrichten über die Vorgänge in den revolutionären Zentren und ordnen diese ein. Insbesondere die in der Provinz lebenden Menschen können so auch an der Revolution teilhaben.

Zum 100. Mal jährt sich 2018 die Geburtsstunde des Freistaates Bayern. Die meisten Bayern erfuhren von diesem geschichtstragenden Ereignis allerdings erst am nächsten Tag aus der Zeitung. Dies gilt besonders für all jene Zeitgenossen, die nicht in München oder einer der größeren Städte Bayerns lebten, sondern in der Provinz. So auch für die Bewohner Bambergs, einer Mittelstadt in Oberfranken. Gerade in der eher beschaulichen Peripherie, fernab der sich zeitweise überschlagenden Ereignisse, zeigt sich eine zentrale Rolle der Medien in der Revolution.

Die Presse diente für die Zeitgenossen als zentrale Informationsquelle, aber auch als Instanz zur Einordnung der sich an entfernten Orten entwickelnden Revolution. Die Revolution von 1918 war so auch ein Medienereignis. Ein Ereignis, an dem die allermeisten Menschen zu einem großen Teil erst durch die Medien Anteil nehmen konnten.

Die Revolution 1918 kam nicht nur für die oberfränkischen Behörden überraschend; auch die Bamberger Presse fokussierte sich in den Tagen vor der Revolution noch ganz auf den bevorstehenden Waffenstillstand, dem nahen Ende des Weltkrieges. Erst am Vorabend der Revolution schaffte es der Matrosenaufstand in Kiel auf die Titelseiten der Zeitungen. Dessen politische Tragweite erahnten die Redakteure allerdings noch nicht. Rund um die Ereignisse des 7. und 8. November in München zeigt sich die Rolle der Presse als zentrale Informationsquelle: Bereits in der Ausgabe vom 8. November bringt das *Bamberger Volksblatt* eine knappe, wohl erst kurz vor der Drucklegung hineingenommene, Meldung von der Ausrufung des Freistaates Bayern in München.

Ein Höchstmaß an Aktualität für die damalige Zeit, da die dort zitierte Proklamation von Kurt Eisner erst in der Nacht vom 7. auf den 8. November verfasst worden war. Die beiden anderen großen Zeitungen Bambergs, das *Bamberger Tagblatt* und

die *Bamberger Neuesten Nachrichten*, ziehen am darauffolgenden Tag nach und titeln: „Staatsstreich in München“ (*Bamberger Tagblatt*) und „Ein historischer Tag“ (*Bamberger Neueste Nachrichten*).

Die Meldungen vom Ausbruch der Revolution in München und Berlin sorgten am 9. November für reges Treiben auf den Bamberger Straßen. In Erwartung der neuesten Nachrichten zog es die Bewohner vor ihre Haustüren. Die Abdankung des Kaisers wurde „mit einem Gefühl der Erleichterung“ aufgenommen und man wartete interessiert, wer sich in Bamberg an die Spitze der neuen Bewegung stellen würde. Es herrschte eine gespannte aber abwartende Stimmung in der Bevölkerung. Geprägt war sie durch die Extrablätter der Zeitungen, die über die Vorgänge in den anderen Städten berichteten. Prägend war aber auch die Frage, wie es nun vor Ort weitergehen sollte.

Der Fortgang der Novemberrevolution in Bamberg lässt sich dann sehr knapp beschreiben: Am Nachmittag des 9. November veröffentlichten Konrad Mörsberger, der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Bambergs, und Johann Steitz, der Vorsitzende der Bamberger Gewerkschaften, einen Aufruf an die Bamberger Bevölkerung, in dem sie die Bildung eines Arbeiter-, Bürger- und Soldatenrates ankündigten – beide sollten auch in den kommenden Wochen die Gesichter der Revolution in Bamberg

bleiben. Am Sonntag, den 10. November, wurde dann auf einer Volksversammlung ein Arbeiter- und Bürgerrat gewählt und die örtliche Stadtverwaltung erklärte sich bereit, dessen Anordnungen Folge zu leisten. Konflikte waren hier aber keineswegs vorprogrammiert. Viele Mitglieder des Arbeiter- und Bürgerrates, der insgesamt aus 54(!) Mitgliedern bestand, waren bereits zuvor als Gemeindebevollmächtigte oder in anderen Funktionen Teil der Stadtverwaltung. Man kannte sich.

Ohne große Aufregung und in kurzer Zeit vollzog sich so in Bamberg die Revolution und die Wahl der Bamberger Räte blieb letztlich der einzige revolutionäre Akt vor Ort. Das Entstehen des neuen Freistaats, aber auch der neuen deutschen

Demokratie, erlebte man aus der Ferne, durch die Berichte der Zeitungen. Nach den ersten Tagen der Revolution beherrschte sehr bald wieder ein anderes Thema die Schlagzeilen: das Ende des Weltkrieges mit Waffenstillstand und Friedensverhandlungen. Am 11. November machte das *Bamberger Tagblatt* mit einer Meldung über die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen auf, der Hauptfokus der Berichterstattung hatte sich wieder verschoben. Die Vorgänge in München und Berlin blieben aber auch weiter regelmäßiger Bestandteil der Berichterstattung der folgenden Tage und Wochen. Berichte zur Lage in München, Bayern und Berlin wurden mit wechselnder Prominenz in der Aufmachung, mal auf der ersten Seite, mal auf Seite zwei oder drei, gebracht. Die Themendualität von Revolution und Kriegsende schlug sich auch in den Leitartikeln nieder. Hier bezogen die Redakteure Stellung und ordneten die Ereignisse für ihre Leser ein.

Den Diskurs in der Presse bestimmte mit Blick auf die Revolution zunächst das neue Verhältnis von Kirche und Staat – im katholischen Bamberg ein brennendes Thema – und später auch die Frage der neuen Wirtschaftsordnung. Auf der anderen Seite machte sich im Hinblick auf das Kriegsende nach erster froher Stimmung in den Kommentaren bald Ernüchterung breit. Bereits Ende November erreichte die Kriegsschuldfrage die Kommentarspalten der Bamberger Zeitungen. Frankreich und insbesondere Marschall Foch wurden im *Bamberger Tagblatt* als treibende Kräfte hinter den kolportierten „annexionistischen Absichten [...] zur Zertrümmerung des Reichs und zur Vernichtung des deutschen Volkes“ ausgemacht.

Auch die Mär des im Felde unbesiegt deutschen Heeres, ein zentrales Element der späteren Dolchstoßlegende, findet sich in den Kommentaren zum Kriegsende. So schreibt der Leitartikler des *Bamberger Tagblatts* Johann Baptist Dietrich zur Rückkehr der in Bamberg stationierten Truppen: „Der Krieg ist verloren, aber besiegt sind unsere Braven nicht“. Einig waren

sich die Bamberger Leitartikler auch in der Bewertung der Revolution und insbesondere in der Mahnung vor der Gefahr des Bolschewismus: Die Ablösung der Monarchie sei nun einmal passiert und man müsse nun das Beste daraus machen, aber eine Räterepublik sei komplett abzulehnen – im wenig industrialisierten und konservativ geprägten Bamberg nicht sonderlich überraschend.

Besonders deutlich formuliert dies das stark katholisch orientierte *Bamberger Volksblatt*. Dessen Leitartikler zogen immer wieder die Schreckensherrschaft der Jakobiner im Zuge der Französischen Revolution als mahnendes Beispiel heran, um eindringlich vor den Gefahren des Bolschewismus zu warnen. Insbesondere am Ausgang des Jahres 1918 sahen sich die

Mahner dann aufgrund der Weihnachtsunruhen in Berlin in ihren Annahmen bestätigt. In den letzten Dezembertagen beherrschte so wieder ein Ort fernab von Bamberg die Berichte und Kommentare der örtlichen Zeitungen.

Nur wenige Monate später, im April 1919, wurde Bamberg dann von der Peripherie der Revolution in Bayern zu einem ihrer Zentren. Nach der Ausrufung der Räterepublik in München siedelte die bayerische Regierung nach Bamberg über und organisierte von dort den Kampf gegen die Räterepublik. Auch der mittlerweile gewählte bayerische Landtag kam hier zu seinen ersten Sitzungen zusammen und

verabschiedete in Bamberg im August 1919 die Verfassung des Freistaates Bayern. In der letzten Phase der Umsturzereignisse von 1918/19 wurde für die Bamberger Bevölkerung die Revolution so von einem Dort auch zu einem Hier. Aber das ist dann eine Geschichte für *Anno 19*. Michael Wild

Michael Wild ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Bamberg. Er wurde mit einer Arbeit zur Rolle von öffentlicher Kommunikation in Revolutionen, die demnächst als Buch erscheinen wird, promoviert.



„Staatsstreich in München“ titelt das *Bamberger Tagblatt* am 9. November 1918.

Kurt Eisner I.



„Mein Vorgänger Ludwig I. hat München zur schönsten Stadt Deutschlands gemacht. Ich mache es zur freiesten.“ Abb.: *Simplicissimus*, Nr. 36, 3.12.1918

Held der Luftfront

Noch heute genügt eine Beschreibung seines extravaganten Flugzeugs, um klar zu machen, wer gemeint ist. Wem sein voller Name, Manfred von Richthofen, nicht geläufig ist, kennt ihn zumindest als den „Roten Baron“. Am 21. April 1918 fand das Fliegerass seinen Tod.

Wie in einer anderen Welt. Was da oben im Himmel geschieht, wirkt so viel sauberer, gerechter, ästhetischer. Diese Ansicht hat nicht nur die Zivilbevölkerung, auch im Heer dieses vermaledeiten Ersten Weltkrieges bilden sich viele diese Meinung. Kämpfen die Infanteristen, umweht von Kampfgasen, unten in den dreieckigen Schützengräben, treffen weit über ihren Köpfen Männer aufeinander, die sich nach vermeintlich ganz anderen Regeln messen: In luftigen Höhen begegnen sich Jagdflieger, deren Auseinandersetzungen vom jeweiligen Geschick im Manövrieren des eigenen Fluggefährtes abhängen. Im ritterlichen Kampfe Mann gegen Mann, ein Flugzeug gegen das andere, gewinnt schlicht der Bessere – eine den vorgeblichen „Heldentot“ verklärende Logik, die selbst einen Verlierer zu trösten vermag und es ihm erlaubt, seinem Triumphtor statt Hass Respekt zu zollen.

Den wohl besten Piloten seiner Zeit findet man in den Reihen der kaiserlichen Luftwaffe. Bereits vor dem Ausbruch des Krieges als Kavallerie-Offizier dienend, steigt der junge Manfred von Richthofen 1915 ins Flugzeug um. Im August 1916 wechselt er zu den Jagdfliegern, bei denen das deutsche Fliegerass Oswald Boelcke ihn unter seine Fittiche nimmt. Als Boelcke bereits wenige Monate später tödlich abstürzt, ist es Richthofen, der sich unter seinen Kameraden empor tut. Immer und immer wieder kehrt der junge Jagdflieger erfolgreich zum Boden zurück und wird für seinen sechzehnten offiziellen Abschuss mit dem höchsten preussischen Orden „Pour le Mérite“ ausgezeichnet. Spätestens diese Ehrung weitet Richthofens bereits in Zeitungen dokumentierte Bekanntheit zu einem regelrechten Personenkult aus, der von der Propaganda der Obersten Heeresleitung weiter befeuert wird. Während der junge Flieger mit dem Trubel um seine Person scheinbar recht wenig anzufangen weiß und sich nur noch umso intensiver mit dem Jagdfliegen beschäftigt, wird er

von vielen Mädchen als Held umschwärmt, von alliierten Fliegern geachtet.

Das Jahr 1917 markiert die Hochphase des erst 25-jährigen Breslauer. Bereits zur Jahreswende hat Richthofen die meisten Abschüssen aller deutschen Piloten. Ihm wird eine eigene Jagdstaffel unterstellt, die fortan den Himmel der Westfront dominiert. Sein eigenes Flugzeug lässt er rot anstreichen. Von seinen Gegnern nun mit dem Spitznamen „Roter Teufel“ versehen, verzeichnet der Schlesier im April seinen 50. Feindabschuss. Auf Initiative höherer Dienstgrade entsteht im folgenden Heimaturlaub auch eine autobiographische Schrift mit dem Titel *Der rote Kampfflieger*. Das Buch hat enormen Erfolg und erreicht viele Neuauflagen – so 1920 unter dem Titel *Ein Heldenleben* oder auch 1933 mit einem ideologischen Vorwort von Hermann Göring. Ihrem Primus gleich startet schon bald die ganze Staffel – Richt-

hofens „Fliegender Zirkus“ – in bunten Flugzeugen. Trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit brillieren die Luftakrobaten im Gefecht. Inzwischen im ikonischen Fokker-Dreidecker sendet der Rote im März 1918 sein 80. Feindflugzeug in die Tiefe. Doch scheint es, als hätte der Held des Kaiserreichs mit dieser runden Zahl, die kein anderer Jagdflieger des Ersten Weltkrieges ansatzweise erreichte, sein Schicksal erfüllt. Über Frankreich wird Richthofens Geschwader, das er mittlerweile als Kommandeur anführt, in einen Luftkampf verwickelt. Richthofens Maschine wird, hinter den feindlichen Linien, getroffen, sinkt und wird von Bodentruppen durchsiebt. Der rote Flieger zerschellt, Richthofen stirbt mit nur 26 Jahren. Der noble Spitzname, unter dem der wohl heute noch weltweit bekannteste Jagdflieger mitunter sogar in die Popkultur Eingang fand, trat erst nach Tod und Krieg in Erscheinung. In einem britischen Nachkriegswerk über den berühmt-berüchtigten feindlichen Piloten firmiert er als der „Rote Baron“. Yannic Kollum



Das Boot prägte beide

Zwei Männer Jahrgang 18, Marine-Kriegsbericht der eine, U-Boot-Kommandant der andere, machten in der Bundesrepublik ganz unterschiedlich Karriere: Lothar-Günther Buchheim als Romanautor und Kunstkritiker, Thilo Bode als Auslandskorrespondent.

An Weihnachten 1980 starb Großadmiral Dönitz, letzter Oberbefehlshaber der Kriegsmarine im Zweiten Weltkrieg und von Hitler testamentarisch zum Reichspräsidenten bestellt. Karl Dönitz blieben nach der Kapitulation noch wenige Tage, bevor er von britischen Soldaten festgenommen und schließlich in Nürnberg zu zehn Jahren Haft verurteilt wurde. Für Dönitz' Begräbnis nun untersagte Verteidigungsminister Hans Apel alles militärische Zeremoniell. Der Londoner Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung*, Thilo Bode – der zuvor den Toten in seinem Nachruf durchaus kritisch gewürdigt hatte –, berichtete daraufhin unter der Überschrift „Bonns Haltung zu Dönitz weckt Erstaunen“, mit welchem Unverständnis britische Marinekreise auf Apels Anordnung reagierten; auch eine Teilnahme alliierter Trauergäste in Uniform sei in Bonn schroff abgelehnt worden. Bode rief ferner in Erinnerung, dass sich Vertreter der britischen Regierung gegen eine Anklage des Großadmirals gesperrt hätten und der amerikanische Richter ihn freisprechen wollte, da die Deutschen den Seekrieg „sauberer geführt“ hätten als die Alliierten.

Bodes Nachruf wurde jedoch von Lothar-Günther Buchheim, der vor allem als Autor des Kriegsbuches *Das Boot* prominent war, als „byzantinisch“ abqualifiziert. Aus „Zeitmangel“ beschränkte er sich in seiner Zuschrift an die SZ darauf, Dönitz' führungstreuen Tagesbefehl nach dem 20. Juli 1944 wiederzugeben, um ihn als gewissenlosen Einpeitscher im „Dritten Reich“ zu charakterisieren. Bode replizierte, dass Buchheims Abneigung gegen Dönitz überzeugender wäre, wenn er sich nicht 1943 ein „fast hymnische[s] Geleitwort“ Dönitz' zu seinem Buch *Jäger im Weltmeer* gesichert hätte. Buchheim keilte zurück, er habe Dönitz „zeitweilig“ bewundert, aber bei ihm sei, anders als beim „Dönitz-Paladin Bode“, der Groschen „schon sehr früh gefallen“. Hinter dieser Auseinandersetzung stecken zwei Männer vom Jahrgang 1918, die mit der Kriegsmarine und dem Journalismus verbunden waren, wenngleich auf ganz unterschiedliche Art. Lothar-Günther Buchheim (6.2.1918–22.2.2007), dessen Begabung als Maler und Autor sich schon früh zeigte, fuhr als Marine-Kriegsbericht der („Schmalspur-Leutnant“) auf mehreren U-Boot-Unternehmungen mit; er veröffentlichte umfangreiche – durchaus

verherrlichende – Text-, Bild- und Fotoberichte. Auch war er während des Krieges mit Bildern mehrfach in der „Großen Deutschen Kunstausstellung“ vertreten. Nach 1945 warf er sich auf das Sammeln vor allem expressionistischer Kunst; davon zeugt heute das „Buchheim Museum“ am Starnberger See. Mit unglaublicher Schaffenskraft brachte er eine lange Reihe von Kunstbüchern heraus, die etwa Georges Braques oder Pablo Picassos Werke präsentierten, aber auch Romane über seine Kriegserlebnisse und – nun äußerst kritische – Dokumentationen über die Kriegsmarine, sämtliche Bestseller. Während zu Buchheims 100. Geburtstag eine Ausstellung in seinem Museum den Namensgeber in helles Licht setzt, hat sein Sohn Yves eine beklemmende Biographie veröffentlicht, die die tyrannische Seite dieses Egomane schildert. Das allerdings hat den höchsten staatlichen Ehren und der Förderung, die Buchheim zuteil wurde, nie Abbruch getan.

Thilo Bode (19.2.1918–3.1.2014) wuchs im hinterpommerschen Lauenburg auf und trat 1936 in die Kriegsmarine ein. Er diente unter anderem als Wachoffizier auf einem Zerstörer und Kommandant eines Schnellbootes, bevor er sich zur U-Boot-Waffe meldete. Mehrfach verwundet, ausgezeichnet und zum Kapitänleutnant befördert, wurde er Kommandant von U 858, das er eine Woche nach Kriegsende den Amerikanern übergab. Nach Rückkehr aus der Gefangenschaft wandte er sich dem Journalismus zu, volontierte bei der *Schwäbischen Zeitung* und ging zur *Frankfurter Allgemeinen*. Nach einem Ausflug nach Neu-Delhi als Presseattaché der deutschen Botschaft berichtete er als Asienkorrespondent für *Die Welt* und andere Zeitungen, bis er für die *Süddeutsche Zeitung* nach London wechselte. Nach seiner Pensionierung konnte ich ihn als Lehrbeauftragten für die Münchner Kommunikationswissenschaft gewinnen; er wurde mir ein väterlicher Freund. Wohlfeile „Bewältigung“ durch Verleugnen der Vergangenheit war ihm fremd. Zu seinen ehrenhaften Kameraden stand er unerschütterlich. Doch das Verhängnis des „Dritten Reiches“ trieb ihn bis zuletzt um. Und ich wünschte dem deutschen Journalismus mehr Bode und weniger Buchheim. Heinz Starkulla jr.



Abb.: U-Boot Kommandant Thilo Bode 1945/ Foto: privat

Eine Stimme, die fehlt

Schmidt-Schnauze, *Zeit*-Herausgeber und Zeitzeuge, Kettenraucher, Elbflut-Retter, knurrender Kanzler, Macher und Mahner – in vielen Rollen bleibt Helmut Schmidt im kollektiven Gedächtnis.

Die Zigaretten hätten wohl bis zum 100. Geburtstag gereicht. Als die EU 2013 Mentholzigaretten verbieten will, legt sich Helmut Schmidt noch schnell einen ordentlichen Vorrat an. Wie die *Hamburger Morgenpost* damals berichtet, bewahrt der Altkanzler „200 Stangen der Marke ‚Reyno‘ [...] in seinem Haus auf. Das sind rund 38.000 Zigaretten. Wenn er pro Tag eine Schachtel verpafft, reicht der Vorrat immerhin bis zu seinem 100. Geburtstag.“ Welch lebensbejahendes Zeichen des damals fast 95-Jährigen, noch einmal für die kommenden fünf Jahre Zigaretten im Keller zu bunkern.

Vor 100 Jahren wurde Helmut Schmidt in Hamburg geboren, am 23. Dezember 1918, da war der Erste Weltkrieg gerade erst zu Ende gegangen. An diese Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts wird in diesem Jahr mannigfaltig erinnert – auch in diesem Heft. Sie war Auftakt für das, was Winston Churchill den „Zweiten Dreißigjährigen Krieg“ nennen sollte. Insbesondere der Zweite Weltkrieg hat Helmut Schmidt intensiv geprägt – ja er hat alle bisherigen Kanzlerfiguren der Bundesrepublik, von Adenauer bis Merkel, sehr beeinflusst.

Aus Helmut wird „Schmidt-Schnauze“

Helmut Schmidt, 1933 ein Jugendlicher, wuchs auf mit den zunehmend gleichgeschalteten Medien im Nationalsozialismus. Er hat retrospektiv „Desinformation, Propaganda und Massenhysterie“ beklagt und sich bereits in den ersten Jahren der Bundesrepublik publizistisch für mehr Transparenz und Öffentlichkeit eingesetzt. Den „Ahnherren dieser Adenauer-Koalition“ warf er 1958 im Bundestag vor: „Wir waren 14 Jahre alt und waren Schulbuben. Ihre Zustimmung zu dem Ermächtigungsgesetz hat uns und viele Millionen anderer später auf die Schlachtfelder Europas geführt [...] und in die Keller unserer Städte, Millionen in die KZ und deren Todeskammern.“ Mit solch scharfer Zunge erarbeitete er sich bald den Spitznamen „Schmidt-Schnauze“. Früh schon schrieb er Zeitungsartikel und war schneller als viele Politiker seiner Generation für die wichtige Rolle der Medien für das Funktionieren einer freiheitlichen Demokratie sensibilisiert. Das war ein nicht zu unterschätzender Wettbewerbsvorteil in der sich medialisierenden politischen Landschaft der jungen Bundesrepublik. Schmidt wurde 1953 Mitglied des Bundestages und blieb dies bis 1987, unterbrochen nur von jenen vier Jahren in Hamburg 1961 bis 1965 zunächst als Polizeisenator, dann als Innensenator. In diese Zeit fallen zwei besonders prägende Ereignisse. In der Flutkatastrophe 1962 wurde er, auch durch eine entsprechende mediale Selbstinszenierung, bundesweit bekannt. In der so genannten *Spiegel*-Affäre schließlich, ebenfalls 1962,

positionierte sich Schmidt deutlich auf die Seite der Pressefreiheit und gegen die Regierung. Weil er den die Affäre auslösenden Artikel von Conrad Ahlers bereits vor der Veröffentlichung gelesen hatte, wurde er sogar wegen des Verdachts auf Beihilfe zum Landesverrat angeklagt.

Er nutzte die Vorstellung eines neuen Landespressgesetzes für Hamburg 1964 aber nicht nur zur Verteidigung der freien Presse, sondern auch zu einem Appell an die Redlichkeit und Verantwortung der Medienschaffenden. Seine hohe Wertschätzung der Medien im demokratischen Prozess führte mitunter nämlich auch dazu, dass er sich als Medienkritiker positionierte – in Reden, aber natürlich auch in eigenen Medienbeiträgen. Hier ist insbesondere sein Vorschlag eines fernsehfreien Tages 1978, als Bundeskanzler, zu erwähnen. Ersetzt man in diesem Text das Wort Fernsehen durch das Wort Internet, liest er sich sehr aktuell in seinen Warnungen vor den Einflüssen von Sex- und Gewaltdarstellungen insbesondere auf Jugendliche. Damals waren seine Einlassungen vor allem auch im Kontext der Auseinandersetzungen um die Einführung von privaten Rundfunkbetreibern zu verorten. Die SPD kämpfte dagegen, die CDU dafür, was Schmidt der politischen Konkurrenz in den 1990er Jahren genüsslich vorhielt. Denn mittlerweile würden auch „christdemokratische Politiker wie Angela Merkel und Richard von Weizsäcker“ darüber nachdenken, „was zur Abhilfe gegen Gewalt im Fernsehen zu tun sei“. Schließlich könne, auch „wer damals für das private Fernsehen plädiert hat, [...] über das Ergebnis eigentlich nicht glücklich sein.“

Es ist dennoch kein Widerspruch, dass der profilierte Medienkritiker da schon seit Jahren hauptberuflich bei einem Medium beschäftigt war. Recht kurz, nur acht Tage nach Schmidts Abwahl am 1. Oktober 1982, besuchte ihn der Verleger der *Zeit*, Gerd Bucerius, um ihn als Mitherausgeber an der Seite von Marion Dönhoff zu gewinnen. Er verlangte, ganz gleichberechtigt, genauso viel zu verdienen wie die Gräfin und musste dann feststellen, dass seine Freundin „nicht übermäßig bezahlt wurde“. Aber Schmidt tat es nicht des Geldes wegen, sondern weil er durch das Medium *Zeit* weiter teilnehmen konnte am gesellschaftlichen Diskurs, wie er mir in einem unserer längeren Gespräche verriet. All seine Weggefährten, die ich in den vergangenen Jahren sprechen konnte, so etwa Klaus Bölling und Peer Steinbrück, betonten das politische Gewicht seiner Stimme. Der Chefredakteur der *Zeit*, Giovanni di Lorenzo, war sich in unserem Gespräch 2013 sicher, dass die Artikel von Schmidt „noch immer von unseren Lesern verschlungen werden, aber auch von der politischen Klasse in Deutschland.“ Seine Stimme fehlt, das merkt man schon jetzt. Als Helmut Schmidt am



Foto: Bundesarchiv, B 145 Bild-F048646-0033/Wegmann, Ludwig/CC-BY-SA 3.0

10. November 2015 starb, ist einer der letzten großen Menschen des 20. Jahrhunderts von uns gegangen. Das heißt freilich nicht, dass ihn die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts nicht interessiert hätten – ganz im Gegenteil. Bis zuletzt hat er etwa die stetig wachsende Weltbevölkerung als entscheidendes Zukunftsproblem thematisiert, hat Fragen (auch und vor allem moralische) an das Weltwirtschaftssystem und die internationale Rüstungspolitik gestellt. Mit den Perspektiven seines Denkens wird sich in Zukunft die Bundeskanzler-Helmut-Schmidt-Stiftung beschäftigen.

Ein ihm besonders wichtiges Thema war Europa. Ihm ging es „in erster und in zweiter Linie um die Aufgaben und die Rolle unserer Nation im unerlässlichen Rahmen des europäischen Zusammenschlusses“, wie er 2011 auf dem SPD-Parteitag erklärte. Darin steckt der aus der deutschen Geschichte abgeleitete Appell, Deutschland möge Verantwortung für Europa übernehmen, dürfe sich aber keinesfalls über Europa stellen. Zu seinem 95. Geburtstag wünschte er sich im Hamburger Thalia Theater: „Die Deutschen möchten begreifen, dass es in ihrem dringenden Interesse liegt, dass die Europäische Union vervollständigt wird und nicht, dass wir uns über sie erheben.“ Man kann fast froh sein, dass er, der in den 1970er Jahren so enorm für den Verbleib Großbritanniens in der europäischen Gemeinschaft gekämpft hat, den Brexit nicht mehr miterleben musste.

Allerdings war sein zunächst für einen Hanseaten fast überschwängliches Vertrauen in die Traditionen des britischen Parlamentarismus im Verlauf der Jahre einer zunehmenden

Skepsis gewichen. 2004 schrieb er in der *Zeit*: „Die politische Klasse Englands ist einer politischen Integration Europas abgeneigt geblieben.“ Neben den Themen Deutschland, Europa und der Welt blieb auch das Thema Medien eines, das Schmidt bis zuletzt beschäftigte und welches er mit den weiteren Herausforderungen in Verbindung setzte: „Heute lebt die Mehrheit in Städten und in Ballungsräumen von zehn oder zwanzig Millionen Menschen. Hier wächst, potenziert durch die sozialen Netzwerke, die Gefahr der Verführbarkeit. Je mehr Menschen auf einem Fleck zusammenwohnen, desto leichter sind sie massenpsychologisch zu beeinflussen.“

Neben den Gefahren betonte er freilich stets die Bedeutung seriöser Medien und bezeichnete sein Engagement bei der *Zeit* als „Glücksfall“, denn er wusste um den enormen publizistischen Einfluss. Und er hat dem Medium sicherlich nicht geschadet, obwohl er auch als Medienschaffender nicht von der Medienkritik lassen konnte. Di Lorenzo hat mit ihm jahrelang für das *Zeit-Magazin* die Gesprächsreihe „Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt“ geführt. Einmal fragte er Schmidt, ob der sich nach all den Jahren bei der *Zeit* doch nicht auch als Journalist fühle. Schmidt antwortete, das sei nicht der Fall, denn er könne sich einfach nicht abgewöhnen, „gründlich zu arbeiten“.

Thomas Birkner

Dr. Thomas Birkner ist Akademischer Oberrat a. Z. am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster. Er forscht gerade in einem DFG-Projekt zum Verhältnis der sieben Kanzler und der Kanzlerin der BRD zu den Medien.

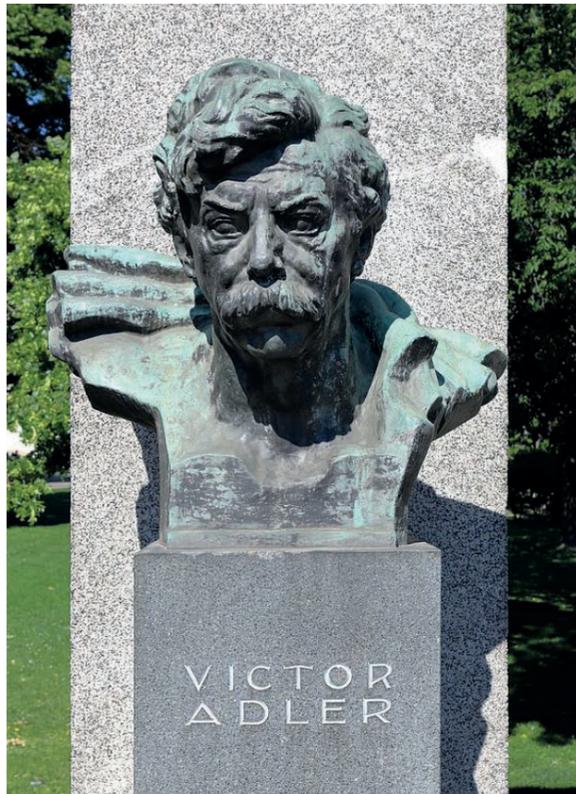
Mit Adlers Augen

Victor Adler gilt als Modernisierer der österreichischen Arbeiterbewegung. Dass er im deutschen Journalismus gleichfalls Impulse setzte, gerät dagegen oft in Vergessenheit. Die Sozialreportage etablierte er zur Aufklärung, Erkundung und Kontrolle sozialer Missstände.

Geboren wurde Adler am 24. Juni 1852 in eine jüdische Kaufmannsfamilie in Prag. Bereits 1855 übersiedelte die Familie nach Wien, wo der Vater ein Vermögen mit Immobiliengeschäften machte. Während des Medizinstudiums an der Universität Wien kam Adler mit den Deutschnationalen in Kontakt. Man traf sich regelmäßig in der Familienvilla am Rande des Wienerwaldes. Der junge Victor Adler war sogar Mitverfasser des 1882 veröffentlichten Linzer Programms. Immer offener zutage tretender Antisemitismus innerhalb der Bewegung führte aber dazu, dass er sich von den Deutschnationalen bald distanzierte.

Erst Arzt, dann Politiker

Adler, der in der psychiatrischen Klinik des Allgemeinen Krankenhauses als Assistenzarzt regelmäßig die Ärmsten behandelte, beschloss, sich nunmehr ganz als Armenarzt zu betätigen. So kam er auch in Kontakt mit den verschiedenen Gruppierungen der Arbeiterbewegung, die sich in den 1880er Jahren formierten. 1878 lernte er in diesem Umfeld die Journalistin Emma Braun (1858-1935) kennen, die er noch im gleichen Jahr heiratete. Sie hatten drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Der Tod des Vaters 1886 traf Victor Adler hart, erlaubte es ihm nun aber stärker an parteipolitischen Auseinandersetzungen teilzunehmen, aus denen er sich bis dahin herausgehalten hatte. Seine Frau bestärkte ihn im selben Jahr, das Erbe zur Gründung der Zeitschrift *Gleichheit* einzusetzen. Darin erschien am 1. Dezember 1888 die erste Folge über die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter in den Wienerberger Ziegelwerken. Seine Sozialreportage über diese Sklaven der industriellen Arbeitswelt machte die unhaltbaren Missstände auf sachliche Weise greifbar. Adlers Stärke war, wie Hermann Bahr schrieb, dass er seinen „stichhaltigen Verstand von keinem Affekt je verwirren ließ“.



Büste Adlers von Anton Hanak in Wien (1928).

Foto: *Bwag/CC-BY-SA-4.0/Wikimedia*

Um Einsicht in die Zustände nehmen zu können, musste Adler ganz erhebliche Informationsbarrieren überwinden. Er ließ sich als Ziegelarbeiter verkleidet auf das Gelände schmuggeln und war damit einer der ersten Journalisten, die diese Methode

der verdeckten Recherche nutzten. Der Vorteil des Vorgehens lag darin, dass durch die Autopsie der Zustände die Nachvollziehbarkeit der Beweisführung und die Glaubwürdigkeit des Reporters gewahrt waren. Adler ergänzte seine Reportagen zudem mit detaillierten Angaben zu Lebensmittel- und Mietpreisen im Lager und anderen Zusatzrecherchen.

Die Artikelserie schlug ein wie eine Bombe und eröffnete erstmalig einen Blick auf einen für undenkbar gehaltenen sozialen Abgrund. Adler zeigte die verborgene, dreckige Kehrseite des glanzvollen Wiens, eine Welt aus Ausbeutung, Entfremdung, Abstumpfung und Apathie. Die *Gleichheit* wurde daraufhin zügig verboten, die Situation der Ziegelarbeiter besserte sich aber tatsächlich.

Im Jahr darauf gründete Adler dann die *Arbeiter-Zeitung* (AZ), sah sich aber weiterhin konfrontiert mit Gerichtsprozessen und Polizeiarrest. Auch in der AZ dienten Reportagen, unter den Verfassern mit Max Winter ein weiterer bekannter „k.u.k.-muckraker“, den Journalisten als ein stärkeres Überzeugungsmittel für politische Ideen als der ideologisch verklärte Leitaufruf.

Durch den Journalismus der AZ konnte Adler den Plan zur Umstrukturierung der Arbeiterpartei und den Kampf für Arbeiterinteressen und Demokratisierung der Gesellschaft umsetzen. Die Gesundheit Adlers war durch die unablässige Arbeit aber ruiniert. Bereits mit Ende Fünfzig wirkte er wie ein alter Mann und war schwer herzkrank. Angelangt im Zentrum der Macht verstarb Adler am 11. November 1918, als er gerade in die neue sozialdemokratische Regierung eingetreten war.

Hendrik Michael

Eine Dreckschleuder aus feinem Haus

Karl-Eduard von Schnitzler war in der DDR ein Star. Jeder kannte diesen Mann mit Bart und großer Brille, und jeder hatte selbst dann eine Meinung zu ihm, wenn er den Fernsehapparat sofort ausmachte oder umschaltete, wenn das Gesicht auf dem Bildschirm erschien.

Schon das kleine „von“ hob diesen Mann heraus aus dem grauen Meer der Agitatoren. Der ältere Bruder sei schuld gewesen, schrieb Schnitzler in seiner Autobiografie *Meine Schlösser oder wie ich mein Vaterland fand*, erschienen kurz vor dem Ende der DDR. Ein „ideologischer Vater“, der ihn, am 28. April 1918 als Sohn eines preußischen Adligen und Legationsrates geboren, dazu gebracht habe, schon mit 14 Jahren in die Sozialistische Arbeiterjugend einzutreten. Als Schnitzler 1947 in den Osten zog, brachte er ein Abitur sowie Erfahrungen bei der BBC und beim Nordwestdeutschen Rundfunk mit. Das war viel mehr, als die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen zu bieten hatten, und ließ ihn steil aufsteigen in der Radio-Hierarchie.

Zum Star hat diesen Mann dann das Fernsehen gemacht und hier vor allem die Sendung *Der schwarze Kanal*. Vom 21. März 1960 bis zum 30. Oktober 1989 zeigte Schnitzler dort Ausschnitte aus dem Westfernsehen, in der Regel montags nach dem 20-Uhr-Film. Kaum ein Montagabend im DDR-Fernsehen ohne seine bissig-süffisanten Kommentare, kaum ein Montag, an dem er sich vertreten ließ. Die Linie selbst verkünden, eher es ein anderer verdirbt. Kaum ein anderer DDR-Journalist hat deshalb so viel Hass auf sich gezogen. Im Herbst 1989 riefen die Demonstranten „Schnitzler in den Tagebau“.

In den Interviews mit DDR-Bürgern, die ich im Rückblick geführt habe, hatte buchstäblich jeder etwas zu diesem Thema zu sagen. Manches davon ist nicht druckreif, zum Beispiel die Gerüchte über Schnitzlers Lebenswandel, die bis heute kolportiert werden: Geschichten über Frauen, über Einkaufsfahrten nach Westberlin, über Diebstähle und über die vielen Villen, die der Meister angeblich besessen hat. In den Interviews war von einem „widerlichen Zyniker“ die Rede, von einem „Spinner“ und von einer „Dreckschleuder“, von einer „entsetzlichen

Stimme“ und von einer Sendung, die „penetrant“ gewesen sei und „zum Kotzen“. Ein Museumsmitarbeiter aus Thüringen, Jahrgang 1950, sagte, Schnitzler sei „bei Herrn Goebbels in die Schule“ gegangen und dort „ganz fleißig“ gewesen. Der Mann

sprach von „Revolverjournalismus östlicher Prägung“, von „Verdrehungen, von Verfälschungen und von Überziehungen“, schränkte aber ein, dass es „auf beiden Seiten solche Hohlköpfe“ gegeben habe. Das westliche „Gegenstück“: Gerhard Löwenthal.

Ins kollektive Gedächtnis hat sich die Scherzfrage eingegraben, was denn „ein Schni“ sei – die Zeit, die man brauchte, um dem Karl-Eduard den Saft abzudrehen. Trotzdem: Ganz ohne Publikum war Schnitzler nicht, obwohl er einen „fieseren Sendeplatz“ hatte, wie ein Thüringer Arbeiter meinte, der die Ausstrahlung zur Schlafenszeit auf die „Beliebtheit“ des Moderators zurückführte. Die Zuschauerforschung ermittelte in den 1980er Jahren Sehbeteiligungen von rund fünf Prozent, bei einem Tiefpunkt von 0,5 Prozent (1. Mai 1989). Dafür genügte es nicht, dass „jeder DDR-Bürger“ die Sendung „mindestens einmal gesehen (hat) und dann nie wieder“, wie der gerade



Karl-Eduard von Schnitzler mit Frau Inge Keller 1954.

Foto: *Bundesarchiv/183-24942-0005/Kemlein, Eva*

zitierte Arbeiter vermutet hat. *Der schwarze Kanal* war Pflicht in vielen Kasernen und in manchen Wohnheimen, und genau wie bei der Nachrichtensendung *Aktuelle Kamera* war das Leben manchmal leichter, wenn man wusste, was Schnitzler letzten Montag erzählt hat. Selbst DDR-Gegner schalteten die Sendung ein – um sich darüber lustig machen und sich einmal wieder so richtig aufregen zu können oder weil sie glaubten, an diesem Leitmedium nicht vorbei zu kommen, wenn sie sich eine Meinung bilden wollten.

Karl-Eduard von Schnitzler ist 2001 gestorben. Die Zeit hat das Urteil über ihn gemildert. Eine Dresdner Arbeiterin erinnerte sich an ihren ersten Besuch in West-Berlin und an die Bettler am Bahnhof Zoo. „Da dachte ich, der Schnitzler hat doch Recht gehabt.“

Michael Meyen

Drei Herren vom Funk

Kennedy-Dolmetscher, Programmgestalter, Förderer des Nachkriegsfilms, Fernsehentwickler, Radioreformer, Dokumentarfilmer – in vielen Rollen prägten Hans Abich, Robert H. Lochner und Max H. Rehbein die deutschen Medien, beeinflussten die Öffentlichkeit.

Hans Abich (* 4. August 1918; † 17. Juli 2003)

Bei Radio Bremen begann der Bauernsohn aus der Oberlausitz seine Rundfunkkarriere, recht spät eigentlich, mit über 40 Jahren, doch rasch ging's nach ganz oben: 1961 wurde er Programmleiter, 1962 stellvertretender Intendant, 1968 dann Intendant. Und von 1973 bis 1978 war er Programmleiter des Ersten Deutschen Fernsehens. Hier entwickelte er unter anderem eine neue Sendestruktur, hob die *Tagesthemen* ins Programm. Manchen galt er als „Voltaire der ARD“.

Von der Ausbildung her war Hans Abich kein Journalist, vielmehr Jurist. Noch im „Dritten Reich“ hatte er, der aufgrund der Folgen einer Kinderlähmung nicht in den Krieg ziehen musste, in Berlin studiert und in Salzburg sein Referendariat aufgenommen. Gleich nach Kriegsende wechselte er aber die Profession: 1946 gründete er gemeinsam mit dem Regisseur Rolf Thiele eine Filmproduktionsgesellschaft, die Filmaufbau Göttingen.

Mehr als 30 Spielfilme produzierte Abich, darunter Klassiker wie *Wir Wunderkinder* (1958) oder die Thomas-Mann-Adaptionen *Königliche Hoheit* (1953), *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* (1957) und *Buddenbrooks* (1959).

Zum Film zog es ihn schließlich auch zurück nach seiner Zeit bei RB und ARD. So wurde er Mitglied im Filmausschuss des Bundesinnenministeriums, so war er noch 1989 Mitgründer der Baden-Badener Tage des Fernsehspiels; er arbeitete als Autor, dozierte in der Journalistenausbildung, trat auch selbst in Fernsehspielen vor die Kamera.

Mit seinem Motto „Im Zweifel für Experimente“ prägte er das deutsche Filmwesen mit – und das öffentlich-rechtliche Fernsehen. „Sie sind'n guter Mensch, Herr Abich“, entfuhr es dem legendären Interviewer Günter Gaus in einem Gespräch.

Robert H. Lochner (* 20. Oktober 1918; † 21. September 2003)

„Ish bin ein Bearleener“ – wohl jeder weiß, wer diesen Satz sagte, 1963 vor dem Schöneberger Rathaus. Er aber war der Mann, der Kennedy beibrachte, wie er ihn aussprechen musste, er hat seine Rede gedolmetscht – und er war ein Berliner. Geboren wurde Robert H. Lochner zwar in New York, schon 1921 kam er aber an die Spree, wo sein Vater Louis P. Lochner für die Associated Press bis Mitte Dezember 1941, bis zum Kriegseintritt der USA, als Korrespondent arbeitete. Sohn Lochner war schon 1936 in seine Geburtsstadt gegangen, zum Studium. Bald trat er in die Fußstapfen seines Vaters: Von 1941 bis 1945 arbeitete er beim Deutschen Dienst der NBC, dann, gleich nach Kriegsende, ging's mit den US-Truppen

zurück nach Deutschland, nun an den Main. Bis 1949 wirkte Lochner als Control Officer bei Radio Frankfurt (dem heutigen Hessischen Rundfunk), dann war er zwei Jahre lang Chefredakteur der Frankfurter Ausgabe des vormaligen US-Zonen-Zentralorgans *Die Neue Zeitung*, arbeitete für den Auslands-sender Voice of America in den USA, war schließlich – wieder in Berlin – von 1961 bis 1968 Direktor des RIAS. 1971 wurde er Leiter des Internationalen Instituts für Journalismus, im Jahr darauf auch noch Vorsitzender des Internationalen Journalistenverbands Berlin.

In den Ruhestand ging der *Berliner unter dem Sternenbanner* (so der Titel seiner 2002 vorgelegten Lebenserinnerungen) erst mit 77. Fit war er bis zuletzt, so erzählte er noch im April 2003, fünf Monate vor seinem Tod, einem Reporter der *Welt*, er spielt jede Woche Tennis und Faustball und: „Ich schaffe noch 35 Liegestütze.“

Max H. Rehbein (* 9. Dezember 1918; † 13. November 2015)

Action hieß seine letzte große Reportagereihe. Von 1982 bis 1989 berichteten „Teams in Aktion“ für das ZDF von Feuerwehrmännern in New York, Testpiloten, Fernfahrern auf amerikanischen Highways und Rennfahrern beim 24-Stunden-Rennen von Le Mans. Moderiert und produziert wurden die 45-minütigen Sendungen von Max H. Rehbein. Um Männerberufe ging es meist, um „ganze Kerle“.

Rehbein war eigentlich bereits 1981 in den Ruhestand gegangen – aber er machte einfach weiter, schloss nahtlos an frühere Erfolgserien an. So hatte er über Pioniere und Abenteurer von 1968 bis 1979 in 25 Folgen aus aller Welt für den NDR berichtet, Opalsucher in Australien, Streetworker in der Bronx, Entwicklungshelferinnen in Südamerika begleitet.

Zum Rundfunk gekommen war er 1945 – konkret zum damaligen US-Militärsender Radio Hamburg. Der große Axel Eggebrecht (siehe *Anno 16*) war es, der ihn einstellte. Auf dessen Frage, was er denn könne, habe er (wie Rehbein 55 Jahre später in einem Interview erzählte) geantwortet: „Humanistisches Gymnasium, Abitur und ein Maschinengewehr bedienen“. Tatsächlich war er im Weltkrieg Offizier gewesen, Kommandeur eines Pionier-Bataillons, Ritterkreuzträger.

Eggebrecht beschäftigte ihn als Lokalreporter; 1947 bekam er dann eine Festanstellung beim NWDR, verlegte sich vor allem auf Auslandsthemen und ab 1956 arbeitete er dann für das junge Medium Fernsehen. Er drehte in Fernost und Wildwest, machte auch Geschichten über Bombenentschärfer im Hamburger Hafen und über Bomberpiloten der US Air Force. Und

er entwickelte neue Formen der TV-Dokumentation, „Rote-Faden-Geschichten“, wie er sie nannte, auch Vorformen des Doku-Dramas. 1992 schließlich wurde Rehbein selbst zum Serien-Helden-Vorbild: Nach seiner Idee und basierend auf seinen Erfahrungen strahlte das ZDF die sechsteilige Serie *Flash – Der Fotoreporter* aus. 96 Jahre alt wurde Max Helmuth Rehbein. Er

war selbst ein ganzer Kerl – der in der Rückschau über seine Arbeit sagte: „Könnte es ab und zu gelingen, in der Darstellung von Menschen und ihren Schicksalen Spannung zu erzeugen, also zu unterhalten und gleichzeitig zu informieren, dann, meine ich, habe ich als Fernseh-Dokumentarist meine Aufgabe mit einigem Anstand erfüllt.“

Markus Behmer

Gold aus Ebenholz

Am 19. Januar 1918 wurde John Harold Johnson in Arkansas geboren. In Chicago stieg er auf zum Medientycoon – und er wurde zum Beispiel für die Kraft des Schwarzen Amerikas: *Black is successful*.

Sein Großvater war noch Sklave, sein Vater, ein Mühlenarbeiter, verunglückte tödlich, als er gerade sechs war, seine Familie lebte von der Wohlfahrt – er selbst wurde Medienunternehmer und der erste Afroamerikaner in der Forbes-Liste der 400 reichsten US-Bürger. Seine Wurzeln hat er nie vergessen.

Angefangen hat John H. Johnsons Karriere als Chefredakteur der Schülerzeitung an einer High School, auf die nur Farbige gingen. Dank eines Förderers, des ebenfalls farbigen Versicherungsunternehmers Harry Pace, konnte er in Chicago studieren.

Bei Paces Unternehmen Supreme Life übernahm er die Firmenzeitschrift und wurde rasch Assistent seines Gönners. Eine erste eigene Geschäftsidee hatte er 1942: Er gründete die Johnson Publishing Company und gab nach dem Vorbild des *Reader's Digest* die Monatszeitschrift *Negro Digest* (später umbenannt in *Black World*) heraus – mit posi-

tiven Berichten zunächst vor allem aus der Black Community Chicagos sowie Gedichten und Geschichten schwarzer Autoren. Es wurde eine Goldgrube.

Übertroffen wurde der Erfolg bald noch von Johnsons nächster Gründung: *Ebony*, einem Monatsmagazin mit schwarzen Models, Stories über erfolgreiche Schwarze, Anzeigen, die speziell für eine aufsteigende schwarze Leserschaft gestaltet

wurden. Die Zeitschrift, 1945 gegründet, hatte zeitweise eine Auflage von mehr als zwei Millionen Exemplaren (heute setzt das 2016 von Johnson Publishing an die Clear View Group verkaufte Blatt monatlich gut eine Million Hefte ab).

Rasch expandierte Johnson weiter. Er gründet Ableger von *Ebony*, eine Kosmetikserie, drei Radiostationen, eine TV-Produktionsgesellschaft, einen Buchverlag.

Bereits 1951 wurde er als erster Afroamerikaner von der US-Handelskammer als „Young Man of the Year“ ausgezeichnet, 1972 vom Zeitschriftenverlegerverband zum „Publisher of the Year“ gekürt.

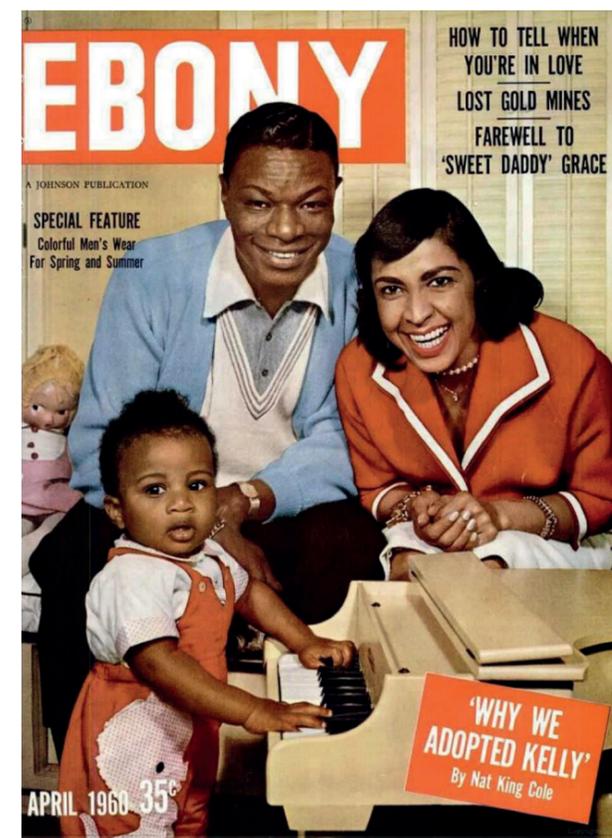
Bei den Unabhängigkeitsfeierlichkeiten von der Elfenbeinküste (1961) und Kenia (1963) begleitete er die US-Delegation als Spezialbotschafter; Schulen in Illinois wurden nach ihm benannt.

Der vielfach geehrte Musikerunternehmer starb am 8. August 2005. Johnson Publishing wird heute von Johns Tochter Linda geleitet; der

Jahresumsatz betrug zuletzt fast 400 Millionen Dollar.

„We try to seek out good things, even when everything seems bad“, hatte Johnson einst als sein Motto ausgegeben. „John Johnson veränderte Black America zum Guten und wir sind alle seinem Beispiel verpflichtet“, sagte der Bürgerrechtler und mehrfache Präsidentschaftsbewerber Jesse Jackson bei seinem Tod: „A giant has gone to rest.“

Markus Behmer



Vater der Regenbogensnation

„Wer Hass verspürt, der kann nie frei sein.“ Seine Politik der Versöhnung machten ihn weltweit zu einem moralischen Vorbild. Sein Leben widmete er dem Kampf für ein geeintes und demokratisches Südafrika.

Rolihlahla lautet Mandelas ursprünglicher Name. Er bedeutet im Volksmund „Unruhestifter“. Rolihlahla Mandela wurde am 18. Juli 1918 im kleinen Dorf Mvezo in der südafrikanischen Transkei geboren. Am ersten Tag auf einer Missionsschule musste er seinen ursprünglichen Namen gegen Nelson eintauschen. Im Alter von 21 Jahren schrieb sich Mandela im University College von Fort Hare ein. Bis in die 1960er Jahre war es die einzige höhere Bildungsanstalt für schwarze Afrikaner in Südafrika. Mandela nahm ein Jurastudium auf und begann sich politisch zu engagieren. Im College geriet er zum ersten Mal mit den Gesetzen der Weißen in Konflikt. Nach Teilnahme an einem Protest gegen die schlechte Verpflegung am Campus stellte die Universitätsleitung Mandela vor die Wahl: Verweisung oder Einlenken. Mandela entschied sich für ersteres. Sein Examen holte er später in Johannesburg nach.

Im Kampf gegen die Apartheid

Bereits als junger Jura-Student wendete sich Mandela gegen das weiße Minderheitsregime mit dem Ziel der Gleichberechtigung für alle in Südafrika lebenden Menschen. Doch nach dem Wahlsieg der National Party 1948 wurde die Rassentrennung, die Apartheid, systematisch institutionalisiert und per Gesetz vorgeschrieben. Welche politischen Rechte und Ausbildungsmöglichkeiten ein südafrikanischer Bürger hatte, hing allein von der Hautfarbe ab. Am stärksten benachteiligt: die Schwarzen.

Seine politische Heimat fand Mandela im African National Congress (ANC). Zunächst verfolgte der ANC noch ein Konzept des friedvollen Protests, ähnlich wie Mahatma Ghandi in Indien, mit Protesten, Boykotten und zivilem Ungehorsam. Doch nach dem Massaker von Sharpeville im März 1960, bei dem 69 dunkelhäutige Demonstranten erschossen wurden, unterstützte auch Mandela die vom ANC proklamierte Notwendigkeit von Gewaltanwendung im Kampf gegen die Apartheid. 1961, nachdem die Regierung den ANC verboten hatte, wurde Mandela der Anführer des bewaffneten Flügels des ANC namens Umkhonto we Sizwe („Speer der Nation“). Die Organisation führte zunächst Sabotageakte durch, da Mord laut Mandela nur zu „Verbitterung“ führe und einer zukünftigen Demokratie im Wege stehe. 18 Monate nach Gründung der militanten Organisation wurde Mandela verhaftet. Der Staatsanwalt legte ihm zahlreiche Sabotageakte zur Last und forderte die Todesstrafe. Am letzten Prozesstag erklärte der gelehrte Jurist in seinem über dreieinhalb Stunden dauernden Verteidigungsplädoyer die miserable Lage der Schwarzen in Südafrika und die daraus resultierende Notwendigkeit des bewaffneten

Kampfes. Seine Rede schließt er mit den Worten: „Ich habe das Ideal einer demokratischen Gesellschaft gepflegt, in welcher alle Personen in Harmonie und mit gleichen Chancen zusammenleben. Es ist ein Ideal, für welches ich hoffe zu leben und das ich hoffe zu erreichen. Aber sollte es notwendig sein, ist es ein Ideal, für das ich bereit bin zu sterben.“

Mandelas Worte fanden internationale Beachtung. Dennoch sollte es für viele Jahre seine letzte öffentliche Rede sein. Am 12. Juni 1964 wurde Nelson Mandela zu lebenslanger Haft verurteilt.

Free Nelson Mandela!

Seine Freiheitsstrafe leistete und leidete er überwiegend auf der Gefängnisinsel Robben Island ab. Dort musste er im Steinbruch arbeiten. Mandela wird nicht nur zur Galionsfigur des Kampfes gegen die Apartheid, sondern auch zum berühmtesten Gefangenen der Welt – auch dank seiner damaligen Frau Winnie, unter deren Führung sich ein weltweiter Protest gegen seine Inhaftierung unter dem Motto „Free Mandela“ formte. 1984 veröffentlichte die britische Band The Specials AKA mit „Free Nelson Mandela“ sogar einen Protestsong, der zum weltweiten Hit wurde.

Die Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und der Freiheitsbewegung in Südafrika spitzten sich derweil zu. Währenddessen blieb Mandelas Wille ungebrochen. 1985 bekam er die Freilassung angeboten, jedoch geknüpft an die Bedingung, dass der ANC zukünftig auf den bewaffneten Kampf verzichte. Mandela lehnte ab.

Versöhnung statt Rache

1990 gestand das Regime endlich seine Niederlage ein. Der neue afrikanische Präsident, Frederik Willem de Klerk, verkündete am 2. Februar 1990 das Ende der Rassentrennung und die Freilassung der politischen Gefangenen. Millionen Menschen verfolgten an den Bildschirmen, wie Mandela wenige Tage später das Gefängnis verließ. Die Faust streckte er kämpferisch in die Luft. Doch selbst nach 27 Jahren Haft setzte Mandela auf Vergebung statt auf Rache. Gemeinsam mit de Klerk versuchte er fortan die verfeindeten Gruppen einander näher zu bringen. Für ihren Kampf gegen die Rassentrennung erhielten Mandela und de Klerk 1993 den Friedensnobelpreis.

Ein Jahr später wurde der mittlerweile 75-jährige Mandela der erste schwarze Präsident seines Landes. Sein Streben nach Einheit und Versöhnung spiegelte sich in einer seiner ersten Amtshandlungen wider: Mandela wollte eine neue Nationalhymne, bestehend aus zwei Liedern: „Nkosi Sikelel' iAfrika“

(„Gott beschütze Afrika“), ein Protestlied, das während der Apartheid gesungen wurde und, „Die Stem van Suid-Afrika“ („Die Stimme Südafrikas“), die Hymne der weißen Südafrikaner. Trotz Protest in den eigenen Reihen setzte sich Nelson Mandela durch. Die Hymne aus zwei musikalisch eigentlich unvereinbaren Liedern mag ein wenig schief klingen, doch viel wichtiger ist die symbolische Kraft hinter diesem Beschluss. War es doch so wichtig, den weißen Südafrikanern zu zeigen, dass auch sie Teil des neuen Südafrikas sind – trotz der jungen, schwarzen Regierung.

Vorbildlicher Unruhestifter

Durch sein charismatisches und überzeugendes Auftreten gewann Mandela weiteren internationalen Respekt. So auch für seinen Auftritt bei der Rugby-Weltmeisterschaft 1995 in Südafrika. Die südafrikanische Nationalmannschaft, die Springboks, bestand ausschließlich aus Weißen. Ihr grün-goldenes Trikot galt für viele Schwarze immer noch als Symbol der Apartheid. Doch als am 24. Juni 1995 Mandela, gehüllt in dieses Trikot,

dem weißen Kapitän der Springboks die Siegestrophäe überreichte, feierten farbige Südafrikaner gemeinsam mit ihren ehemaligen „Feinden“. Die Bilder gingen um die Welt. Das zuvor verhasste Team wurde zum Symbol der Hoffnung und des Wandels.

Unter Mandelas Präsidentschaft wurden zahlreiche Gesetze der Apartheid widerrufen und Verbrechen aus der Zeit der Rassentrennung aufgearbeitet. 1999 gab er die politische Staatsführung ab. Danach setzte er sich für verschiedene soziale Organisationen ein, bereiste die Welt und traf internationale Persönlichkeiten. Erst mit abnehmender Gesundheit zeigte sich Mandela immer seltener öffentlich. Am 5. Dezember 2013 starb Mandela an den Folgen einer Lungenentzündung. Bis heute ist Nelson Mandela für viele ein politisches und moralisches Vorbild. Seine persönliche Integrität, seine Beharrlichkeit und sein Gespür für Symbolik machten ihn nicht nur zu dem großmütigen Revolutionär, der Südafrika veränderte wie kein anderer, sondern auch zu einer Medienikone.

Christina Hümmer



Nelson Mandela bei einem Besuch der Library of Congress in Washington im Oktober 1994. Rechts neben ihm: der Kongressabgeordnete Kweisi Mfume. Im Hintergrund zwischen den beiden der damalige Senator Jesse Jackson.

Foto: Library of Congress/Keating, Maureen/LC-DIG-ppmsca-38881



Solzhenizyn bei seiner Ankunft in Deutschland 1974, rechts mit Zigarette Heinrich Böll.

Foto: Nationaal Archief/CC BY-SA 3.0 nl

Zeuge des Jahrhunderts

Wille und Härte lassen den russischen Schriftsteller Alexander Solzhenizyn schwerste Jahre überstehen. Schonungslos dokumentiert sein *Archipel Gulag* ein besonders dramatisches Kapitel der Sowjetunion im 20. Jahrhundert.

Mitten im Kalten Krieg, am 14. Februar 1974, landete am Flughafen Frankfurt eine Maschine aus Moskau. Mit an Bord: der russische Schriftsteller Alexander Issajewitsch Solzhenizyn. Er saß nicht freiwillig in der Maschine. Das Politbüro der Sowjetunion hatte sich unter seinem damaligen Vorsitzenden Leonid Breschnew zu seiner Ausweisung entschlossen. Solzhenizyns Schriften hatten es in sich: Besonders sein Hauptwerk, der *Archipel Gulag*, ist eine schonungslose Abrechnung mit der Gewaltherrschaft des sowjetischen Diktators Stalin, des „Stählerlern“. Archipel meint die weite „Inselwelt“ der sowjetischen Lager und Verbannungsorte, bevorzugt im hohen Norden und Sibirien. Die Abkürzung „Gulag“, für „Hauptverwaltung Arbeitslager“, wurde gar zum Synonym für das menschenfeindliche und gnadenlose Lagerdasein.

Ein Jahr nach der Oktoberrevolution, am 11. Dezember 1918, wurde Solzhenizyn in den wirren Zeiten der beginnenden bolschewistischen Herrschaft im Kaukasus geboren. Als junger Artillerieoffizier kämpfte er gegen das faschistische Deutschland. Er war Teilnehmer an kriegsentscheidenden Kämpfen, etwa der Panzerschlacht am Kursker Bogen sowie des Angriffs der Roten Armee auf Ostpreußen. Dort kämpfte auch der Offizier, Schriftsteller und Humanist Lew Kopelew, der sich durch seinen „milderen Umgang“ mit den Deutschen die Anklage „Mitleid mit dem Feind“ einhandelte. Solzhenizyn wiederum hatte in Briefen an Vertraute leise Kritik an Stalins Politik geübt. Seine Schreiben wurden abgefangen, Kopelew und Solzhenizyn verschwanden im Gulag. Ihre Wege kreuzten sich dort und begründeten eine lange Freundschaft.

Jahre der Willkür

Zeitweise saß Solzhenizyn im berühmten Moskauer Gefängnis Lubjanka ein, seine Lagerjahre führten ihn bis ins ferne

Kasachstan. Nach Stalins Tod im März 1953 stand die kommunistische Welt still in Trauer. Für Solzhenizyn und zahllose weitere Opfer war es dagegen ein Tag des Glücks. Die Lagerhaft endete, doch für ihn folgten noch Jahre der Verbannung. Immerhin wendete sich politisch das Blatt: Staatschef Nikita Chruschtschow rechnete 1956 mit Stalin ab, die folgenden Jahre des sogenannten „Taufweters“ ermöglichten auch künstlerische Freiheiten. Mit *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* erschien 1962 eine erste schonungslose Darstellung des Lagerlebens; sie wurde sogar im traditionsreichen Literaturmagazin *NOWY MIR* abgedruckt. Doch mit Chruschtschows Nachfolger Breschnew verstärkten sich die Repressalien wieder, der Geheimdienst KGB unterdrückte jede schriftstellerische Freiheit. Nonkonforme Texte konnten oftmals überhaupt nur über die Umwege des Samisdat (Eigenverlag) oder Tamisdat (Fremdverlag im Westen) erscheinen. Doch eine breite Leserschaft war inzwischen auf Solzhenizyn aufmerksam geworden.

Die Weltöffentlichkeit ist erschüttert

Im Jahr 1970 traf die Nachricht vom Literaturnobelpreis für den Schriftsteller ein. Eine politisch hochbrisante Entscheidung. Viele ehemalige Gulag-Häftlinge hatten ihm inzwischen ihre persönlichen Erlebnisse geschrieben. Sie bildeten die Grundlage für Solzhenizyns Hauptwerk, den *Archipel Gulag*. Das Erscheinen des umfangreichen Werks Ende 1973 löste ein Erdbeben aus, hoffnungsvolle Kommunisten in Westeuropa lasen die Schilderungen mit Entsetzen. *Le Monde* listete das Werk unter die „100 Bücher des Jahrhunderts“. Kurz vor der Ausweisung im Februar 1974 hatte der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt signalisiert, Solzhenizyn sei in Westdeutschland jederzeit willkommen. Brandt selbst stürzte drei Monate später unter anderem über die Guillaume-Affäre.

„Schlimmer als der KGB“

Seit dem Iwan Denissowitsch hatte Solzhenizyn in Westdeutschland einen namhaften Freund gefunden: Der Weltkriegssoldat, Schriftsteller und ebenfalls Literaturnobelpreisträger (von 1972) Heinrich Böll bot ihm eine erste Aufnahme in seinem Eifler Privathaus. Der „Aufmarsch“ der Presse aus dem In- und Ausland war ohne Beispiel: Auf Schritt und Tritt wurde Solzhenizyn „verfolgt“, seine Wagenkolonne glich einem Staatsbesuch. Irgendwann reichte es ihm: Sie sei ja „schlimmer als der KGB“, rief er der Presse zu. Diplomatische Zurückhaltung war seine Sache nicht.

Auch den „zügello-kapitalistischen“ Westen traf seine Kritik. Für lange Zeit verließ Solzhenizyn nun seine Heimat, fand

im amerikanischen Bundesstaat Vermont sein Exil. Erst nach dem Ende der Sowjetunion kehrte er 1994 zurück nach Russland und scheute weiter kein Urteil. Mit Jelzin ging er hart ins Gericht, Putin hingegen besuchte Solzhenizyn 2004 in dessen Moskauer Wohnung. Fast 90-jährig starb er am 3. August 2008 in Moskau.

Die Nachrichten des Deutschlandfunks meldeten am 30. Oktober 2017 die Einweihung eines großen Mahnmals in Moskau durch Wladimir Putin. Die „Mauer der Trauer“ soll an die Millionen Opfer der Stalin-Herrschaft in der untergegangenen Sowjetunion erinnern. Die russische Menschenrechtsorganisation „Memorial“ und die Solzhenizyn-Stiftung trugen zur Errichtung der Gedenkstätte bei.

Ulrich Meer

Der Herr des Hebelordners

Wolkenmarmor und Exzenterverschluss – sieben Fakten zu einer Jahrhunderterfindung.

1. Am 18. Mai 1918 starb der Württemberger Tüftler Louis Leitz; er hatte 1896 den Aktenordner mit seiner noch heutigen Mechanik zur Perfektion entwickelt.
2. Leitz-Ordner wurde (wie Tempo-Taschentuch oder Coca für Cola) zum Gattungsnamen, obwohl das Aktenablagensystem selbst eigentlich bereits 1886 durch Friedrich Soennecken erfunden worden war.
3. Die typische grau-schwarz-melierte Ordnerfarbe heißt Wolkenmarmor. Heute gibt es aber 16 verschiedene Trendfarben bei der Firma Esselte Leitz GmbH.
4. „Qualitäts-Ordner 180°“ ist bis heute die Typbezeichnung – ergänzt um Modenamen wie „Active WOW“ und „Active Urban Chic“.
5. Mittels der Exzentermechanik aus Stahlblech lässt sich der Ordner bequem auf 180 Grad öffnen, mittels des Tippklemmers lassen sich die einzelnen DIN A4-Blätter gut fixieren.
6. 80 Millimeter ist der Standardordner breit, genau acht Zentimeter beträgt auch der Bügelabstand und mithin die Lochung der abzuheftenden Blätter.
7. Genau 560 Ordner standen am 15. März 2018 im Dekanat der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften der Uni Bamberg. Auf gut 400 wurde „ausgemistet“ – aber rasch werden es wieder mehr; ablegen ist Dank Louis Leitz ja so bequem.

Markus Behmer



Foto: Christian Schnettelker/www.manoftaste.de

Feine Töne mit lautem Echo

Noch heute wird Claude Debussy für seine unkonventionellen Werke verehrt und als Begründer des musikalischen Impressionismus gefeiert. Dass der Komponist seinen Lebensunterhalt bisweilen als bissiger Musikrezensent bestritt, wissen indes wenige.

„Monsieur Croche, der Antidilettant, zu Recht angewidert von den musikalischen Sitten dieser Zeit, ist sanft entschlafen und in die allgemeine Gleichgültigkeit eingegangen. Es wird gebeten, von Blumen und Kranzspenden abzusehen und vor allem keine Musik zu machen.“

• • •

Für den Musikwissenschaftler Louis Laloy muss diese Nachricht vom 13. September 1905 ein Schock gewesen sein: Monsieur Croche, der wortgewandte Musikkritiker – tot. Bis zuletzt hatte Laloy zu hoffen gewagt, ihn als Rezensenten für seine Zeitung *Mercure Musical* gewinnen zu können. Nun hat das Schicksal die Hoffnung im Keim erstickt. Monsieur Croche wird nie wieder rezensieren.

Monsieur Croche – Herr Achtelnote. Ein skurriler kleiner Mann; stets begleitet von einer Zigarre, die bei langen Monologen auszugehen pflegt. Aufgrund seiner scharfen und unbarmherzigen Kommentare ist er in der Pariser Musikszene zu Beginn des 20. Jahrhunderts gleichermaßen bekannt wie gefürchtet. Häufig fachsimpelt er in öffentlichen Schriftwechseln mit Claude Debussy. Er, Claude Debussy, hat keine Angst vor Monsieur Croche. Er fürchtet dessen Kritiken nicht. Denn er, Claude Debussy, ist Monsieur Croche. Ob die Erfindung seines Alter Ego für Debussy bloß ein Spiel ist oder für den sensiblen und feinfühligsten Künstler die einzige Möglichkeit darstellt, seine Meinung zur Musik seiner Zeit äußern zu können, ohne das sprichwörtliche Blatt vor den Mund nehmen zu müssen, ist heute nicht ganz klar. Klar ist jedoch: Wie kein anderer ist Debussy abhängig von der Existenz des Monsieur Croche.

22. August 1862: Als ältester von fünf Geschwistern wird Achille-Claude Debussy in Saint-Germain-en-Laye (Frankreich) geboren. Die damaligen Verhältnisse sind einfach: Der Vater verdient sein Geld als Steinguthändler, die Mutter ist Näherin. Zur Schule geht er folglich nicht. Rechnen, Lesen, Schreiben – die wichtigsten Grundlagen bringt ihm die Mutter bei. Der Zufall will es, dass er Klavierunterricht erhält. Schnell stellt sich heraus: Er ist begabt – sehr sogar. Nur wenige Jahre nach seinen Anfängen auf dem Klavier wechselt er dank eines wohlwollenden Sponsors auf das Pariser Konservatorium. Ein Karrieresprungbrett – eigentlich.

• • •

„[N]ichts ist musikalischer als ein Sonnenuntergang! Für den der mit dem Herzen schaut und lauscht, ist das die beste Entwicklungslehre, geschrieben in jenes Buch, das von den Musikern nur wenig gelesen wird: das der Natur.“

• • •

Doch schon damals widersprechen die Lehren der großen Musiker seinen Vorstellungen von Musik. Die starren Regeln des klassischen Tonsatzes und der Harmonielehre – sie sind nicht seine Welt. Er will die echte Welt. Die Natur, das Meer, die Elemente, den Sonnenuntergang. All das inspiriert ihn. All das möchte er hörbar machen. Anders als seine Kollegen interessieren ihn Töne dabei nicht. Stattdessen sind es die Klänge, die Klänge die zu Farben werden; zu Farben, die die Schönheit der Natur widerspiegeln.

Doch von seinen Kompositionen kann Claude Debussy nicht leben. Seine Kunst eckt an, wird nicht verstanden. Aber um der Finanzierung willen seinen Stil anpassen, seine Ideale aufgeben? Niemals. Gelegentlich kommt ihm daher 1901 die Möglichkeit zur Mitarbeit an der kulturell ausgerichteten Zeitung *La Revue blanche*. Als und mit Monsieur Croche rezensiert er die Werke seiner Künstlerkollegen. Die Geschichte ist bekannt.

• • •

„Gibt es ein Gesetz, das den Komponisten daran hindert, diese drei Elemente [Melodie, Harmonie, Rhythmus] in ein anderes Mischungsverhältnis zu bringen? Ich glaube nicht.“

• • •

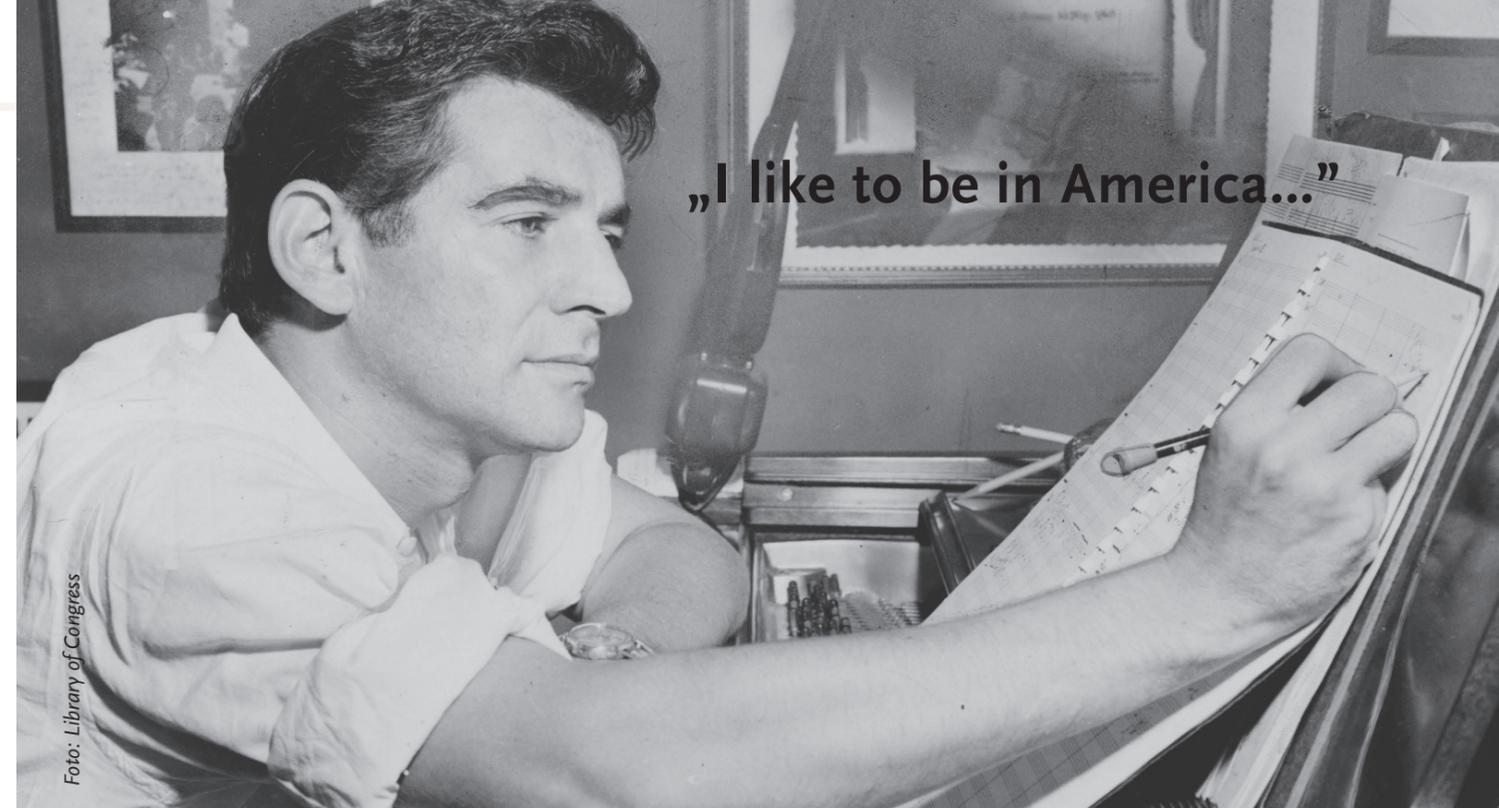
Über Jahre hinweg schreibt er für verschiedene französische Zeitungen und macht sich als Rezensent einen Namen. Dennoch gibt er das Komponieren nicht auf. 1902 wird seine erste Oper uraufgeführt. *Pelléas et Mélisande*. Zwölf Jahre hat er daran gefeilt. Sie wird ein voller Erfolg – und bringt Debussy den Durchbruch.

In den darauffolgenden Jahren widmet sich Debussy mehr denn je seinen Kompositionen. Die Suite *Bergamasque* mit dem unverwechselbaren *Clair de Lune*, *La Mer* oder *La fille aux cheveux en lin* – viele seiner großen Werke werden in dieser Zeit komponiert beziehungsweise uraufgeführt. Endlich kann er seinen Lebensunterhalt mit der Musik bestreiten. Seinen Job als Rezensent gibt er auf. Monsieur Croche wird für tot erklärt. Am 25. März 1918 stirbt schließlich auch Claude Debussy im Alter von 55 Jahren. Anders als Monsieur Croche verschwindet er damit aber nicht in die allgemeine Gleichgültigkeit. Im Gegenteil.

Theresa Briselat



Ausschnitt aus den *Préludes* von Claude Debussy. Quelle: IMSLP



Wem schießt nicht direkt die Melodie der *West Side Story* ins Ohr, wenn er diese Zeile liest? Leonard „Lenny“ Bernstein – der Dirigent, Komponist, Pianist und musikalische Querdenker wurde vor 100 Jahren geboren.

Massachusetts, 25. August 1918: Ein kleiner Junge namens Louis wird in die jüdische Einwandererfamilie Bernstein aus Riwne in der heutigen Ukraine geboren. Seinen Vornamen wird er zu Leonard, kurz „Lenny“, ändern und er wird einer der ersten weltweit anerkannten US-amerikanischen Komponisten werden. Nach erfolgreichem Abschluss in Klavier und Komposition an der Harvard-Universität wird Bernstein bereits mit 25 Jahren zweiter Dirigent des New York Philharmonic Orchestras. Kurz darauf springt er kurzfristig für den erkrankten Bruno Walter – erster Dirigent des Orchesters – ein. Und er nutzt diese Chance. Die eindrucksvolle Aufführung von Schumanns *Manfred-Ouvertüre* und *Don Quixote* von Richard Strauss, die über den amerikanischen Rundfunk landesweit übertragen wurde, verhilft ihm zum Durchbruch.

Als nun erster Dirigent der New Yorker und ständiger Gastdirigent der Wiener Philharmoniker ist er ein großer Liebhaber der Werke Gustav Mahlers. Abseits von seiner Karriere mit dem Taktstock bleibt Bernstein aber auch Zeit zum Komponieren. Neben den bekannten Musicals *Candide* und *West Side Story* entstehen aus seiner Feder auch Symphonien: Die Symphonie Nummer eins *Jeremiah*, angeregt durch sein jüdisches Erbe und seinem Vater gewidmet, ist ein Beispiel dafür. Er genießt zwar den Welterfolg seiner Musicals, leidet aber darunter, als seriöser Tonsetzer mit seinen drei Sinfonien, den Opern sowie sakralen Werken, nicht annähernd so bekannt zu sein.

Zudem ist er immer besorgt, nicht genug zu leisten, und deshalb häufig von Depressionen geplagt. Sein Privatleben ist ihm dabei Ablenkung und Belastung zugleich. Die chilenische

Schauspielerin Felicia Montealegre Cohn, die er 1951 geheiratet hatte, betrügt er zum Beispiel oft mit jüngeren Männern, bis er sich schließlich 1976 zu seiner Homosexualität bekennt und seine Frau verlässt. Sie erkrankt wenig später an Krebs und Bernstein kehrt, von Schuldgefühlen geplagt, bis zu ihrem Tod 1978 zu ihr zurück.

Großer Komponist und kritischer Geist

Um seine eigene Gesundheit stand es auch oft nicht gut. 1986 erzählt er: „Als ich Mitte 20 war, wurde bei mir ein Lungenemphysem diagnostiziert. Mit 35 würde ich tot sein, hieß es. Dann haben sie gesagt, ich würde mit 45 sterben. Dann mit 55. Doch ich kriege das schon hin. Ich rauche. Ich trinke. Ich bleibe nächtelang auf. Ich vögle rum. Ich habe eben an allen Fronten genug zu tun.“ Umso erstaunlicher, welche Präsenz er an den Orchesterpulten der Neuen wie der Alten Welt hat. Allein 155 CDs und DVDs als Dirigent umfassen seine „Complete Recordings“ bei der Deutschen Grammophon.

Am 14. Oktober 1990 stirbt Leonard Bernstein an akutem Herzversagen in Folge einer Lungenkrebserkrankung. Seinen Ruhm nutzte Bernstein auch, um kritisch zu Missständen in seinem Heimatland Stellung zu nehmen. So setzte er sich früh für die Schwarzenbewegung ein, agitierte gegen Atomwaffen, tritt für Abrüstung und gehörte zu den ersten, die Benefizkonzerte für Aids-Opfer gaben. Denn er wusste (wie es in Stephen Sondheims Textzeilen im berühmtesten Song der *West Side Story* heißt): „Everything's free in America, for a small fee in America.“

Ines Markert

Liebesgöttin vor und hinter der Kamera

Vor 100 Jahren wird die amerikanische Hollywood-Ikone Rita Hayworth geboren. „Jeder Mann, der mich kannte, verliebte sich in Gilda“, bemerkte sie selbstironisch mit Blick auf ihre berühmteste Rolle, „aber wachte mit mir auf“.



Foto: Kate Gabrielle/
CC BY-SA 2.0/Flickr

Barbra Streisand, Senta Berger, Romy Schneider, Sophia Loren, Anita Ekberg, Nicole Kidman oder Jennifer Lopez: Rita Hayworth hat bis heute viele Fans in den Reihen der Stars und Sternchen. Geboren am 17. Oktober 1918 in New York als Tochter eines spanischen Tänzers und eines amerikanischen Showgirls, erbt Rita Hayworth die Leidenschaft für Musik und den Tanz von ihren Eltern.

Zunächst wagt sich die junge Frau nur in Begleitung ihres Vaters auf die Bühne. Gemeinsam unterhalten die beiden ihr Publikum mit verschiedenen Tänzen, verdienen Geld für die kleine Familie – bis die junge Tänzerin mit ihrer wilden, roten Mähne dem Produktionschef der Fox Film Corporation auffällt, der zufällig in den Publikumsreihen sitzt. Bei den Probeaufnahmen, zu denen er sie einlädt, überzeugt Rita Hayworth. Erste kleine Rollen folgen. Bekannt wird Rita Hayworth dann 1939 durch den Film *S.O.S. Feuer an Bord*. Den Durchbruch feiert sie nur zwei Jahre später an der Seite von James Cagney und Olivia de Havilland in der Filmkomödie *Schönste der Stadt*. Die Fans lieben Rita Hayworth, ihre Filme werden beinahe ausnahmslos zu Kassenschlagern.

Filmgeschichte schreibt sie dann 1946 mit dem Kriminalfilm *Gilda* an der Seite von Glenn Ford: Bis heute zählen die beiden wegen ihrem Auftritt in dem Film zu den berühmtesten

Filmpaaren. Über sich selbst sagt Rita Hayworth einmal: „Ich hielt mich nie für eine Sexgöttin, sondern vielmehr für eine Komödiantin, die tanzen konnte.“ 1947 kürt sie das Magazin *Life* trotzdem zur „Liebesgöttin von Amerika“.

Privat wird sie diesem Ruf gerecht: Rita Hayworth heiratet fünf Männer – und lässt sich von allen wieder scheiden. 1937 tritt sie mit ihrem Manager Edward C. Judson vor den Traualtar. Im September 1943 ehelichte sie dann den Regisseur von *Citizen Kane*, Orson Welles. Schon im Mai 1949 gibt sie dem pakistanischen Prinzen Aly Khan das Ja-Wort. Allerdings scheitert auch diese Ehe und im September 1953 heiratet die Hollywood-Ikone den damals in den USA populären argentinischen Sänger Dick Haymes. Ihr letzter Ehemann wird dann im Februar 1958 der Produzent James Hill, von dem sie im September 1961 wieder scheiden lässt.

Ihre Karriere vor der Kamera nimmt dann eine tragische Wende: Mit 43 Jahren, angekommen auf dem Höhepunkt ihrer Karriere, wird bei der Schauspielerin Alzheimer diagnostiziert. Sie kämpft gegen die Krankheit, wird jedoch immer schwächer, zieht sich aus dem Filmgeschäft mehr und mehr zurück, lebt in Zurückgezogenheit und wird später sogar entmündigt. Bis zu ihrem Tod am 14. Mai 1987 pflegt ihre Tochter Yasmin Aga Khan aus ihrer dritten Ehe sie. Vera Katzenberger

Kino, Krieg und zurück

William Holden ist erst 24 Jahre alt, als der Krieg seine Karriere kreuzt. Offiziersrollen waren es dann auch, die ihn zur Hollywoodlegende machten, Western, Filmromanzen und und. Mehr als 50 Titel umfasst die Filmographie des wandlungsfähigen Schauspielers.

1942, ausgerechnet kurz nach seinen ersten Kinoerfolgen, wird der Schauspieler William Holden eingezogen. Als Leutnant leistet er seinen Dienst bei der amerikanischen Luftwaffe ab und sehnt sich mitten in den Kriegswirren vor die Kamera zurück. Doch erst als der Weltkrieg vorüber ist, kehrt Holden nach Hollywood zurück. Vor 100 Jahren, am 17. April 1918, wird der Schauspieler William Holden im US-Bundesstaat Illinois geboren.

Als Sohn eines Chemikers und einer Lehrerin wächst der junge William Franklin Beedle jr. zunächst behütet auf, soll in die Fußstapfen seines Vaters treten und ebenfalls Chemiker werden. Er beginnt Chemie zu studieren, wendet sich aber mehr und mehr der Schauspielerei zu und schließt sich letztlich einer Amateurtheater-Truppe in Pasadena und später dem dortigen Schauspielhaus an.

Bald wird Beedle entdeckt, bekommt von den Studiobossen einen neuen, taffen Namen verpasst: William Holden. Mit winzigen Rollen, meist ohne Sprechanteil, beginnt er seine Karriere. Der Erfolg bleibt zunächst überschaubar. Erst mit *Golden Boy* im Jahr 1939 ändert sich das. Der Spielfilm füllt die Kinosäle und macht Holden weltweit bekannt. Trotz des Durchbruchs in Hollywood kehrt er der Chemie nie ganz den Rücken zu: Auf Drängen seines Vaters studiert Holden auch neben der Schauspielerei weiter, wird 1940 dann sogar in der Naturwissenschaft promoviert.

Dann folgt der Krieg, unterbricht seine Karriere. Als er 1945 zurückkehrt, gelingt es ihm, an seine bisherigen Erfolge anzuknüpfen. Vom romantischen Frauenhelden zum harten Cowboy oder pflichtbewussten Soldaten: Es gibt keine Rolle, in die Holden in diesen Jahren nicht schlüpft. 1953 tritt Holden in *Stalag 17* vor die Kamera, dem ersten amerikanischen Film

nach dem Weltkrieg, der zwar den Krieg zum Thema hat, sich aber nicht um Schlachten und Siege dreht, sondern von Amerikanern in einem Stalag, einem deutschen Kriegsgefangenenlager, erzählt. Für seine Rolle als zynischer Sergeant erhält er sogar den Oscar und hält bei der Preisverleihung die bis dahin kürzeste, wenngleich nicht unbedingt kreativste, Dankesrede: „Thank you“ sagt er und verlässt die Bühne.

Mit *Stalag 17* steigt Holden endgültig in die Reihe der bestverdienenden Hollywood-Stars auf. Immer wieder sind es Filme von Billy Wilder, der auch bei *Stalag 17* Regie führte, in denen er seine größten Rollen hat. So schon 1950 in *Boulevard der Dämmerung* an der Seite von Gloria Swanson, so 1954 mit Humphrey Bogart und Audrey Hepburn in *Sabrina*, so noch 1978 in *Fedora* neben Hildegard Knef. So war er der Mann für tragische Romanzen – und für harte Offiziersrollen, etwa in David Leans siebenfach oscarprämierter *Brücke am Kwai* (1957). Und, klar, Westernheld war er ebenfalls – auch hier in Filmen der bekanntesten Regisseure wie John Ford, Sam Peckinpah, Edward Dmytryk und Blake Edwards.

Seine Gagen investiert der Schauspieler in Radiosender, Elektronik und Hotels. Schon bald ist er nicht mehr auf die Schauspielerei angewiesen und zieht auf eine große Ranch in Kenia. Von seiner Frau und Schauspielkollegin Brenda Marshall trennt er sich in dieser Zeit und lebt mit Stefanie Powers zusammen, die seine Liebe für Kenia teilt.

Früher selbst leidenschaftlicher Großwildjäger engagiert sich der Oscar-Preisträger nun für den Tierschutz und die Kunst und Kultur afrikanischer Stämme. Am 16. November 1981, mit nur 63 Jahren, dann das tragische Ende: In seinem Apartment in Santa Monica wird Holden tot aufgefunden. Unter Alkoholeinfluss war der Schauspieler gestürzt. Vera Katzenberger

Bogart, Hepburn, Holden – Filmszene aus *Sabrina*.



Foto: CC BY-SA 2.0/Flickr

Szenen eines Lebensdramas

Ingmar Bergmann war der Großmeister des europäischen Autorenkinos.

Alfred Hitchcock, Stanley Kubrick, Billy Wilder oder Steven Spielberg; François Truffaut oder Akira Kurosawa? Nicht sie kürten die Filmfestspiele von Cannes 1997 mit der „Palme der Palmen“ zum „besten Filmregisseur aller Zeiten“, sondern ihn: Ingmar Bergmann. Sicher ein unsinniges Ranking – „der beste“? „Aller Zeiten“? Dass aber ausgerechnet ein Autorenfilmer aus der schwedischen Provinz, Regisseur fast durchweg tiefster, existentialistischer Dramen fernab von Action, Romanze und vordergründiger Suspense Weltgeltung erlangte, kann überraschen.

In Uppsala wurde er am 14. Juli 1918 geboren, in der Enge eines bigotten Pastorenhauses wuchs er auf – mit Rohrstock und Arrest wurde er erzogen; eine Atmosphäre, die später viele seiner Filme prägen sollte. Aus der Enge brach er aus durch frühe Lektüre von Strindberg, Ibsen und anderen Dramatikern, durch Kinobesuche mit der Großmutter – und durch eigene Filmversuche schon als Kind mit einem einfachen Kinetographen. Erwachsen geworden studierte er in Stockholm Literaturgeschichte und schrieb selbst Dramen, inszenierte Stücke, wurde schließlich Drehbuchautor für die Svensk Filmindustri. Schwierige Paarbeziehungen thematisierte er in ersten eigenen Filmen ab Mitte der 1940er Jahre. Fünf mal verheiratet und geschieden, in einer langen Beziehung auch mit der von ihm entdeckten Schauspielerinnen Liv Ullmann lebend, mit neun Kindern, hatte Bergmann auch persönlich viel Erfahrung mit komplexen Familienverhältnissen.

Mit *Das Lächeln einer Sommernacht* (1955 in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet) und *Wilde Erdbeeren* (Goldener Bär in Berlin 1957) erlangte er internationalen Ruhm. Zwischenmenschliche Tragödien und immer wieder die Fragen nach der Existenz Gottes und der Herausforderung des Glaubens, des Hineingeworfenseins in unsere eigene Existenz, Verantwortung und Leid prägen weiterhin seine Stoffe in rund 40 Kinofilmen, vielen Fernsehstücken und noch mehr Theaterproduktionen.

Schwere Kost

Mit *Das Schweigen* (1963) und darin enthaltenen expliziten Sexszenen, dann dem Zerrüttungs drama *Szenen einer Ehe* (1973) sorgte er für heftige Debatten, im *Schlangenei* – 1977 in München gedreht – thematisierte er dramatisch die Stimmung in der Endzeit der Weimarer Republik, mit der schwedischen Familiensaga *Fanny und Alexander*, seinem 1982 gedrehten letzten Kinofilm, feierte er ein weiteres Mal internationale Erfolge. „Alles kann geschehen, alles ist möglich und wahrscheinlich. Zeit und Raum existieren nicht“, zitiert darin eine der Protagonistinnen aus Strindbergs *Traumspiel*.

Für Bergmann endeten Zeit und Raum – mindestens in irdischem Maße – am 30. Juni 2007, als er auf der schwedischen Insel Färö starb. So unterschiedliche Regisseure wie Woody Allen, Lars von Trier, Ang Lee und Michael Haneke betrachten ihn als ihr Vorbild.

Markus Behmer

Hochfrequenter Physiker

Ferdinand Braun war ein Pionier des Funkwesens – und ein Wegbereiter des Fernsehens.

In Zeiten der Flachbildschirme dürfte sie vielen kein Begriff mehr sein – die Braunsche Röhre, zentrales Bauteil aller Fernseher, als diese noch nicht digital funktionierten. Mit dem Fernsehen hatte ihr Erfinder, Ferdinand Braun, allerdings noch nichts zu tun. Er war vor allem theoretischer und praktisch-experimenteller Physiker – dessen Entwicklungen insbesondere das Funktelegraphenwesen immens voranbrachten. 1909 wurde er dafür (gemeinsam mit Guglielmo Marconi) mit dem Nobelpreis ausgezeichnet.

Braun, 1850 in Fulda geboren, war ab 1877 Professor erst in Marburg, dann in Straßburg, in Karlsruhe, in Tübingen und wieder in Straßburg. Ab 1897 entwickelte er die später nach ihm benannte Röhre, einen Kathodenstrahl-Oszillographen, in dessen Inneren unter Vakuum-Bedingungen ein Elektronenstrahl horizontal wie vertikal abgelenkt werden kann. Bald

wurde es zu einer Art Allzweck-Instrument der Hochfrequenz-Physik weiterentwickelt. So auch in der Telegraphie. Braun selbst konstruierte einen Empfänger, der die Leistung bisheriger Geräte wesentlich übertraf, dann auch einen Richtfunktensender, mit dem es 1901 erstmals gelang, eine transatlantische Funkverbindung von Cornwall nach Neufundland einzurichten. Auch als Unternehmer war Braun erfolgreich; so brachte er seine Entwicklungen in die 1903 vom ihm mitgegründete Gesellschaft für drahtlose Telegrafie Telefunken ein, die bald die kommerzielle Funk- und Radioentwicklung wesentlich mit bestimmte.

1917 weilte er, um Patentstreitigkeiten klären zu helfen, in New York. Vom Kriegseintritt der USA überrascht, wurde er in Brooklyn interniert, wo er am 20. April 1918 an einem Herzversagen starb.

Markus Behmer



DRUCKEN



VERARBEITEN



VEREDELN



DIGITAL

IHRE DRUCKEREI UNENDLICHE MÖGLICHKEITEN

SAFNER Druck und Verlags GmbH
Mittelgrundstraße 24/28
96170 Priesendorf

Phone +49 9549 9888-0
info@safner-druck.de
www.safner-druck.de

SAFNER
DRUCK UND VERLAGS GMBH

DIE ENTDECKUNG DER KOMMUNIKATIONS-WISSENSCHAFT

100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft



ERIK KOENEN (Hrsg.)
Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, 14
2016, 290 S., 42 Abb., 2 Tab., Broschur,
213 x 142 mm, dt.
ISBN 978-3-86962-236-1 (Print)
ISBN 978-3-86962-237-8 (E-Book)

HERBERT VON HALEM VERLAG
www.halem-verlag.de
twitter.com/halemverlag
facebook.com/halemverlag

100 JAHRE KOMMUNIKATIONS-WISSENSCHAFT IN DEUTSCHLAND

Von einem Spezialfach zur Integrationsdisziplin



MARKUS BEILER / BENJAMIN BIGL (Hrsg.)
Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, 44
2017, 368 S., 35 Abb., 28 Tab., dt.
ISBN 978-3-7445-1141-4 (Print)
ISBN 978-3-7445-1143-8 (E-Book)

BLexKom
BIOGRAFISCHES LEXIKON DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT
blexkom.halemverlag.de

Katholisch, konservativ, korrekt

Anton Betz, Gründungsverleger der *Rheinischen Post*, war ein Mann des aufrechten Gangs.

„Anton Betz war eine der bedeutendsten und einflussreichsten Persönlichkeiten der deutschen Pressegeschichte nach 1945.“ So hebt ein Personenantrag über ihn im „Portal Rheinische Geschichte“ an. Zwar begann seine berufliche Karriere als Journalist, Meriten erlangte er aber vor allem als Verleger. Als die *Rheinische Post* am 2. März 1946 erstmals erschien, war er einer der drei Lizenznehmer. Getreu der Politik der britischen Besatzungsbehörden wurden die Lizenzen an Personen vergeben, die einem weltanschaulichen Lager, einer Partei nahestanden; im Fall der *Rheinischen Post* war das die eben gegründete CDU. Neben Betz wurden Karl Arnold, der dann von 1947 bis 1956 Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen werden sollte, und der Jurist Erich Wenderoth Lizenznehmer der größten Düsseldorfer Zeitung.

Katholisch-konservativ war Betz von Beginn an geprägt. Er stammte, am 23. Februar 1893 in St. Ingbert geboren, aus einer Stahlarbeiterfamilie. Ein Geistlicher entdeckte seine

Begabung, ermöglichte ihm höhere Schulbildung. Nach vier Jahren an der Front studierte Betz Jura; bei dem ultrakonservativen Staatsrechtler Carl Schmitt wurde er 1924 mit einer Studie über die Zentrumspartei promoviert. Neben und nach dem Studium hatte er für saarländische Zeitungen geschrieben, wurde dann Geschäftsführer einer Druckerei. 1930 wurde er Direktor beim Münchner Großverlag Knorr und Hirth, Herausgeber unter anderem der größten bayerischen Tageszeitung, den *Münchner Neuesten Nachrichten*. Im März 1933, als Blatt und Verlag „gleichgeschaltet“ wurden, kam der antifaschistische Katholik acht Monate in Haft. Unter anderem als Anzeigenverkäufer für die *Frankfurter Zeitung* schlug er sich durch die finsternen zwölf Jahre, dann ging's ans Licht: Er wurde Gründungsmitglied der rheinischen CDU, gehörte von 1946 bis 1964 dem Düsseldorfer Stadtrat an, wurde erster Aufsichtsratsvorsitzender der dpa, war von 1963 bis 1967 Präsident des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger. Vor allem aber wirkte er für die *Rheinische Post*, deren Verleger er bis zu seinem Tod am 11. Dezember 1984 blieb. *Markus Behmer*

Weit mehr als nur Frau Ernst

Am 2. Dezember 1893 wurde Louise Straus geboren.

„Lou. Lou. Das klingt gut. Lou. Wie ein Kieselstein.“ So habe der junge Maler Max Ernst zu seiner späteren Frau bei der ersten Begegnung gesagt; so jedenfalls imaginiert es der Schriftsteller Markus Orths in seinem großen, 2017 erschienenen biographischen Roman *Max*. Die Ehe mit Max hielt nicht lange, den Namen behielt sie: Louise „Lou“ Straus-Ernst.

Wie ein Stein im Fluss wurde sie herumgewälzt im Zeitstrom, den wilden Wirbeln der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Passiv aber, ein Spiel der Wellen, das war sie nicht. „...woher kommt diese Unruhe in meinem Blut? Niemand in meiner Familie hat sich ernstlich gegen die Konventionen aufgelehnt – außer mir“, schrieb sie in ihrer 1941 entstandenen Autobiografie *Nomadengut*.

Sie, die Tochter eines Kölner Hutfabrikanten, studierte Kunstgeschichte, leitete 1919 kommissarisch das traditionsreiche Wallraff-Richartz-Museum, stand mit Max Ernst im Zentrum

des Kölner Dada-Kreises, brachte nach der Trennung den gemeinsamen Sohn Hans-Ulrich „Jimmy“ Ernst und sich mit diversen Aushilfstätigkeiten durch, wurde schließlich Journalistin. Vor allem für die *Kölnische* und für die *Vossische Zeitung* schrieb sie zahlreiche Kulturkritiken und Feuilleton-Beiträge.

Im Mai 1933 emigrierte sie nach Paris, schlug sich durch als Museumsführerin, mit Schreibaarbeiten, gelegentlichen Artikeln unter anderem für die *Neue Zürcher Zeitung*. 1940 floh sie weiter nach Südfrankreich, wurde zeitweise interniert. Im Juni 1944 wurde sie schließlich deportiert – nach Auschwitz, in die Gaskammer.

Ein Grab, in dem sie ruht und auf das man in alter jüdischer Tradition einen Kieselstein zur Ehrerbietung legen könnte, gibt es von Louise Straus-Ernst nicht. Nur eine Inschrift auf dem Jüdischen Friedhof in Köln-Bocklemünd – und einen Stolperstein in ihrer Geburtsstadt. *Markus Behmer*



Foto: 1971markus@wikipedia.de/CC-BY-SA-4.0

Vom Bauernsohn zum Diktator

Menschenverachtung, Terror, Macht: Mao Zedong. Der „Große Vorsitzende“ wurde trotz seiner brutalen und gnadenlosen Diktatur zum Teil frenetisch gefeiert. Auch 125 Jahre nach seiner Geburt wird der Personenkult um ihn noch kontrovers behandelt.



Abb.: CC0 Public Domain
Mao Zedong auf einem chinesischen Yuan-Schein.

„Genosse Mao Zedong ist der größte Marxist-Leninist unserer Zeit. In genialer, schöpferischer und allseitiger Weise hat Genosse Mao Zedong den Marxismus-Leninismus als Erbe übernommen, ihn verteidigt und weiterentwickelt.“ – Ein Auszug aus der sogenannten Mao-Bibel, die seit der proletarischen Kulturrevolution in China um 1966 von der Regierung herausgegeben wurde. Die Auflage beträgt etwa eine Milliarde. Die „Bibel“, eine von vielen Mao-Devotionalien, wurde zum Kultobjekt – aber auch zum Zwangsinstrument. Die Lektüre war lange Zeit für jeden Chinesen Pflicht. Wer kontrolliert wurde und das „kleine rote Buch“ nicht mit sich trug, musste mit Züchtigungen und anderen Strafen rechnen.

Mao Zedong (oder auch „Tse-Tung“ nach dem Wade-Giles-System zur phonetischen Umschrift chinesischer Schriftzeichen) wird am 26. Dezember 1893 in Shaoshan in der chinesischen Provinz Hunan geboren und wächst vergleichsweise wohlhabend im damaligen „Armenhaus China“ in einer Bauernfamilie auf. In der Mittelschule beginnt er bereits, sich für Politik zu interessieren. 1918 wird er an der Universität Peking als Hilfsbibliothekar angestellt, wo er Anschluss an kommunistische Kreise findet. Fünf Jahre danach wird Mao bereits in das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Chinas gewählt. Später wird er deren Vorsitzender (1943-1976) und Staatspräsident (1954-1958). Außerdem ist er Namensgeber für die politische Bewegung des „Maoismus“.

Weg vom agrarischen Feudalstaat

Ein Ziel des „Großen Steuermanns“ war es, das Land zu einer industrialisierten kommunistischen Großmacht werden zu lassen. Programme dafür waren unter anderem der „Große Sprung nach vorn“ und die Kulturrevolution. Der „Große Sprung“ (1958-1961) beinhaltete die Umgestaltung der Gesellschaft und der Wirtschaft nach kommunistischen Kriterien. Dörfer wurden zu Volkskommunen zusammengelegt, Privatbesitz beschlagnahmt und die Bauern waren gezwungen,

Stahl herzustellen. Folgen dieser Fehlsteuerung waren akute Hungersnöte mit Schätzungen zufolge etwa 45 Millionen Toten. Maos Antwort auf die bis dato größte Hungerkatastrophe der Menschheit: „Wir müssen mehr Korn produzieren. Wenn dafür die Hälfte der Menschen sterben muss, soll es so sein.“

Die Folgen der Kulturrevolution (1966-1976) trafen vorrangig die gebildete Schicht. Durch eine rigide Umgestaltung in Politik, Kultur und Gesellschaft sollten Oppositionelle beseitigt und eine „Generation von standhaften Kommunisten“ herangezogen werden. Kultur- und Bildungsbetrieb kamen zum Erliegen. Mao schreckte dabei auch vor politischem Massenmord und Folter nicht zurück; nach verschiedenen Schätzungen kamen 1,5 bis 1,8 Millionen Menschen ums Leben, bis zu 30 Millionen wurden politisch verfolgt, rund 100 Millionen Menschen mussten unter der Revolution leiden.

Warum wird Mao Zedong trotz der Gräueltaten verehrt? Für viele war er es, der China vereint und modernisiert hat. Mao wurde in den chinesischen Medien über die Maßen glorifiziert. Anders als in Deutschland, wo es zur Aufarbeitung des NS-Regimes kam, ist die Kommunistische Partei in China damals wie heute an der Macht. Wenn diese nun die Verbrechen des „Großen Vorsitzenden“ eingestehen würde, wäre ihre Legitimationsgrundlage fraglich. So bleibt dieses Kapitel der chinesischen Geschichte ein Tabuthema: Es gibt keine Denkmäler für die Opfer, kein kollektives Erinnern. Am 9. September 1976 starb Mao in Peking. Seine längst zum Albtraum so vieler gewordenen Visionen verrauchten. Die nachfolgende Reform- und Öffnungspolitik stellte eine Abkehr von seinen Prinzipien dar. Trotzdem wird er bis heute als Politiker, Revolutionär und Stratege verehrt. Sein Bildnis findet sich auf Banknoten und am Tor des Himmlischen Friedens in Peking, dem Ort, an dem er 1949 die Volksrepublik China ausrief. Trotz der Kontroversen um seine Person zählt Mao Zedong laut *Time* von 1998 zu einem der 100 wichtigsten Menschen des 20. Jahrhunderts.

Monika Dünninger

Ein „schöner Freund“

George Duroy hat keinerlei Begabung – aber ein großes Talent: Er kann's mit den Frauen. Das soll ihn ganz nach oben bringen, in der Gesellschaft und im Journalismus. In seinem 1885 erschienenen Roman *Bel Ami* zeichnet Guy de Maupassant ein Sittenbild der Décadence.

Sein blendendes Aussehen ist sein einziges Kapital, als George Duroy – Landei, in Nordafrika gedienter Unteroffizier – in die Glitzermetropole Paris kommt. Dort trifft er einen Kameraden, der nun als Journalist arbeitet, trifft vor allem dessen Frau, die – hoch begabt und bestens vernetzt – bald Artikel für George schreibt, mit denen auch er bei der Zeitung reüssiert. Im Anzug macht George gute Figur; Ballsaal, Boudoir und Bett sind bald seine Bühnen. Schreiben kann er nicht. Macht nix – dafür ist er skrupellos.

„Bel Ami“ nennt ihn seine Förderin, und als ihr Mann stirbt, heiraten sie. Doch George, ein schönes Freundchen, hintergeht sie, verspinnt sie in eine Intrige, lässt sich scheiden. Bald hat George, der Mätressenreiche, eine Affäre mit der Frau des Zeitungsverlegers – und er verführt deren Tochter, entführt sie schließlich, erpresst so, dass er sie heiraten kann. Aus George Duroy, dem Bauernsohn, wird Baron George Du Roy de Cantel, aus dem armen Schlucker ein Ehrenmann. Der mit allen Wassern Gewaschene wird in der Eglise La Madeleine mit den Wasser der Seine vom Bischof gesegnet.

Was nach einer Farce klingt, einer Aufsteigerkomödie voll mit Liebesleid und Karrierefreud, ist Weltliteratur. *Bel Ami* ist eine scharfsichtige, eine entlarvende Satire auf die Gesellschaft zu Beginn der Dritten Republik, als nach dem Scheitern der Pariser Kommune das Leid der niederen Stände nichts, Ansehen und Geschäft alles gelten. Eine dekadente Welt des Scheins. Und die Medien, der Journalismus spielen dabei eine Schlüsselrolle, nicht als Instanzen der Information, nicht als Institutionen der Aufklärung, sondern als korrupt-korumpierende Eitelkeitsbestätiger und Strippenzieher; Hebel, die man an der Politik ansetzt zum eigenen Nutzen, zum geschäftlichen Gewinn.

Kontakte? Unverzichtbar!

George ist da der rechte Mann am rechten Platz, der Zeitung *Vie Française*. Ein Einfaltspinsel, der schnell lernt, worauf es ankommt: Nicht um „Wahrheit“ geht es, sondern um Interessen, nicht um Enthüllung, sondern um Effekte und Einfluss. Bald wird er Leiter der Lokalredaktion, dann durch ein Duell Spitzenreporter, schließlich gar Chefredakteur. Gleich zu

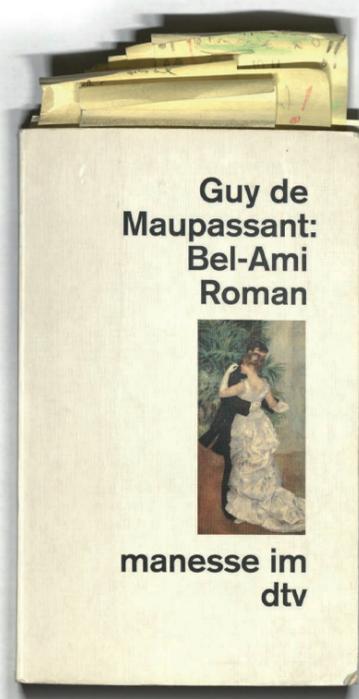
Beginn erfährt er, wie Journalisten arbeiten: Sie wägen „Tagesgeschehnisse [...] mit jenem praktischen Blick und der besonderen Sehweise der Nachrichtenkrämer, der zeilenschindenden Händler menschlicher Komödien, so wie Kaufleute die Gegenstände, die sie der Kundschaft liefern, prüfen, wenden und drehen“. Recherche? Unnötig. Kontakte? Unverzichtbar. Der Pariser Lokalteil ist dabei das „Rückgrat“. „Hier nämlich setzt man Neuigkeiten in Umlauf, verbreitet man Gerüchte, wirkt man auf Publikum und Staatspapiere. Ohne viel Aufhebens muss man zwischen zwei mondänen Gesellschaftsberichten die wesentliche Nachricht einschieben, sie mehr andeuten als aussprechen.

Durch Anspielungen muss man in Frage stellen, was man möchte, es dann solchermaßen dementieren, dass das Gerücht bestätigt wird, oder es so bestätigen, dass niemand die gemeldete Tatsache glaubt.“ Und der Mann an der Spitze, bald George, „unterscheidet, was man sagen und was man verschweigen muss, [...] errät, was beim Publikum wirkt; dazu muss er alles so bringen, dass der Effekt vervielfacht wird“.

Da George aber, sollte er einmal kommentieren, „große Mühe hatte, neue Ideen zu finden, verlegte er sich auf Deklamationen über den Verfall der Sitten, den Mangel an Charakter, die Verkümmernung des Patriotismus und die Anämie des französischen Ehrbegriffs. (Das Wort Anämie, auf das er stolz war, hatte er irgendwo aufgeschnappt.)“

So sagt dann der Bischof bei seiner Trauung über ihn: „Sie gehören zu den Glücklichen der Erde, zu den Reichsten und Angesehensten. Sie Monsieur, der Sie durch Ihr Talent über die anderen hinausgehoben werden, Sie schreiben, Sie lehren, Sie beraten und führen das Volk.“

Weit hat er es gebracht; er wird es noch weit bringen. Georges Blick wendet sich, vorletzter Absatz des Romans, vom Kirchenportikus zum Abgeordnetenhaus. Neben *Bel Ami* hat Guy de Maupassant sechs weitere Romane und rund 260 Novellen verfasst. Am 6. Juli 1893 ist dieser so ungemein produktive Erzähler – gleichzeitig selbst Lebemann, Yachtbesitzer, Freund vieler Frauen – erst 42 Jahre alt und zuletzt geistig umnachtet an den Folgen der Syphilis gestorben. *Markus Behmer*



Der General, der seine Experten machen ließ

Was macht Walter Ulbricht in einem Jubiläumsheft über Medien und Journalismus? Okay: Ulbricht ist Jahrgang 1893. Der 125. Geburtstag am 30. Juni: ein Jubiläum, ohne Zweifel. Aber sonst?

Eine Tischlerlehre in Leipzig, SPD-Mitglied (1912), Soldat und dann Karrierefunktionär, zunächst in der KPD und schließlich in der SED. Der Name Walter Ulbricht steht für die ersten beiden DDR-Jahrzehnte. Ulbricht war von 1950 bis 1971 Parteichef und damit der starke Mann im Land. Aber Medien und Journalismus?

Walter Ulbricht ist hier, dieser Verdacht liegt nahe, Opfer einer Verwechslung geworden. Nach der Wiedervereinigung hat Gunter Holzweißig in einem Standardwerk zur Medienlenkung in der DDR behauptet, Ulbricht sei genau wie sein Nachfolger Erich Honecker nicht nur Generalsekretär gewesen, sondern auch eine Art „General-Chefredakteur“. Die Medien selbst anleiten, von ganz oben sozusagen.

Für Honecker stimmt das ohne Zweifel. In den Akten sind kleinste Meldungen überliefert, von höchster Hand redigiert. Honecker hat Leitartikel geschrieben, jeden Tag mit Joachim Herrmann, seinem Mann für die Agitation, besprochen, was abends in den Fernsehnachrichten erzählt werden soll und wie das *Neue Deutschland* (ND) auszusehen hat. Wenn der Parteichef ins Ausland fuhr (was gar nicht so selten vorkam), schickte das Zentralorgan einen Mann mit, der die Titelseite dabei hatte, immer in der Hoffnung, sich das doch noch absegnen zu lassen. „Honecker war in dieser Hinsicht ein Fanatiker“, schrieb Günter Schabowski, 1978 bis 1985 ND-Chefredakteur. „Er hatte mehrere Hobbies, und ein Hobby war die Zeitung“.

Walter Ulbricht hatte andere Hobbys, Tischtennis zum Beispiel. In der Politik war er ein Mann der Kommissionen. Er setzte auf Sachverstand und Expertise. In den 1950er und 1960er Jahren gab es viele Beratungsgremien (meist auf Geheiß des SED-Chefs gegründet). Eine Agitationskommission hatte die KPD bereits in der Weimarer Republik – eine Struktur, die Ulbricht wieder belebte und die (zumindest formal) bis 1989 fortbestand. Diese Kommission sollte beraten. Punkt. Entschieden

hat der ZK-Sekretär für Agitation – eine Position, die Ulbricht 1955 seinem Vertrauensmann Albert Norden gab, einem KPD-Journalisten, der im US-Exil die „andere Seite“ (die „bürgerliche“ Presse) gesehen hatte. Im Alltag ließ Ulbricht Norden und seine Experten einfach machen. „Wir haben das getan, was zur Befriedigung der obersten Etage nötig war, und hatten sonst völlige Freiheit“, sagte Kommissionsmitglied Arnolf Kriener, beim ND für Landwirtschaft zuständig, in einem Zeitzeugengespräch. Dennoch sei man gut beraten gewesen, *Die Welt*, den *Tagesspiegel*, den *Kurier* und den *Telegraf* regelmäßig zu lesen. Ulbricht „hatte nach dem Krieg festgelegt, dass das die wichtigsten Zeitungen des Klassenfeindes sind. Auch im ND gingen die rum“. Der SED-Chef soll, so Krieners Kollege Werner Mücke, auch nur ein einziges Mal im Zentralorgan gewesen sein – „zu einer Parteiversammlung“. Zwar habe er die Zeitung gelesen „und hier und da auch kritisiert.“ In der Redaktion sei davon aber wenig angekommen.

Die Akten passen in dieses Bild: Ulbricht war natürlich daran beteiligt, loyale Fachleute einzusetzen, mischte sich aber eher selten ein. Das schließt Kritik im Einzelfall nicht aus. Als sich die Agitationskommission am 14. März 1963 neu konstituierte, bestätigte Ulbricht in seiner Rede zwar die eigene Distanz („Ich kenne den Apparat für die Agitation nicht so genau“), ließ aber eine Abrechnung mit dem Status quo des DDR-Journalismus folgen („die Lage ist schlimm“) und Empfehlungen zur Verbesserung der Journalistenausbildung. Zum Schluss hagelte es noch Kritik an einem Fernsehansager, der vor laufender Kamera seine neue (elektronische) Armbanduhr erwähnt hatte: „Hatte er die Genehmigung das zu sagen?“, fragte Ulbricht in die Runde. „Diese Uhr ist momentan noch nicht in der Serienproduktion. Ich kontrolliere das selber. So wichtig ist die Sache“. Man hört ihn förmlich reden, in seinem sächsischen Singsang.

Michael Meyen

Walter Ulbricht spricht 1954 auf dem Karl-Marx-Platz anlässlich der Festivität zum 60-jährigen Bestehen der *Leipziger Volkszeitung*.



Foto: SLUB/Deutsche Fotothek/Rössing, Roger & Rössing, Renate

Zeitschrift mit großer Tragweite

Ein Titel so prägnant wie aussagekräftig: *Die Frau*. Die von Helene Lange gegründete und herausgegebene „Monatsschrift für das gesamte Frauenleben“ wurde zum wichtigsten Blatt der bürgerlichen Frauenbewegung.



Die *Gartenlaube* präsentiert 1894 die Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland, natürlich mit dabei: Helene Lange.

Abb.: *Die Gartenlaube*, Jg. 1894, H. 4, S. 257

Helene Lange wurde 1848 in Oldenburg geboren; als sie sieben ist, stirbt ihre Mutter, neun Jahre darauf auch ihr Vater. So wächst sie als Ziehtochter in einem konservativen Pastorenhaushalt auf, erlebt dort die zeittypische Rollenfestlegung: Der Frau das Haus, den Männern Beruf und Bildung. Doch schon die junge Helene ist geistig unabhängig; sie geht als Hauslehrerin in Stellung, zieht, kaum ist sie volljährig, nach Berlin. Dort beginnt sie eine Lehrerinnenausbildung, arbeitet anschließend an einer privaten höheren Mädchenschule. Gleichzeitig knüpft sie Kontakte zur sich gerade entwickelnden Frauenbewegung.

Zeitschrift als politisches Ausrufezeichen

Mehr Bildungschancen für Frauen, bessere Ausbildungsanstalten – das sind zunächst ihre Kernanliegen. Gemeinsam mit fünf Mitstreiterinnen richtet sie 1887 eine Petition an das Preußische Abgeordnetenhaus, gründet dann 1890 den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein, rückt schließlich 1893 in den Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins ein – und entwickelt für ihn eine eigene Zeitschrift. *Die Frau* nennt sie sie, „Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit“. Gut 50 Jahre lang sollte das Blatt schließlich

erscheinen, von 1893 bis 1944. Die Zeitschrift gründete Lange als Privatperson, wodurch sie niemandem Rechenschaft schuldig war. Niemandem außer der Nachzensor und den selbst auferlegten Grenzen. Letztere entstanden vor allem, weil die Frauenbewegung um 1900 viele divergierende Strömungen umfasste und Lange deswegen genau abwägen musste, wie man was thematisierte.

Aufgrund der Presse- und Vereinsgesetze war Langes Tätigkeit alleine schon wegen des Schreibens ein politisches Ausrufezeichen. Die behandelten Themen taten ihr Übriges. Lange setzte sich, ab 1898 gemeinsam mit ihrer Lebensgefährtin Gertrud Bäumer, weiter für Änderungen im „weiblichen Bildungswesen“ ein – und dafür, dass Frauen besseren Zugang zum Berufsleben finden könnten. Sie wollten öffentlich machen, dass Frauen eine wichtige Rolle für das Kaiserreich und dessen Zusammenhalt spielen konnten – wenn man sie denn ließe. So gingen sie gegen bestehende Vorurteile an und suchten, an den vorherrschenden Verhältnissen zu rütteln.

Gedruckter Feminismus

Ihre Monatsschrift sollte als Kommunikationsblatt und Kampfblatt für die Zielsetzungen der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegungen fungieren und so die Bewegung weiter voranbringen. Jede Nummer umfasste rund 60 Seiten. Der Einzelpreis betrug 1,50 Mark und war damit relativ hoch. Zum Vergleich: Ein Kilo Roggenbrot kostete um die Wende zum 20. Jahrhundert 23 Pfennig. Auch wenn die Auflage nie 8.000 Stück überstieg, ist anzunehmen, dass die Reichweite deutlich höher war.

Die Zielgruppe war klar benannt: Man wendete sich an Frauen der „gebildeten und wohlhabenden [Schicht], um den Frauen in dieser Umbruchzeit Richtlinien [zu] weisen“, formulierte Lange. Aber man bot den Leserinnen auch unterhaltenden Lesestoff: Erzählungen und Lyrik.

Helene Lange starb 1930 in Berlin. Gertrud Bäumer konnte die Zeitschrift noch bis weit in den Zweiten Weltkrieg hinein herausbringen, inhaltlich freilich längst „gleichgeschaltet“ vom nationalsozialistischen Unterdrückungsapparat.

„Wenn das Endziel der Frauenbewegung einmal erreicht ist“, hatte Helene Lange einst gehofft, „so wird es kein führendes Geschlecht mehr geben, sondern nur noch führende Persönlichkeiten.“ Ihre *Frau* war dafür eine Wegbereiterin, sie selbst eine Führungspersönlichkeit. *Alena Weigand, Markus Behmer*

Foto: Library of Congress



Martini und Menschenrechte

Am 22. August 1893 wurde die Publizistin und Poetin Dorothy Parker geboren.

„Sie war mal arm, mal reich, mal glücklich, mal verzweifelt“, schrieb lakonisch Philipp Haibach anlässlich ihres 50. Todestags in der *Welt*. Sie trank sehr viel, hatte viele Affären, heiratete dreimal, versuchte viermal, sich umzubringen, könnte man ergänzen – Äußerlichkeiten eines bewegten Lebens. Und sie schrieb. Gedichte vor allem, sehr pointierte Verse wie „Men seldom make passes / At girls who wear glasses“ (selbst trug sie, obwohl kurzsichtig, nur zum Lesen eine Brille). Unter dem Titel *Mrs. Parker and her Vicious Circle* wurde ihr Leben 1994 verfilmt – mit Jennifer Jason Leigh in der Titelrolle. Und ihre erste deutsche Biographie (von Michaela Karl, 2011 erschienen) ist mit einem Zitat von ihr überschrieben: *Noch ein Martini und ich lieg unterm Gastgeber*. Doch Dorothy Parker war weit mehr als eine scharfzüngige Skandalnudel. Schön und gestreich, böse und treffend waren ihre journalistischen Arbeiten, „wry and dry, antic and offbeat“ war ihr Humor, wie in ihrem Nachruf in der *New York Times* festgestellt wird, schnoddrig und zugleich melancholisch viele ihrer Verse. In Kurzgeschichten, die vor allem im *The New Yorker* erschienen, thematisierte sie auch

Frauenrechte, soziale Missstände und die Unterdrückung von Minderheiten – und sie engagierte sich politisch, stand der sozialistischen Bewegung nahe.

Mit Literaturkritiken, Theaterbesprechungen und Versen hat sie ihre Karriere begonnen, bei *Vanity Fair* bekam sie 1918 ihre erste feste Anstellung, wurde aber bald wieder entlassen, weil ihr Sarkasmus zu scharf erschien. In Hollywood schrieb sie für Metro-Goldwyn Mayer Drehbücher, wurde für ihr Script zu *A Star is Born* 1937 sogar für den Oscar nominiert und sie gehörte 1936 zu den Gründungsmitgliedern der Hollywood Anti Nazi League; mit Hemingway war sie befreundet, im Spanischen Bürgerkrieg arbeitete sie als Korrespondentin. Als sie am 7. Juni 1967 starb, hatte sie ihren Nachlass Martin Luther King und seiner Bürgerrechtsorganisation vermacht.

Seit 1999 bemüht sich die Dorothy Parker Society in New York um ihr Andenken. „To have as much fun as possible“ ist eines ihrer Anliegen – kein schlechter Vorsatz, um der oft unglücklichen Lebefrau und großen Autorin zu gedenken.

Markus Behmer

Chronist des Grauens

Edlef Köppen schrieb einen der bedeutendsten Kriegsromane.

„Es ist Nacht geworden. Der Kampf geht weiter.“ Und: „Neue Fliegenscharen werfen Kettenbomben ab. Bomben, die eine hundertfache Explosion erzeugen, tausendfach töten und zerreißen und töten. Laufen, laufen, laufen.“ In knappem Stil beschreibt Edlef Köppen das fast Unbeschreibliche. Sein *Heeresbericht* ist einer der eindringlichsten Romane über den Ersten Weltkrieg. Eng autobiographisch beschreibt er die Erfahrungen des Kriegsfreiwilligen Adolf Reisinger; viele Dokumente sind eingestreut: offizielle Verlautbarungen, Befehle, Feldpostbriefe, Auszüge eben aus dem amtlichen Heeresbericht, Zeitungsberichte, Zitate aus Feldpredigten. Das Grauen wird in seiner amtlichen Abstraktion gezeigt – und bekommt ein Gesicht; der ganz normale Wahnsinn an der Front wird bedrückend, erschütternd, gleichzeitig nüchtern erfassbar.

Erschienen ist der *Heeresbericht* 1930, zum Höhepunkt der durch Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* mit ausgelösten Kriegsromanwelle. 1933 wird er von den Nazis verbrannt – und erst 1976 neu aufgelegt.

Köppen, am 1. März 1893 in Genthin nahe der Elbe geboren, war selbst Kriegsfreiwilliger, war selbst vier Jahre an der Front, wurde schwerst verwundet, weigerte sich 1918 weiterzukämpfen, wurde in die Psychiatrie zwangseingewiesen. Nach dem Krieg studiert er Germanistik. Er wird Verlagslektor, gründet einen eigenen Verlag, wird schließlich ein Rundfunkmann

fast der ersten Stunde: 1925 wird er literarischer Mitarbeiter der Funk-Stunde Berlin, 1929 dann Leiter der literarischen Abteilung.

Nach der NS-„Machtergreifung“ wird er umgehend entlassen. Beim Film kommt Köppen unter, wird 1936 sogar Chefdratur der Tobis Europa Film AG, bleibt aber politisch unangepasst. Am 21. Februar 1939 stirbt er an Spätfolgen seiner Kriegsverletzungen.

„Da Reisinger, wie man ihn findet und zum Generalkommando führt, erklärt, daß er den Krieg für das größte aller Verbrechen hält, verhaftet man ihn und sperrt ihn ins Irrenhaus.“ So endet Köppens Alter Ego im Roman, dann kommt noch eine Nachschrift: „Es fielen in den Jahren 14 bis 18: Einemillionachtundertundachttausendfünfhundertundfünfundvierzig Deutsche, Einemilliondreihundertvierundfünfzigtausend Franzosen, Neunhundertachttausenddreihundertundeinundsiebzig Engländer, Sechshunderttausend Italiener, Einhundertundfünfzehntausend Belgier, Einhundertneunundfünfzigtausend Rumänen, Sechshundertneunzigtausend Serben, Fünfundsechzigtausend Bulgaren, Zweimillionenfünfhunderttausend Russen und Polen, Fünfundfünfzigtausendsechshundertachtzehn Amerikaner. Zusammen: Achtmillionenzweihundertfünfundfünfzigtausendfünfhundertvierunddreißig Menschen.“

Markus Behmer

Unionist der festen Hand

Presse, PR, Roman – Erik Reger reüssierte auf vielen Feldern.

„Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!“ Bert Brechts Gedichtzeile, gerichtet 1939 „An die Nachgeborenen“, gilt auch für ihn. Unruhige Zeiten, finstere Zeiten, die er in seinen Werken – als Publizist wie als Romanautor – zu beschreiben, zu deuten, auch zu ändern suchte.

Als Hermann Danneberger wurde er am 8. September 1893 im rheinischen Bendorf geboren, unter dem Pseudonym Erik Reger publizierte er zeitlebens und Erik Reger steht auch auf dem Ehrengrab des am 10. Mai 1954 Gestorbenen im Berliner Waldfriedhof Zehlendorf. Frontsoldat wurde er 1916, englischer Kriegsgefangener 1917; zwei Jahre später nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Referent für Öffentlichkeitsarbeit im Statistischen Büro der Krupp AG. Ab 1925 leitete er die Firmenzeitschrift, schrieb gleichzeitig für diverse Zeitungen. 1927 gründete er dann eine eigene Zeitschrift, den *Westdeutschen Scheinwerfer*, in dem er sich sehr kritisch mit gegenwärtiger Kultur, Wirtschaft und vor allem Kommunalpolitik

befasste. Hauptsächlich aber schrieb er nun an einem Roman, der ihn, 1931 erschienen, berühmt machen sollte: *Union der festen Hand* gilt, so sein Eintrag in der Deutschen Biographie, als „bedeutendster dt.sprachiger Industrieroman des 20. Jh.“ Dargestellt ist – in der Tradition der Neuen Sachlichkeit – die Entwicklung der Schwerindustrie und zugleich die Geschichte des Ruhrgebiets zwischen 1918 und 1930, klassenkämpferisch, kritisch, konkret. Wie Köppens *Heeresbericht* (siehe oben) flog der Roman 1933 auf den Scheiterhaufen.

Reger floh mit seiner Familie in die Schweiz, kehrte aber 1936 zurück „ins Reich“. Er stellte sich unter, arbeitete wieder in einer Werbeabteilung, als Lektor im Ullstein-Verlag, schrieb historische Romane und Erzählungen. Dann kam die Besetzung Berlins, die Befreiung. Erik Reger wurde von den amerikanischen Besatzungsbehörden gemeinsam mit drei anderen als Lizenznehmern für den *Tagesspiegel* erwählt; so wurde er Herausgeber – und gleichzeitig Chefredakteur – der bald

wichtigsten Westberliner Zeitung. „rerum cognoscere causas“ steht lateinisch im Kopf des Blattes: Den Dingen auf den Grund gehen. Aufklärungsjournalismus wollte Reger betreiben – und am publizistischen Meinungskampf mitwirken. In wöchentlichen großen Leitartikeln und einer Vielzahl weiterer Beiträge setzte er sich vehement für die Westbindung ein und schrieb an gegen die Zwangskollektivierung im Osten, bald gegen den Kommunismus allgemein. „Alles, was wir

als deutsche Patrioten in diesem prekären Augenblick zu tun hätten“, so sah er 1945 die „Verantwortung des Weltbürgers“, sei „unsere Zukunft als mit der Zukunft der Welt identisch zu empfinden“. Und im letzten Satz des schmalen Buches *Vom künftigen Deutschland*, in dem er 1947 viele seiner *Tagesspiegel*-Texte als „Beiträge zur geistigen Erneuerung“ publizierte, appellierte er an seine Zeitgenossen: „Habt den Mut, ohne Angst zu leben – dann seid ihr frei!“

Markus Behmer

Spitzers spitze Feder

Daniel Spitzer, vor 125 Jahren gestorben, war ein Meister des satirischen Feuilletons.

„Der Journalist ist ja endlich, obwohl es von vielen bezweifelt wird, auch ein Mensch.“ Mit Journalisten kannte sich der 1835 in Wien Geborene aus, obwohl er eigentlich Jurist war – und mit Menschen ohnehin, war er doch Humanist.

Schon als Gymnasiast hatte Daniel Spitzer in den Münchner *Fliegenden Blättern* und im Berliner *Kladderdatsch* erste humoristische Texte unterbringen können, dann in einigen Journalen der K.u.K.-Monarchie. Berühmt wurde er als Flaneur: Sechs Sammlungen seiner *Wiener Spaziergänge* sind zwischen 1869 und 1886 in Buchform erschienen. Erstveröffentlicht wurden sie alle in verschiedenen Wiener Tageszeitungen, vor allem in der *Presse*, dann in der *Neuen Freien Presse*. Wöchentliche

Kolumnen waren es, in denen Spitzer das gesellschaftliche, kulturelle und politische Leben in der Donaumetropole satirisch erfasste, Typen karikierend aufspießte, Beobachtungen auch in Aphorismenform zuspitzte. Plaudereien, leicht im Ton, doch mit stilistischer Perfektion.

Am 11. Januar 1893 ist Daniel Spitzer gestorben. „Wenn die Wiener Journalistik auf eine Erinnerung stolz zu sein hätte“, schrieb Karl Kraus 1906 über ihn in seiner *Fackel*, „so wäre es die an Daniel Spitzer.“ Kritiker hätten ihm, so Kraus, hingegen – zu Unrecht – vorgehalten, „nur eine Beziehung zu Leben und Kunst gekannt“ zu haben, „nämlich die Möglichkeit, einen Witz zu machen“.

Markus Behmer



Abb.: Friedrich Graetz

Am Anfang stand ein Guckkasten

1893 wurden spätere Stars wie Harold Lloyd, Lilian Gish und Heinrich George geboren. Im selben Jahr werden mit der öffentlichen Vorstellung des Kinetoskops und der Gründung des ersten Filmstudios in den USA Grundsteine des modernen Kinos gelegt.



Harold Lloyd mit seiner Kollegin Mildred Davis für die Komödie *A Sailor Made Man* (1920). Mit seinen 47 Minuten war der Streifen doppelt so lange wie ursprünglich angedacht und fand Platz auf vier statt zwei Filmrollen. Foto: Orange County Archives/CC BY 2.0/Wikimedia

Das in Edisons Werkstatt mit W. K. Laurie Dickson entwickelte und bereits zwei Jahre zuvor zum Patent angemeldete Kinetoskop wird im Jahr 1893 auf der 14. Weltausstellung in Chicago erstmals der breiten Öffentlichkeit vorgestellt. Während in Frankreich die Gebrüder Lumière mit einem ähnlichen Gerät experimentieren, sucht Thomas A. Edison in den USA einen Weg, das echte Leben abzubilden und ihm eine Seele zu geben. Edison, eher Geschäftsmann als Filmemacher, gründet in New Jersey das Black-Maria-Studio. 1893 wurde hier der Produktionsbetrieb aufgenommen. 1901 verlagerte Edison die Produktion nach New York.

Das Filmstudio war Vorläufer und Prototyp der sich ab 1910 entwickelnden Traumfabrik Hollywood. Denn auf der noch weißen Leinwand der Filmindustrie entwickelt Edison Geschäftsmodelle wie Patent Pooling (vielfacher, taktischer Ankauf von Patenten) und Cross Licensing (Absprache bei Lizenznutzungsrechten mit Dritten), welche zur Grundierung Hollywoods werden sollten und ihm eine frühe Vormachtstellung sicherten. Untermauert wurde diese Entwicklung von der Gründung des Motion Picture Trust, dem ersten Kartell Hollywoods, und bis 1915 hatte sich eine kommerzielle Industrie etabliert.

Aus den kleinen Schaukästen des Kinetoskops, deren Filmen selten länger als eine Minute waren, entwickelten sich

bis in die 1920er Kinopaläste und die Filmindustrie, die an der amerikanischen Ostküste einen ihrer bescheidenen Ausgangspunkte hatte, fand ihr glamouröses Zentrum 5.000 Kilometer weiter westlich in dem Vorort von Los Angeles. Doch nicht nur die Einführung des Kinetoskops, gefolgt von der Studiogründung, machen das Jahr 1893 zu einem markanten Jahr für die Entwicklung des Kinos und des Films. Sieben Männer und eine Frau, die die Entwicklung des Mediums prägten und bereicherten, wurden vor 125 Jahren geboren:

Harold Lloyd, 20.04.1893 – 08.03.1971, Schauspieler

Harold Lloyd war ein „Lande“, ein Hinterwäldler aus Nebraska. Mit einem Wandertheater kommt er nach Los Angeles – und zu einer Statistenrolle bei Edisons Filmkompanie. Rasch wird er zum Star und traf mit seiner Kultrolle als karrieresüchtiger, optimistischer Kleinstädter in der Großstadt den Geschmack seiner Landsleute. Strohhut und die kreisrunde Brille werden zu seinem Markenzeichen. Gemeinsam mit Charlie Chaplin und Buster Keaton formt er die Spitze des komischen Kinos des frühen 20. Jahrhunderts. Anders als viele seiner Kolleginnen und Kollegen schafft Lloyd den Sprung in den Tonfilm. Sein wohl bekanntester Auftritt bleibt aber die Uhrzeigerszene im Stummfilm *Ausgerechnet Wolkenkratzer*

(1923). Neben einer Vielzahl an Filmklassikern hinterlässt Lloyd der Filmwelt als Mitbegründer der Academy of Motion Picture Arts and Science zudem die jährliche Oscar Verleihung, die 2018 zum 90. Mal stattfindet.

Alexander Korda, 16.09.1893 – 23.01.1956, Regisseur und Produzent

Pusztatúrpszó – fast unausprechlich ist sein ungarischer Geburtsort, in London ist er gestorben. Dazwischen lag eine turbulente Karriere. Mit 24 hatte er bereits 20 Kurzfilme gedreht und eine eigene Filmgesellschaft gegründet. Anfang der 1920er Jahre ging er nach Wien, drehte dort unter anderem das monumentale Bibelespos *Samson und Delila* (1922). Weiter ging es nach Berlin, wo er mit Marlene Dietrich zusammenarbeitete, dann für ein kurzes Intermezzo nach Hollywood. Zurück in Europa begründete er 1932 in London die Denham Film Studios. Autoren wie Carl Zuckmayer und Graham Greene schrieben Drehbücher für Korda, Stars wie Laurence Olivier und Vivien Leigh hatten frühe Rollen in seinen Filmen und er produzierte Filmklassiker wie den *Dieb von Bagdad* oder *Der Dritte Mann*. So stieg Alexander Korda auf zum „englischen Filmkönig“, zu dem ihn der *Spiegel* 1952 adelte

Conrad Veidt, 22.01.1893 – 03.04.1943, Schauspieler

Er war der dämonische Doktor in Robert Wienes grell-expressionistischen Meisterwerk *Das Kabinett des Dr. Caligari* (1920) und er gab Humphrey Bogarts Nazi-Gegenspieler Major Heinrich Strasser in *Casablanca* (1942) Gesicht und schnarrende Stimme. Mit seiner Rolle im Film *Anders als die Andere* (1919) trat Veidt offen für die Rechte von Homosexuelle ein – der Film wurde unter den Nazis verboten und weitestgehend zerstört. Noch in Deutschland wurde er zum Stummfilm-Weltstar. 1933 heiratete er die Jüdin Ilona Prager und emigrierte mit ihr nach England. Dort und ab 1940 in Hollywood konnte er seine Karriere in Filmen wie *The Spy in Black* (1939) oder Alexander

Kordas *Der Dieb von Bagdad* (1940) fortsetzen. Weit mehr als hundert Rollen hat er gespielt, meist waren es Schurken, oft Nazis – vor denen er aus seiner Heimat geflohen war. Kollegen wie Michael Powell erinnerten sich an Conrad Veidt als einen der eindrucksvollsten Schauspieler seiner Zeit.

Heinrich George 09.10.1893 – 25.09.1946, Schauspieler und Intendant

Der bullige Mann war ein Schauspiel-Titan auf den Bühnen der Weimarer Republik, spielte bei Bert Brecht und Erwin Piscator, heute ist er aber den meisten wohl allenfalls als Vater von Götz George bekannt – und durch seine Rolle in dem national-sozialistischen Hetzfilm *Jud Süß*. Vor 1933 links engagiert, wurde er anfangs im „Dritten Reich“ vom Schauspielbetrieb ausgeschlossen und musste sich durch die Übernahme verschiedener propagandistischer Rollen „freispieln“. Gleichzeitig stellte er als Intendant am Schiller-Theater in Berlin wiederholt dem Regime unerwünschte Künstler ein, denen er oftmals bald wieder kündigen musste. Nach der Befreiung wurde der Star des NS-Films von den sowjetischen Besatzern inhaftiert und verstarb schließlich in Haft an den Folgen einer Blinddarmentzündung.

William (Wilhelm) Dieterle, 15.07.1893 – 09.12.1972, Schauspieler und Regisseur

Der in Ludwigshafen geborene Dieterle drehte in Deutschland rund 50 Filme als Schauspieler und übernahm ab 1923 erste Regiearbeiten. So wurde Hollywood auf ihn aufmerksam. Im Studio der Warner Brothers wurde er ab den 1930er Jahren zu einer prägenden Figur des zeitgenössischen Kinos – mit Dramen wie *Der Glöckner von Notre-Dame* (1939), den jeweils mit drei Oscars ausgezeichneten Filmbiografien *Louis Pasteur* (1936) und *Das Leben des Emile Zola* (1937). In 87 Filmen führte er Regie, zuletzt immer wieder für das deutsche Fernsehen. Gestorben ist er im oberbayerischen Otterbrunn.



Szene aus Robert Wienes *Das Kabinett des Dr. Caligari* mit Conrad Veidt.

Foto: Los Angeles County Museum



**Lilian Gish 14.10.1893 – 27.02.1993,
Schauspielerin**

Lilian Gish erkannte als eine der ersten den Unterschied zwischen theaterbezogenem Schauspiel und dem Schauspiel vor einer Kamera; ihr Talent machte sie auch über den Tod hinaus berühmt. Sie wirkte in über 75 Jahren an zahlreichen Filmen mit – so schon 1915 in einer der Hauptrollen in David W. Griffiths Monumentalfilm *Die Geburt einer Nation* und noch 1987 neben Bette Davies in *Wale im August*. Die oftmals mit Unschuld assoziierte Schauspielerin erhält 1971 einen Ehrenoscar. Sie stirbt 1993 im Alter von 99 in New York.

**Edward G. Robinson, 12.12.1893 – 26.01.1973,
Schauspieler**

Als *Little Caesar* wurde Edward G. Robinsons 1931 berühmt; klein war er, doch als Schauspieler ein ganz großer. Als Zehnjähriger kam er mit seiner Familie auf der Flucht vor dem sich in Europa ausbreitenden Antisemitismus aus Rumänien in die USA. In den 30ern wechselte er vom Theater zum Film nach Hollywood.

Geprägt von den Ereignissen seiner Kindheit und schockiert von den Vorgängen in Europa trat der von der Filmbranche ins Leben gerufenen Hollywood Anti Nazi League for the Defense of American Democracy (1938) und engagierte sich in verschiedenen wohltätigen und politisch-antifaschistischen Gruppen. Im Laufe seines Lebens spielte Robinson in über hundert Filmen und prägte das Genre des Gangsterfilms, etwa in John Fords *The Whole Town's talking* (1935).

Robinson wurde einige Wochen nach seinem Tod im Januar 1973 mit einem Ehrenoscar ausgezeichnet. Das American Film Institute listet ihn noch heute auf Platz 24 der 50 wichtigsten amerikanischen Filmlegenden. Dem Publikum bleibt der vor allem durch seine Rollen als Jonny Rocco in *Gangster in Key Largo* (1948) und eben als Rico Bandello, dem „kleinen Cäsar“, in Erinnerung. Ein Gangster halt – und ein guter Mensch.

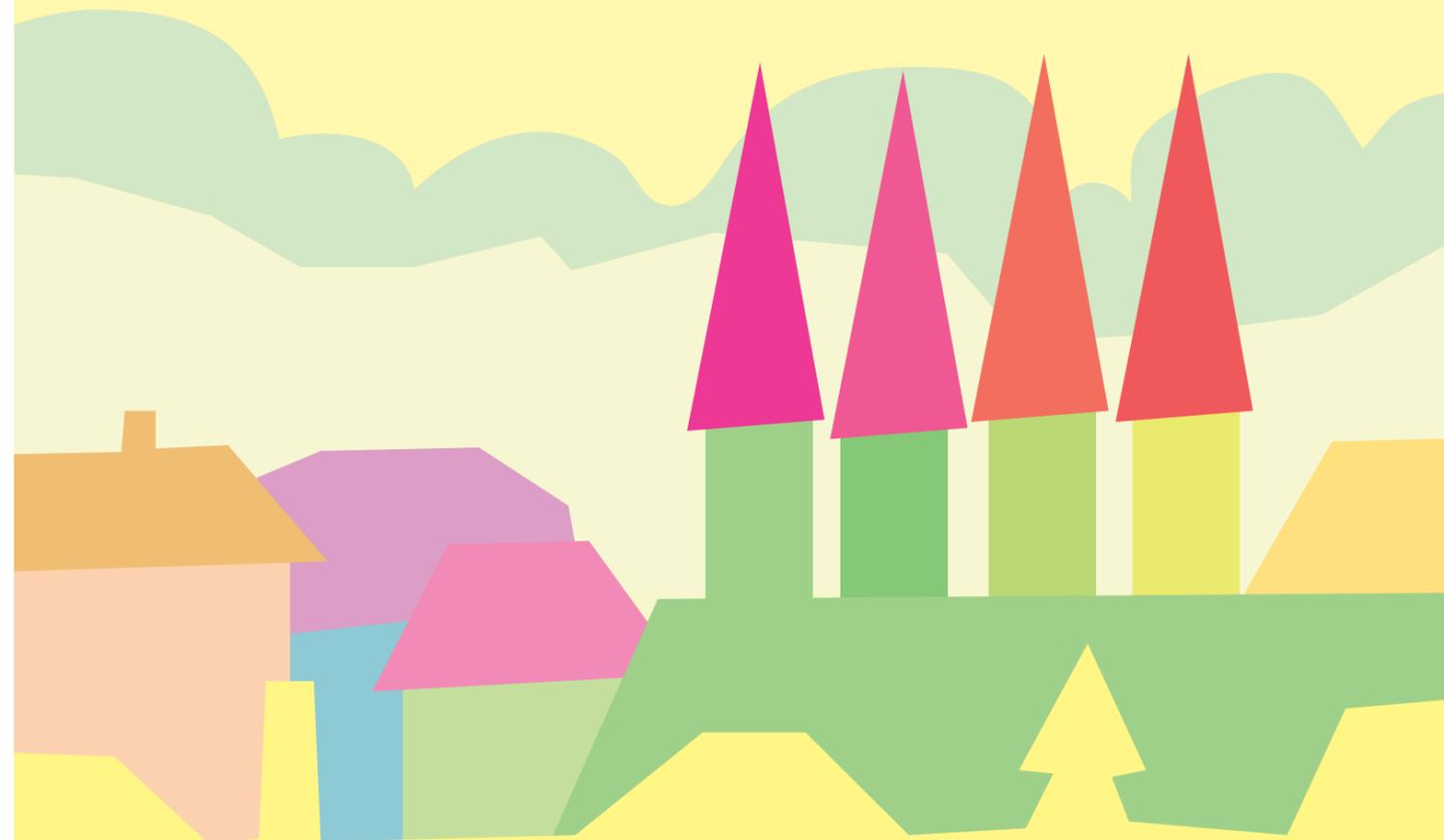
**Eugen Schüfftan, 21.07.1893 – 06.09.1977,
Kameramann und Erfinder**

Eugen Schüfftan prägte den Film seiner Zeit nicht nur als Kameramann, sondern er entwickelte gemeinsam mit Ernst Kunstmann das „Einspiegelungsverfahren“ (Schüfftan-Verfahren), eine frühe Form der Special Effects. Durch komplexe Anordnung von Kameras und Spiegeln konnten Miniaturkulissen vergrößert werden und direkt mit den Schauspielern abgefilmt werden.

Das Verfahren etablierte sich mit Fritz Langs *Nibelungen-Epos* (1924) und wurde auch in *Metropolis* (1927) eingesetzt. Nach der Machtübernahme der Nazis nach Frankreich emigriert, vertrieb ihn das sich ausdehnende „Dritte Reich“ wie so viele andere später in die USA. 1962 wurde er für seine Arbeit als Kameramann des Spielerepos' *Haie der Großstadt* mit einem Oscar ausgezeichnet.

Louise Zenker

BAMBERG MIT ANDEREN AUGEN SEHEN.



P T I K
in der Austraße

96047 BAMBERG TEL 0951 / 20 81 500

Träumer im Tollhaus

Ernst Toller war Sozialist, Pazifist, humanitärer Aktivist. Als Autor expressionistischer Dramen wurde er in der Weimarer Republik berühmt. Auf Vernunft, auf Solidarität hoffte er – an den Zeitumständen verzweifelte er.

„... wenn mich einer fragte, wohin ich gehöre, ich würde antworten: eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist die Erde, die Welt mein Vaterland“, so schreibt Ernst Toller gegen Ende seines autobiographischen Berichts *Eine Jugend in Deutschland*.

Ja, er war ein Idealist, ein Herzenssozialist. Einer, der die Zeit, die er durchlebte und durchlitt, nicht verstand, an vorgeblichen Sachzwängen und „Realpolitikern, die taub waren für die Magie des Wortes, blind für die Macht der Idee, stumm vor der Kraft des Geistes“, zweifelte, an Gegebenheiten, in denen „Barbarei triumphiert, Nationalismus und Rassenhaß und Staatsvergottung [...] die Augen, die Sinne, die Herzen“ blenden, verzweifelte.

Vielleicht war er einer der Träumer, als die Volker Weidemann in seiner jüngst erschienenen Kompilation *Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen* ihn und seine Mitrevolutionäre aus den Zeiten der Münchner Räterepublik mit viel Empathie, mit Sympathie charakterisierte. In jedem Fall war er ein großer Künstler, ein Dichter. Sein *Schwalbenbuch*, verfasst in der Zeit, als er als „Hochverräter“ aufgrund seiner Mitwirkung eben an der Räterepublik in Festungshaft saß, Verse um ein Schwalbenpaar, das in seiner Zelle nistete, ist ein anrührendes Dokument, ein unpolitisches Buch – und doch ein politisches Manifest für Menschlichkeit. „Ich bin dreißig Jahre. Mein Haar wird grau. Ich bin nicht müde.“ So endet es. So endet auch die zehn Jahre später, 1933, geschriebene *Jugend in Deutschland*.

Das *Schwalbenbuch* flog auf den Scheiterhaufen der nationalsozialistischen Bücherverbrennung im Mai 1933, ebenso alle seine Theaterstücke, für die er in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre berühmt geworden war und die auf den deutschen Bühnen zu den meist gespielten Stücken gehört hatten: *Masse Mensch*, *Hinkemann*, *Die Maschinenstürmer*, *Hoppla, wir leben!*, die er größtenteils auch in seiner Festungszelle geschrieben hatte, Schlüsselstücke, Meisterwerke des Expressionismus. 1933, als seine Werke brannten, war Toller schon im Exil, schrieb er an der *Jugend*. In seiner eigenen Jugend leidet der am 1. Dezember 1893 im (damals preußischen) Samotschin



Foto: National Library of Israel/CC BY 3.0/Wikimedia

bei Posen Geborene am Antisemitismus seiner Umwelt, am Militarismus in der Schulausbildung, sammelt gleichwohl in seiner Kindheit Kaiserbilder, wünscht in der Marokkokrise den Krieg herbei – „der Friede ist eine faule und der Krieg eine große Zeit, sagen die Professoren, wir sehnen uns nach Abenteuern, vielleicht werden uns die letzten Schuljahre erlassen, und wir sind morgen in Uniform, das wird ein Leben“. So meldet er sich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger. Er kämpft vor Verdun, wird Unteroffizier; das ist ein Leben ... 1916 bricht er psychisch und physisch zusammen, wird kriegsuntauglich, wandelt sich zum Pazifisten, studiert nun in München vor allem Literaturwissenschaft. Er lernt Max Weber, Thomas Mann, Rainer Maria Rilke kennen – und Kurt Eisner. Im Februar 1918 ist er einer der Wortführer im Munitionsarbeiterstreik, wird verhaftet, vorübergehend in die Psychiatrie eingeliefert.

Dann kommt der November, kommt die Revolution, seine große Zeit. Toller, im Dezember erst 25, wird stellvertretender Vorsitzender des Zentralrats der Bayerischen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte und nach Eisners Ermordung Ende Februar 1919 Vorsitzender der bayerischen USPD. Am 7. April ruft er gemeinsam mit Gustav Landauer, Erich Mühsam und anderen vor allem Anarchisten die Räterepublik Bayern aus. Er wird Vorsitzender des Zentralrats, formal der erste Mann im Staat, der allerdings kaum über München hinaus Macht hat –

und diese auch nur sechs Tage behält, dann übernehmen die Kommunisten die Räterepublik. Toller wirkt noch mit, versucht – er, der Pazifist – bei Dachau eine Verteidigungsfront gegen die anrückenden „Weißen Truppen“ aufzubauen. Nach der Einnahme Münchens durch Freikorps und Truppen der Berliner Reichsregierung, die die nach Bamberg migrierte Alternativregierung der bayerischen Mehrheitssozialdemokraten unterstützt, kann sich Toller einige Wochen verstecken, entgeht so der fast sicheren sofortigen Ermordung oder Hinrichtung. Als er dann doch gefunden und verhaftet wird, wird er zu fünfjähriger Festungshaft verurteilt. Hier wird aus Toller, dem politischen Aktivist, Toller, der Dichter. 1924 freigelassen und aus Bayern ausgewiesen, geht er nach Berlin, reüssiert mit seinen Stücken auf den Bühnen vor allem der Hauptstadt.

Nach dem Hochverratsprozess

(Zeichnung von E. Thöny)



„Hast as scho g'heert, Schorsche, der Toller is mit fünf Jahr Festung davo'kemma, weil er an Ethos dabeig'habt hat?“ – „An Ethos? An solchene mecht i aa. Wo kannst denn oan mitgeh' lassa?“ – „Rindviech, du hirrissigs, den kannst doch bloß kafa, dös is doch das nämli als wie an Alibi!“

Abb.: *Simplicissmus* 24. Jg., Nr. 19 vom 05.08.1919, S. 248, Zeichnung von Eduard Thöny

1932 hält er sich länger zunächst in Amsterdam, dann in Zürich auf, wo er auch am 30. Januar 1933, am Tag der „Macht ergreifung“ ist. Er bleibt im Ausland, steht bald auf der ersten Ausbürgerungsliste der Nazis. Die Leidenszeit des Exils beginnt. Mit der Schauspielerin Christiane Grautoff, die er 1935 heiratet, geht er nach London, dann in die USA. Unermüdlich hält er Vorträge gegen den Faschismus, doch wird er mehr und mehr von Depressionen geplagt, verzweifelt er an der Zeit, der Trägheit der demokratischen Führer, der scheinbaren Aussichtslosigkeit, den Faschismus zu bezwingen. Am 22. Mai 1939 nimmt er sich in einem New York Hotelzimmer

das Leben. „Hatten die Menschen gelernt aus Opfern und Leiden, aus Niederbruch und Verhängnis, aus dem Triumph des Gegners und der Verzweiflung des Volkes, hatten sie Sinn und Mahnung und Verpflichtung jener Zeiten begriffen?“ So hatte er schon 1933 eingangs der *Jugend in Deutschland* geschrieben: „Nein, in fünfzehn Jahren haben sie nichts gelernt, alles vergessen und nicht gelernt. Wieder haben sie versagt, wieder sind sie gestrandet, wurden gestäubt und geschunden. [...] Viele haben gewarnt, seit Jahren gewarnt. Daß unsere Stimmen verhallen, ist unsere Schuld, unsere größte Schuld.“

Markus Behmer

Philhellene und Verseschreiber

Am 29. Februar 1868 starb König Ludwig I. von Bayern im Alter von 81 Jahren im französischen Nizza in einer Villa, die er für den Winter gemietet hatte.

Damit endet ein ereignisreiches Leben, in dessen Verlauf sich das Gesicht „seiner“ Residenzstadt von Grund auf verändert hatte. Gerade erst aus den Klammern der mittelalterlichen Stadtbefestigung befreit, entwickelte sich München zu einer prachtvollen Metropole. Es entstanden neue Palais und Theater, Prachtboulevards und Kirchen, Plätze und Luxushotels – und mit der Bavaria an der Theresienwiese sogar fast so etwas wie ein neues Wahrzeichen der Stadt. Wie wohl kein Regent in Bayern vor ihm stand er im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Geboren wurde Ludwig Karl August als Sohn von Maximilian I. Joseph und dessen zweiter Frau

Prinzessin Auguste Wilhelmine Maria von Hessen-Darmstadt am 25. August 1786 in Straßburg. Sein Taufpate war König Ludwig XVI. von Frankreich. Für frühes Aufsehen bereits als Kronprinz sorgte am 12. Oktober 1810 seine Hochzeit mit Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen. Aus den prunkvollen öffentlichen Feierlichkeiten entwickelte sich mit königlicher Genehmigung ein jährliches Fest, das die Tradition des Münchner Oktoberfestes begründete. Der Veranstaltungsort wurde nach der frisch verheirateten Prinzessin Theresien-Wiese genannt. Ludwig wurde nach dem Tod seines Vaters Maximilian I. Joseph am 13. Oktober 1825 als bayerischer König inthronisiert.

Neben der Umgestaltung Münchens war es vor allem seine Affäre mit Lola Montez, die ihn immer wieder in den Blickpunkt der öffentlichen Berichterstattung rückte und die letztlich zu seinem Rücktritt führte, den er in den „königlichen Worte[n] an die Bayern“ am 20. März 1848 verkündete. Die vorgeblich spanische, in Wirklichkeit schottische Tänzerin Lola Montez kam 1846 nach München. Neben einer Villa in der Barer Straße und der Verleihung des Titels einer Gräfin von Landsfeld war es vor allem ihre Einbürgerung nach München, die für öffentliche Aufregung sorgte. Verse, die er an sie schrieb, ließ er veröffentlichen:

• • •
„Deine Liebe ist mir die Sonne,
Würde ich um dieselbe gebracht,
Wäre mir dahin des Lebens Wonne.
Mich umgeben würde finstre Nacht.“
• • •

Proteste gegen Lola an der Universität sorgten schließlich für deren Schließung, was allerdings nur zu verstärkten Unruhen, der Wiedereröffnung der Hochschule und schließlich zur Abreise Lolas am 11. Februar 1848 führte. Allein, es war schon zu spät. Es folgten weitere Proteste und der Sturm auf das Zeughaus. Es war Prinz Karl und dem Ausschank von Freibier zu verdanken, dass die Menge sich wieder beruhigte. Als Ludwig nicht nur eine Proklamation unterschreiben musste, die seine Befugnisse beschränkte, sondern Lola

Montez, die wieder zurückgekehrt war, per Fahndungsauftrag polizeilich suchen lassen musste, dankte er am 20. März 1848 zugunsten seines erstgeborenen Sohnes Maximilian II. freiwillig ab. Verstärkt widmete sich Ludwig jetzt der Gestaltung Münchens. Nun konnte er seinem Philhellenismus und generell seiner Verehrung vergangener Epochen endgültig freien Lauf lassen. Ob wir heute die Pinakotheken oder die Museen am Königplatz besuchen, ob wir die Ludwigsstraße entlang bummeln oder einen Gottesdienst in St. Bonifaz beiwohnen, ob wir die Schönheitsgalerie in Nymphenburg bewundern und beim Oktoberfest die Maß auf die Bavaria erheben – all dies entstand auf Ludwigs Anregung hin. „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zu Ehren gereicht, dass niemand sagen kann, er kenne Deutschland, wenn er München nicht gesehen hat!“ Das war der Anspruch Ludwigs – und geht man heute durch München, dann hat er sein Ziel wohl erreicht. *Joachim Schüller*

Joachim Schüller ist Politologe und Stadtführer in München.

Gleich zwei Mal war König Ludwig I. 1868 mit Bild in der Leipziger *Illustrierte Zeitung* präsent: Im Januar mit einem Porträtstich und im Mai mit einem Bild vom Totenbett.

Abb.: Leipziger *Illustrierte Zeitung* Nr. 1296 vom 02.05.1868, S. 304 (rechts); Leipziger *Illustrierte Zeitung* Nr. 1279 vom 04.01.1868, Titelseite (links).



Reichsbildnis König Ludwig's I. von Bayern. Nach einer Photographie gezeichnet von Joh. Neis.

Auf schlecht deutsch

Dietrich Eckart war einer der führenden Propagandisten der frühen NSDAP.

Auf gut deutsch nannte er seine erste Zeitschrift. Gut war daran – nichts! Was folgte, war noch schlechter. Hitler sah in Dietrich Eckart einen Mentor, gedachte ihm in *Mein Kampf* mit einer Widmung; Neumarkt in der Oberpfalz, wo er am 23. März 1868 geboren worden war, bekam im „Dritten Reich“ den offiziellen Zusatz „Dietrich-Eckart-Stadt“ und 1936 wurde eine Freilichtbühne auf dem Berliner Olympiagelände – die heutige Waldbühne – nach ihm benannt. Eckart war da bereits gut zwölf Jahre tot, gestorben am 26. Dezember 1923 an einem Herzinfarkt. Erst sechs Tage zuvor war er da aus dem Gefängnis entlassen worden, inhaftiert aufgrund seiner Beteiligung am „Hitler-Putsch“ vom 9. November. Kein Heldentod war es, er kein „Märtyrer“, zu den ihn die Nazis erklärten. „Deutschland erwache!“ – Die NS-Kampflösung hat er, Eckart, formuliert als Refrain im 1920 verfassten „Sturmlied“, das zur Hymne der SA avancierte. Und im August 1921 wurde er Chefredakteur des Partei-Zentralorgans *Völkischer Beobachter*. Eine bemerkenswerte „Karriere“ – für eine zuvor eher gescheiterte Existenz. Ein Medizinstudium hatte er früh,

morphiumsüchtig, abgebrochen, als Journalist konnte er nicht recht Fuß fassen, als Schriftsteller veröffentlichte er zwar einen Gedichtband und sieben Theaterstücke, die aber kaum Beachtung fanden. Allein eine „arisch-christliche“ Nachdichtung von Hendrik Ibsens *Peer Gynt* fand 1914 auf diverse Bühnen. „Arisch“, das war Teil seines fanatisch rechtsextremen, völkischen und antisemitischen Weltbilds. Frauen waren ihm „bloße Natur“, Juden nur „Pack“, „Pest“, „Geschwür“. Ab 1915 versuchte er seine Ideologie in dem von ihm in München-Schwabing und Wolfratshausen gegründeten Hoheneichen-Verlag zu propagieren, dann auch in seiner Zeitschrift. Im Dezember 1918, in den Wirren der Münchner Revolutionszeit, hatte er die „Wochenschrift für Ordnung und Recht“ gegründet. Die Vorstellung, was „Ordnung“, was „Recht“ sei, waren allerdings sehr – nun ja: eigen. So wurde die „verjudete“ Weimarer Republik mit Hass überzogen, etwa die Ermordung von Matthias Erzberger im August 1921 in *Auf gut deutsch* gefeiert. Das Hetzblatt wurde bald darauf verboten, Eckarts Hetze ging im *Völkischen Beobachter* weiter. *Markus Behmer*



Der Schöpfer des Phantoms

„In seinem Blick lag das Leid der ganzen Welt. Ein stummer Schrei – halb ein Flehen, halb ein Drohen.“ Am 6. Mai feiern wir den 150. Geburtstag des französischen Schriftstellers Gaston Leroux.

Am 6. Mai 1868 wurde der spätere Schriftsteller und Journalist Gaston-Louis-Alfred Leroux in Paris geboren. Bereits während seines Jurastudiums verfasste er Artikel für verschiedene Zeitungen und machte sich so nach einiger Zeit als Jurist schließlich einen Namen im Bereich der Theaterkritik und Kriminalberichterstattung. Um die Jahrhundertwende arbeitete er zudem als Auslandskorrespondent für die renommierte Pariser Zeitung *Le Matin* in Europa, Afrika und Asien. Seine Reportagen machten ihn bald zu einer Berühmtheit in seiner Heimat. Gegen 1907 beschloss er schließlich, sich einzig der Literatur zuzuwenden und seine Tätigkeit als Reporter niederzulegen. Wenn auch die meisten seiner literarischen Werke, abgesehen einmal von *Le mystère de la chambre jaune* (1907), einem Klassiker der französischen Kriminalliteratur, bestenfalls besonders bibliophilen Menschen geläufig sind, so dürfte sein Schauerroman beziehungsweise Kriminalroman *Das Phantom der Oper* – im französischen Original *Le fantôme de l'opéra* (1910) – uns doch allen ein Begriff sein.

In der Pariser Oper treibt ein Phantom sein Unwesen. Durch geheime Türen und Durchgänge überwacht es die Abläufe im Opernhaus und verschafft sich durch sein Wissen auch Geld: Von der Direktion fordert das Phantom monatlich zwanzigtausend Francs und eine reservierte Loge bei jeder Aufführung. Unterdessen feiert die junge schwedische Sängerin Christine Daée ihren Erfolg auf der Bühne, den sie dem „Engel der Musik“ zu verdanken habe, der sie seit einer Weile unterrichte. Der Vicomte Raoul de Chagny, der Christine liebt, versucht eifersüchtig, hinter das Geheimnis des „Engels“ zu kommen, muss aber entdecken, dass dessen Stimme unsichtbar aus der Wand von Christines Garderobe tönt. Dieser „Engel“ entpuppt sich als das Phantom: Erik, ein Mann von abstoßender Hässlichkeit, mit totenkopfgleichem Schädel ohne Nase und Augen, die im Dunkeln leuchten, aber ausgestattet mit außerordentlichen Fähigkeiten: Aus Frankreich stammend, hat er in Persien für den Schah einen Palast voller Geheimgänge konstruiert. Später war er am Bau der Pariser Oper beteiligt und schuf dabei die Voraussetzungen für seine Rolle als „Phantom“, dessen Stimme er dank bauchrednerischer Fähigkeiten steuert. Christine, die junge Opernsängerin, steht als einzige Person in der Gunst des Phantoms, mit dessen Hilfe sie Karriere machen soll, auch gegen den Widerstand des eigentlichen weiblichen Gesangstars der Pariser Oper, Carlotta, die eifersüchtig den Aufstieg Christines verhindern will. Eines Abends passiert schließlich etwas Ungeheuerliches: Während einer Vorstellung der Oper *Die Perlenfischer* von Georges Bizet, mit Carlotta als Star auf der Bühne, stürzt der große Kronleuchter in den Zuschauerraum

– ein furchtbares Chaos entsteht. Da auch Erik Christine liebt und auf Raoul eifersüchtig ist, nutzt er die Gunst der Stunde und entführt die Angebetete. Obwohl sie ihm die Maske abreißt und in sein wahres Gesicht blickt, beeindruckt sie die Genialität seiner Musik so, dass sie Zuneigung für ihn empfindet. Er lässt sie gehen, verlangt aber, dass sie zurückkehrt. Christine verlobt sich schließlich mit Raoul – doch das Phantom belauscht sie heimlich und entführt Christine erneut, dieses Mal auf offener Bühne, als diese die Chance erhält, statt der abgereisten Carlotta die Hauptrolle in den *Perlenfischern* zu singen. Raoul will Christine befreien, gerät aber ebenfalls in Eriks Gewalt, denn sein unterirdisches Versteck hat dieser mit Falltüren und einem geheimnisvollen Spiegelkabinett gesichert. Das Phantom lässt Christine und seine weiteren Opfer schließlich frei, als die Sängerin ihm verspricht, seine Frau zu werden. Kurz darauf stirbt Erik an seinem gebrochenen Herzen und Christine und Raoul fliehen nach Schweden.

Unzählige Male adaptiert – ob als Musical, Film, Videospiel oder in der Literatur – ist die Figur des Phantoms der Oper heute eine Referenz, die wir in allen kulturellen Bereichen wiederfinden können. So hat sie sich etwa einen Platz in mehreren Folgen der *Simpsons* gesichert, bestimmt das Setting in Meatloafs Musikvideo zu „I Would Do Anything for Love“ oder wird auch in der Serie *Sex and the City* erwähnt, als die Protagonistin Carrie in der Oper auf ihren Verflochtenen Mr. Big trifft und der Zuschauer ihre innere Stimme sagen hört: „I felt like I had just seen *The Phantom of the Opera*.“ Zur Zeit der Publikation des Romans blieb der Erfolg allerdings zunächst aus. Erst mit der Verfilmung als Horror-Stummfilm von Regisseur Rupert Julian im Jahr 1925 begann der bis heute andauernde Siegeszug – ihr sollten viele weitere folgen, zahlreiche von ihnen ebenfalls im Genre des Horrorfilms angesiedelt.

Als die berühmteste Adaptionen des Stoffes kann wohl das Musical von Andrew Lloyd Webber von 1986 gelten. Im Londoner West End uraufgeführt, schaffte das Musical bereits zwei Jahre später – in denen es unter anderem mit einem Tony Award ausgezeichnet worden war – den Sprung an den Broadway. 2012 feierte das Stück dort seine zehntausendste Aufführung und gilt damit bis heute als das dort am häufigsten aufgeführte Musical; im West End belegt es den zweiten Platz, nach der Adaption von Victor Hugos Werk *Les Misérables*. Auch in Deutschland wurde es rasch zum Erfolg und brachte es allein in Hamburgs Neuer Flora schon in den ersten neun Jahren seiner insgesamt fünfzehnjährigen Laufzeit (1990-2001 und 2013-2015) auf über sechs Millionen Besucher.

Florian Lützelberger



Der Leitartikler

Theodor Wolff, am 2. August 1868 in Berlin geboren, ist gleichsam eine Paradedfigur der politisch engagierten, aufklärerisch-liberalen Publizistik – eine der wichtigsten Stimmen im Meinungskampf des ausgehenden Kaiserreichs und der Weimarer Republik.

Deutschlands wohl renommiertester Journalistenpreis ist nach ihm benannt. Verliehen wird er jährlich vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger und in der Ausschreibung heißt es: „Auf der Grundlage der von Theodor Wolff gesetzten Maßstäbe: Demokratische und gesellschaftspolitische Verantwortung, politischer Sensus; gründliche Recherche, eingehende Analyse und breite Information; Vorbildlichkeit in Sprache, Stil und Form werden Beiträge ausgezeichnet, die ein bedeutendes Thema behandeln oder wegen ihres Neuigkeitsgehalts und der Art der Präsentation für einen wachen Journalismus beispielhaft erscheinen.“ Doch wer war dieser Maßstäbe setzende Mann? Wer war Theodor Wolff?

Seine journalistischen Berufsstationen lassen sich rasch aufzählen: Als er 19 war, holte ihn sein Cousin, der große Berliner Verleger Rudolf Mosse in seinen Pressekonzern. Der junge Wolff bekam einen Eindruck von den verschiedenen Abteilungen, Einblick auch in verschiedene Redaktionen. Selbst schrieb er vor allem Feuilletonbeiträge und auch einige Theaterstücke. 1894 ging er als Korrespondent für Mosses *Berliner Tageblatt*, der renommiertesten, liberal orientierten Zeitung der Reichshauptstadt, nach Paris. Eindruck machte bald insbesondere seine kommentierende Begleitung der Dreyfus-Affäre.

1906 holte ihn sein Verleger-Vetter zurück nach Berlin und machte ihn zum Chefredakteur des *Tageblatts*. Die Auflage stieg, erreichte vor dem Weltkrieg gut 200.000 täglich verkaufte Exemplare. Und auch das Ansehen wuchs weiter: Das *BT* galt schließlich in der Weimarer Republik als eine der Stützen der (freilich wackligen) Demokratie und als das Sprachrohr der (bald politisch schwächelnden) Liberalen, ohne jemals Parteiblatt zu sein. T.W. – das Kürzel, mit dem die meisten seiner Beiträge gezeichnet waren – als ihre Stimme. Vielgesuchter Gesprächspartner der demokratisch-republikanischen Eliten war er; seine Einschätzungen wurden im gesamten Reich zitiert.

27 Jahre blieb er Chefredakteur – bis er im März 1933 unmittelbar nach dem Reichstagsbrand vor den Nazis fliehen musste. Seine Bücher und selbst Zeitungsartikel von ihm landeten auf dem Scheiterhaufen im Fanal der Bücherverbrennung als Werke eines vorgeblich „volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung“. Wolff war (nach heutiger Diktion) Blattmacher – und Wolff war Meinungsmacher. Sein Credo als Chefredakteur war das eines Anregers und Ermöglichs. In einer Umfrage der Zeitschrift *Die literarische Welt*, wie denn eine Zeitung organisiert sein sollte, antwortete er 1926: „Mit allen Organisationskünsten macht man keine Zeitung, wenn man die Geister nicht organisiert. Das Ideal ist,

viele verschiedenartige Individualitäten zu sammeln, niemand in der Betonung seiner Persönlichkeit zu behindern und doch aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden, indem man sie zu einem bestimmten Ziele führt. Ich glaube, daß eine Zeitung nicht gut ist, wenn die in ihr wirkenden Geister in einem Nivellierungsverfahren gleichmäßig abgeplattet sind und einander zum Verwechseln ähnlich sehen, und ich glaube, daß eine Zeitung schlecht ist, wenn sie nicht einen festen einheitlichen Willen erkennen läßt. Sie ist reizlos ohne die Vielfältigkeit der Temperamente, aber sie ist nur ein Papierlappen, wenn ihr der klar ausgeprägte Charakter fehlt.“ Tatsächlich gelang es ihm, viele der edelsten Federn als Autoren zu gewinnen – vom Theaterkritiker Alfred Kerr bis zum Wissenschaftler Albert Einstein; Joseph Roth lieferte Reportagen, Kurt Tucholsky wirkte zeitweise als Chefredakteur der Satirebeilage *Ulk*, viele andere, die heute für die Kultur von Weimar stehen, waren fest in die Redaktion integriert.

Mit „Lundis“ Teil des Zeitgesprächs

Und Wolff selbst stand auch als Autor für den „ausgeprägten Charakter“ seiner Tageszeitung. Sein Forum als Journalist waren insbesondere die „Lundis“, jeden Montag auf der Titelseite des *Tageblatts*, umlaufend noch auf die nächste Seite, erscheinende Leitartikel, in denen er Stellung zu den politischen Themen des Tages und der Zeit nahm. Heute spielt diese Form des herausgehobenen Kommentars, der umfassender einordnet, bewertet, gewichtet, nur mehr eine untergeordnete Rolle. Einst, in der ersten Republik, waren sie das Aushängeschild der großen Zeitungen – und Wolff der wohl prominenteste Verfasser.

Zwei Beispiele, zwei kurze Passagen mögen genügen, um einen Eindruck von seinem Stil, seinen Themen zu bekommen. Zum zweiten Jahrestag des Beginns des Weltkriegs, im Juli 1916, schrieb er: „Wenn eines Tages die Männer, die jetzt noch draußen kämpfen, zu uns heimgekehrt sein werden, dann wird sich zeigen müssen, ob es nicht Mittel zur Sicherung politischer Beständigkeit, zur Überwachung des Schicksals und der Schicksalsmacher gibt. [...] Und nachdem die Furchtbarkeit der Ereignisse für immer die Poesie von der Frischfröhlichkeit der Kriege beseitigt hat, ist vor allem notwendig, daß man der bequemen Theorie von der Unvermeidlichkeit der Kriege ein Ende macht.“ Was uns selbstverständlich erscheinen mag – damals war es ein Affront. „Verbotene Gedanken“ war der Leitartikel überschrieben – und das *Berliner Tageblatt* wurde für eine Woche verboten, Wolff, verfasste „freiwillig“ fünf Monate lang keine Artikel mehr.



Zeichnung: Benedikt Fred Dolbin

„Um Alles“ titelte Wolff auf den Tag genau 16 Jahre später, am 31. Juli 1932. Es war Wahltag. Wieder einmal musste ein neuer Reichstag bestimmt werden, demokratisch-parlamentarische Regierungsmehrheiten gab es schon seit 1930 nicht mehr. Hitler stand ante portas (und die NSDAP wurde dann auch stärkste Partei, sechs Monate vor der „Machtergreifung“).

Der Stimmzettel als Waffe

Mit „Wähler und Wählerinnen“ sprach Wolff seine Leserschaft direkt an, mit sehr langen, eindringlich mahnenden Sätzen hob er an: „Wähler und Wählerinnen, ihr habt heute vielleicht zum letzten Male die Möglichkeit, selbst über euer Schicksal, über das Schicksal Deutschlands und über euer eigenes, zu bestimmen. Wenn heute der Nationalsozialismus triumphiert und von nun ab noch mehr als bisher schon der mit ihm verbündeten Reaktion seinen Willen diktieren kann, dann werdet ihr, solange diese Herrschaft dauern wird, nicht mehr zur Wahl gehen, nicht mehr eure Meinung in die Waagschale werfen dürfen – dann wird man die letzten Reste eurer Freiheit und eurer Bürgerrechte zerschlagen und, mit den brutalen Mitteln, die ihr kennt, euch zu dumpfen Gehorsam zu schweigender Unterwerfung zwingen. [...] Ihr habt nicht die Waffen einer Partei-Armee, nicht die Waffen des Bürgerkriegs, aber euch ist, heute noch, zu eurer Verteidigung, die Waffe des Stimmzettels geblieben, und von ihr macht Gebrauch!“

Sieben Monate später verließ Wolff sein Blatt und seine Heimat. Über Österreich und die Schweiz emigrierte er nach Südfrankreich. In Nizza schrieb er an seiner Autobiografie *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte* (die 1936 im niederländischen Exilverlag Allert de Lange erschien), verfasste historische Romane – aber keine Artikel mehr. Seine Stimme als Zeitdiagnostiker, als Kommentator des aktuellen Geschehens verstummte. Als dann im Mai 1943 die italienischen Truppen an die französische Riviera vordrangen, verhafteten sie Theodor Wolff und lieferten ihn an die Gestapo aus.

Nach schweren Mißhandlungen starb er am 23. September 1943 im Berliner Jüdischen Krankenhaus, wo er zu spät eingeliefert worden war. Unter seinen Kollegen, so wertet Kurt Koszyk, der Doyen unter Deutschlands Pressehistorikern, habe er „als der Weltmann“ gegolten: „Während in den meisten Redaktionen oft Provinzialismus und Chauvinismus herrschten, war Wolff seinen Mitarbeitern ein Vorbild an urteils- und kritikfähiger Unabhängigkeit.“ Und Wolffs Biograph Bernd Sösemann empfiehlt uns heutigen Netizens: „Mitten in einer immensen und noch weiter wachsenden Informationsflut [...] ist eine verlässliche Ausgangsbasis wertvoll. Bei dem Versuch, sich zu orientieren, lohnt es sich, Theodor Wolff zu entdecken: einen politisch unabhängigen und europäisch denkenden Kopf, einen klar urteilenden und glänzend schreibenden Journalisten.“

Markus Behmer

1843

Die Proto-Programmiererin

Vor 175 Jahren hatte Ada Lovelace ihren ersten Software-Release. Auf Papier. Und bevor es Computer überhaupt gab. Heute ist eine der wichtigsten Programmiersprachen nach ihr benannt.

Veröffentlicht hat Ada nur ein einziges Mal. Anmerkungen zur Übersetzung eines anderen Textes. Die waren dreimal so lang wie der ursprüngliche Text, wurden weitaus häufiger gelesen, und im Gegensatz zu Ada Lovelace ist der ursprüngliche Autor heute fast vergessen. Und der wurde immerhin Ministerpräsident von Italien.

Von vorne: Geboren wurde Ada Lovelace als Tochter des Poeten Lord George Byron. Ein Jahr nach dessen Heirat wurde, am 10. Dezember 1815, Augusta Ada Lovelace geboren. Ihren



Abb.: Margaret Sarah Carpenter, Gemälde von 1836

ersten Vornamen benutzte Ada allerdings nicht, weil ihr Vater ein inzestuöses Verhältnis mit seiner Halbschwester begann, nach der Ada benannt war. Das führte schließlich auch zur Trennung ihrer Eltern.

Adas Mutter entschloss sich, ihrer Tochter von ihrem Ex-Mann fern zu halten. Augusta Ada, fortan nur Ada genannt, sah ihren Vater nach ihrem ersten Lebensjahr nie mehr. Um vererbten

literarischen Ambitionen vorzubeugen, verordnete Adas Mutter exzessive mathematische Studien.

Verliebt in Mathematik

Ada konnte sich schnell für das Fach begeistern und erlernte mit viel Ehrgeiz mathematische Grundlagen. Einem ihrer Tutoren schrieb sie: „Ich muss aufhören, nur daran zu denken, mich selbst zu belohnen.“ Mehr Mathematik schien ihr der richtige Weg zu sein. Mit 17 Jahren stand sie schließlich das erste Mal im Salon des Erfinders Charles Babbage. Eine Begegnung, die ihrem Leben eine neue Richtung geben sollte. Ada war fasziniert und arbeitete zusammen mit Babbage an der nächsten Erfindung, der Analytical Engine. Sie sollte in der Lage sein, nicht nur einfache mathematische Operationen zu lösen, sondern sich auf komplizierte Probleme programmieren zu lassen. Die Maschine selbst konnte Babbage nie konstruieren, aber das Konzept führte schließlich zu Adas bahnbrechender Veröffentlichung.

Ada wollte eigentlich nur besagten Aufsatz übersetzen, um Babbage einen Gefallen zu tun. Der reagierte überrascht, und fragte warum sie nicht einfach selbst zu dem Thema veröffentlichte, das ihr so am Herzen lag. Der Gedanke war Ada gar nicht bekommen, schließlich war es äußerst ungewöhnlich, dass Frauen wissenschaftliche Aufsätze veröffentlichen. Sie begann an ihren *Notes by the translator* zu arbeiten. Dabei erkannte Ada das Potential, das in Babbages Erfindung steckte. Nicht nur um Berechnungen ging es ihr. In ihren Notizen schrieb sie: „Angenommen, dass die grundlegenden Verhältnisse verschiedener Tonhöhen in der Wissenschaft von Harmonie und musikalischer Komposition durch [mathematische] Ausdrücke darstellbar sind, könnte die Maschine komplizierte, wissenschaftliche Musikstücke komponieren, egal wie komplex oder lang sie sind.“

Während ihre Kollegen nur an Zahlen und Tabellen denken, versteht Lovelace, dass sich auch Musik, Formen, Farben, die Realität in der Maschine abbilden ließen.

Nach ihrer Veröffentlichung schreibt Ada, sie fühle sich als „vollständig professionelle Person“. Doch seitdem ging es für sie nur bergab. Sie wird spielsüchtig, wird von einem ihrer Freunde erpresst; er zwingt sie, die Familienjuwelen zu versetzen. 1852, in ihrem letzten Lebensjahr, wird sie krank: Gebärmutterhalskrebs. Auf ihrem Sterbebett wird sie von ihrem Ehemann verlassen. Begraben werden will sie neben ihrem Vater, dem Poeten, den sie nie kannte. Beide starben mit 36. Babbage starb in Armut, die Analytical Engine wurde zu seinen Lebzeiten nie gebaut.

Dustin Hemmerlein

Weihnachtspost mit Prost



Henry Cole, später der Initiator der ersten Weltausstellung in London und Gründungsdirektor des nachmaligen Victoria and Albert Museums, war schon als junger britischer Staatsbeamter ein vielbeschäftigter Mann – und geschäftstüchtig. Um die ganze Weihnachtskorrespondenz nicht per Hand ausführen zu müssen, beauftragte er zum Jahresende 1843 den damals 26-jährigen Illustrator John Callcott Horsley, ihm ein Grußmotiv zu gestalten. 1.000 Stück ließ er dann in einer eigenen Werkstatt drucken, versandte einige – und verkaufte die anderen zum sehr hohen Preis von je einem Shilling. Das harmlos-traulich anmutende Motiv dieser wohl weltweit ersten Weihnachtskarte erregte allerdings auch Anstoß: Abstinenzler sollen sich darüber aufgeregt haben, dass hier Kinder beim Weintrinken zu sehen sind.

Markus Behmer

Papier einlegen, Nummer wählen

Die Geschichte des Faxgeräts beginnt vor 175 Jahren in Schottland.

Alexander Bain war mehr als ein schottischer Uhrmacher – er war auch ein Erfinder. Seine bekannteste Erfindung ist bis heute in Verwendung, wenn auch in weiterentwickelter Form: Im Jahr 1843 meldet Bain den sogenannten Kopiertelegraphen und damit das erste Faxgerät weltweit zum Patent an. Handschriften und Schwarz-Weiß-Zeichnungen können nun erstmals elektrisch übertragen werden.

Frederick Collier Bakewell wird auf Bains Idee aufmerksam und entwickelt seine Idee wenige Jahre später weiter: Ein Walzensystem soll sowohl das Einlesen als auch die Wiedergabe von Schriftstücken ermöglichen.

Im Jahr 1865 wird der erste kommerzielle Telefaxdienst zwischen Paris und Lyon eingerichtet. Das Fax verbreitet sich in

Europa. Ende der 1970er Jahre führt die Deutsche Bundespost Faxgeräte in Deutschland ein. Ab Ende der 1980er Jahre finden die Geräte Einzug in deutsche Büros. Das bis dahin verwendete Thermopapier wird durch Schreibpapier ersetzt.

Gerichte und Behörden akzeptieren das Fax zunächst nicht als schriftliche Erklärung, da sie die Unterschrift nicht überprüfen können. Heute dürfen ausgewählte Dokumente per Fax eingereicht werden.

Mit der Verbreitung des Internets findet das Fax als einzelnes Gerät nur noch wenig Beachtung. Vielmehr finden sich seine Funktionen heute in sogenannten Multifunktionsgeräten wieder, die auch das Drucken, Scannen und Fotokopieren von Dokumenten ermöglichen.

Selina Sprick

Bilder der Gegenwart von Gestern

Die 1843 in Leipzig gegründete *Illustrirte Zeitung* vermittelte ihren Lesern ein Jahrhundert lang einen optischen Eindruck von der weiten Welt – mit Holzschnitten, später Fotos von Fürsten und Führern, von Städten und Schlachten, von Arbeitswelt und Alltagsszenen.

Die am 1. Juli 1843 – es war die Zeit des Deutschen Bundes, das heißt der deutschen Vielstaaterei – in der Messestadt Leipzig von dem Schweizer Buchhändler und Verleger Johann Jacob Weber (1803-1880) gegründete *Illustrirte Zeitung* (IZ) war die erste universelle illustrierte Wochenzeitschrift im deutschsprachigen Raum. Sie war die Weiterentwicklung des ein Jahrzehnt zuvor von Weber mit großem Erfolg eingeführten illustrierten *Pfennig-Magazins* und besaß zwei unmittelbare, Furore machende Vorbilder: *The Illustrated London News* (14. Mai 1842 bis 2003) und *L'illustration* (Paris, 4. März 1843 bis September 1944).

Alle drei Neugründungen hatten in den ersten Jahren nicht nur einen ähnlichen, später geänderten Zeitungskopf mit einer Stadtansicht ihres Erscheinungsortes, sondern auch das gleiche Format (Folio), den gleichen (16 dreispaltige Seiten) Umfang sowie einander entsprechende Rubriken wie „Unser Wochenbericht“, „Aus dem Gerichtssaal“, „Moden“ oder „Literarische Anzeigen“. Auch der Fortsetzungsroman war vertreten. Alle drei verwendeten zu Illustrationszwecken zumeist moderne Holzstiche unterschiedlicher Größe und Platzierung, die sie mit einem Untertitel, einer Signatur oder einer Quellenangabe versahen. Von Zeit zu Zeit tauschten sie dieses Bildmaterial auch untereinander aus.

Die mit ihren Fundorten in der Zeitschriftendatenbank (ZDB) verzeichnete, teilweise digitalisierte (zum Beispiel durch das Münchener Digitalisierungszentrum MDZ) *Illustrirte Zeitung* (seit 1941 *Illustrierte Zeitung*) ist mit ihren 5.041 durchnummerierten Ausgaben und rund 300.000 Illustrationen eine unschätzbare historische und kulturgeschichtliche Quelle, nicht zuletzt für Nationenbilder. Der eine oder andere, vom Verlag seit 1843 mit dem Zusatz Wöchentliche Nachrichten über alle Ereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart herausgegebene Halbjahresband (insgesamt 203 Bände) sowie einzelne Nummern oder Abbildungen können antiquarisch, auf Flohmärkten oder über eBay erworben werden. Die zunächst bei F.A. Brockhaus, später bei

Fischer & Wittig gedruckte IZ war das Flaggschiff des 1834 ein erstes und infolge finanzieller Schwierigkeiten um 1845 ein zweites Mal gegründeten, auf illustrierte Publikationen spezialisierten Verlagshauses J. J. Weber. 1858 und 1860 wurde dieses durch die Angliederung einer xylografischen Anstalt mit 40 bis 50 Holzschneidern und einer eigenen Buchdruckerei erweitert.

Der wiederholt erhöhte stolze Preis des Dreimonatsabonnements, des Jahresabonnements (1843: zwei Taler – das

entsprach etwa dem Wochenlohn eines Webers oder dem Gegenwert von einem 60-Liter-Fass Bier) erklärt sich durch die Qualität dieser Zeitung: Druck auf hervorragendem, teilweise sogar Kunstdruckpapier, oft versehen mit einem dezenten Kolorit, fein gezeichnete Holzstiche von Landkarten, Panoramaansichten, Ortsansichten, Gemälden, zivilen (zum Beispiel Sängerbundfeste), revolutionären (1848) oder kriegerischen, anschließend als illustrierte „Kriegs-Chronik“ vermarkteten Ereignissen. Bei letzteren – ein Paradebeispiel ist der Deutsch-Französische Krieg, der am 18. Januar 1871 zur Gründung des Deutschen Reiches führte – empfiehlt es sich, Schlachtszenen nicht isoliert zu betrachten, sondern im Zusammenhang mit einem Begleittext. Aus Rücksicht auf ihre Leserschaft wagten die „Spezialartisten“ genannten Bildreporter es damals nicht, die „ganze Wahrheit“ des grausigen Geschehens darzustellen.

Von besonderer Bedeutung für das Lesepublikum der per Post oder über Kommissionsbuchhandlungen versandten IZ waren selbstverständlich die vielen, zum Teil ganzseitigen Porträts der „auf der Schaubühne der Welt mithandelnden Personen“. Bis zu seinem Tod (1880) zeichnete der Verleger, ein liberaler Freimaurer, selbst für die IZ verantwortlich. Er betrachtete es als seine oberste Aufgabe, durch die „innige Verbindung“ von Text und Bild das Interesse an der „Tagesgeschichte“ zu erhöhen („Was wir wollen“, Nr. 1, 1843) und „jede einseitige Darstellung“ zu vermeiden.

Geringe Auflage, doch große Geltung

Darüber, wie eine Nummer der IZ, die nach und nach „in allen deutschen Hauptstädten“ sowie im Ausland Mitarbeiter hatte, im Einzelnen entstand, gibt ein für die „Nummer Tausend“ verfasster Festartikel am 30. August 1862 Auskunft. Zusätzlich zu den normalen Ausgaben der IZ veröffentlichte der Verlag, zum Teil als Doppelnummer, Sonderhefte (zum Beispiel zu Weihnachten) sowie Gedenk- und Gedächtnisnummern anlässlich „runder“ Geburts- oder Todestage (Johann Wolfgang von Goethe, Otto von Bismarck, Albrecht Dürer). Die in Bibliotheken, an Bahnhöfen oder in Lesecafés (der Zeitungskiosk setzte sich beispielsweise in München erst 1875 und in Berlin 1886 durch), später auch beim Friseur oder Arzt einsehbare IZ hatte bis kurz vor der Jahrhundertwende eine Quasi-Monopolstellung. Dennoch blieb ihre Auflage relativ gering (Ende 1843: 7.500; 1846: 11.000; 1892: 15.000; 1906: 25.000), verglichen mit den beliebten illustrierten „Familienzeitschriften“ (zum Beispiel *Die Gartenlaube*) und mit den um die Jahrhundertwende von den Berliner Großverlagen Ullstein und Scherl auf den Markt gebrachten Konkurrentinnen. So erreichte die Auflage von Ullsteins auf billigem Papier gedruckter *Berliner Illustrirter Zeitung* (der Preis der Einzelnummer betrug 10 Pfennige, während die IZ schon eine



Für ihre aufwendigen, oft doppelseitigen Illustrationen wie dieser vom Dresdner Sängerbundfest 1865 war die Leipziger *Illustrirte Zeitung* berühmt.

Abb.: *Illustrirte Zeitung*, Nr. 1151 vom 22.07.1865, S. 64f.

Mark kostete) 1906 bereits 800.000 Exemplare und kurz vor dem Ersten Weltkrieg eine Million.

Nach dem Tod des Firmengründers übernahmen seine Söhne und später Enkel den Verlag, verbunden mit einem sowohl wirtschaftlichen, technischen und inhaltlichen Modernisierungsschub. So errichtete das Verlagshaus eine Filiale in Berlin (1884-1905) und sorgte in Wien, Budapest und New York für eine Vertretung. 1883 veröffentlichte die IZ erstmals sieben Reproduktionen von Fotografien (Autotypien); von 1900 bis 1906 zählt man dann schon mehr als 5.000 Fotografien, darunter sehr schöne Titelillustrationen in Farbe. Ebenfalls 1906 wurde das Holzschneide-Atelier aufgelöst, nachdem an seine Stelle eine „Chemigrafische Abteilung“ getreten war und der Bildanteil des redaktionellen Raums die 50-Prozent-Grenze überschritten hatte.

Die im Ersten Weltkrieg erschienenen Hefte (Auflage: 50.000 Exemplare) erhielten, wie damals üblich, als „Kriegsnummern“ eine eigene Zählung. In der Weimarer Republik, der Glanzzeit der universellen Illustrierten (14 Titel mit einer Gesamtauflage

von fünf Millionen Exemplaren, von denen die meisten nur 20 Pfennige kosteten), konnte die hochkarätige IZ dank zahlreicher Werbeseiten ihre Stellung behaupten. 1933 wurde sie gleichgeschaltet und stellte sich mit Text und Bild dem Nationalsozialismus zur Verfügung. 1938 wurde sie ein Opfer amtlicher, auch die Werbung miteinbeziehender Umfangbegrenzungen. Im September 1944 erschien die letzte Nummer (5041) in einer Auflage von lediglich 19.841 Exemplaren. Ein letztes Sonderheft trug im Dezember 1944 den Titel „Der europäische Mensch“. Während eines alliierten Luftangriffs auf Leipzig wurde das Verlagshaus völlig zerstört. 1948, in der Sowjetischen Besatzungszone, wurde es enteignet und schließlich 1951 in der DDR aus dem Handelsregister gelöscht.

Ursula E. Koch

Dr. Ursula E. Koch ist emeritierte Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Universität München. Sie ist eine der anerkanntesten Expertinnen für die Presse insbesondere des 19. Jahrhunderts.



Music made in Norway

Himmel über Griegs norwegischer Heimat.
Foto: Markus Behmer

Mit seinen Kompositionen prägt er die musikalische Identität Norwegens wie kein anderer: Edvard Grieg. Am 15. Juni 1843 wird er in Bergen geboren. Auszüge aus seiner *Peer Gynt*-Suite finden noch heute häufig Verwendung in Film- und Fernsehen.

„Die musikalischen Gedanken“, so wird Claude Debussy im Frühjahr 1903 eine Aufführung der *Peer Gynt*-Suite rezensieren, „besitzen einen eigenen Zauber, die Rhythmen sind geschickt gesetzt, der Ausdruck ist viel echter norwegisch. [...], an die Stelle allzu leichter Effekte treten ingeniose Einfälle“. Ein echter norwegischer Ausdruck – diese Wörter müssen Edvard Grieg mit Stolz erfüllt haben. 60 Jahre lang hat er hart daran gearbeitet, eine norwegische Nationalmusikultur zu etablieren. Sollte er nun endlich am Ziel sein?

Man versetze sich in das Norwegen des 19. Jahrhunderts: Nach jahrelanger Abhängigkeit von Schweden befindet sich das skandinavische Land in einer Phase der Rehabilitation und Emanzipation. Politisch und kulturell ist es in Europa eher unbedeutend, ja, nahezu unsichtbar. Es scheint schlichtweg nichts zu geben, was Norwegen einzigartig und besonders macht.

Edvard Grieg sieht das anders. Er glaubt an die Kultur seines Heimatlandes, sieht die Schönheit in den norwegischen Gepflogenheiten. Insbesondere die traditionelle Volksmusik hat es ihm angetan. Sie nimmt er sich zum Vorbild, verbindet sie mit dem musikalischen Stil der Romantik – und schafft damit eine Kombination, die bis heute als unverwechselbar gilt.

Die Musik scheint ihm in die Wiege gelegt: Im Alter von sechs Jahren erhält er regelmäßig Klavierunterricht von der angesehensten Pianistin der Stadt: seiner Mutter. Sie ist es, die beim jungen Grieg die Leidenschaft für das Klavierspiel entfacht. Schon damals kommt sein kompositorisches Talent zum Vorschein, denn lieber noch als die musikalische Literatur einfach nachzuspielen, denkt sich Grieg eigene Melodien aus.

Auf Empfehlung des weltberühmten norwegischen Geigers Ole Bull zieht Grieg mit 15 Jahren in die Großstadt Leipzig. Das dortige Konservatorium gilt damals als eine der führenden musikalischen Ausbildungsstätten Europas. Grieg nimmt das Studium der Musik auf. Glücklicherweise wird er dort nicht. Er vermisst seine Heimat, sein Bergen, sein Norwegen. Als 1862 schließlich auch noch eine Lungenerkrankung hinzukommt, die sich als Tuberkulose herausstellen sollte, kehrt Grieg nach

Bergen zurück. Lange hält es ihn dort trotz aller Sehnsucht nicht. Ihm fehlen Inspiration und musikalische Anregungen. 1866 zieht er daraufhin nach Christiania, das heutige Oslo. Neben seiner zukünftigen Ehefrau, Nina Hagerup, lernt Grieg dort den norwegischen Komponisten Rikard Nordraak kennen, der in den darauffolgenden Jahren bis zu seinem frühen Ableben zu einem engen Freund Griegs wird. Er soll es gewesen sein, der Grieg mit den norwegischen Volksweisen bekannt machte.

Die Kompositionen, die er daraufhin verfasst, treffen den Nerv der Zeit. Die einzigartigen norwegisch-romantischen Melodien, sie scheinen der Welt gefehlt zu haben. In den kommenden Jahren wird Grieg in viele Länder eingeladen, um seine Stücke zu präsentieren – stets begleitet von großem Erfolg. Den größten Erfolg beschert ihm schließlich eine Auftragskomposition: Auf einer Reise nach Rom lernt Grieg den norwegischen Dramatiker und Lyriker Henrik Ibsen kennen. Er erzählt Grieg von seinem aktuellen Projekt: Ein Bühnenstück zu Peter Christen Asbjørnsen Märchen *Peer Gynt*. Grieg soll die Musik komponieren.

Am 24. Februar 1876 wird *Peer Gynt* schließlich uraufgeführt. *Die Morgenstimmung*, *Åses Tod*, *Anitras Tanz* oder die *Halle des Bergkönigs* – die Stücke sorgen für Begeisterungstürme. Bis heute gilt die Komposition um die Geschichte der spektakulären Flucht eines schamlos-selbstsüchtigen Lügenboldes als eine der berühmtesten des Komponisten. Nicht zuletzt ist das auf ihrer Omnipräsenz in Film- und Fernsehen zurückzuführen: Die Handlungen zahlreicher Filme werden von Stücken aus der *Peer Gynt*-Suite musikalisch untermauert; im Filmklassiker *M – Eine Stadt sucht einen Mörder* (1931) kommt dem Stück *In der Halle des Bergkönigs* sogar eine handlungstragende Rolle zu. Auch zahlreiche Werbeproduktionen haben das gewaltige Potenzial der Musik Edvard Griegs für ihre Zwecke erkannt. Ja, Edvard Grieg ist 1903, nur vier Jahre vor seinem Tod, am Ziel. Die musikalische Identität Norwegens – er hat sie geprägt. Und sie überdauert – bis heute.

Theresa Briselat



Links: Titelseite der ersten Ausgabe der Leipziger Illustrirte Zeitung vom 1. Juli 1843, Nummer 1.



Rechts: Titelseite der ersten Kriegsnummer im Ersten Weltkrieg vom August 1914, Nummer 3710.

Wenn's denn hilft ...

Er starb vor 175 Jahren: Samuel Hahnemann, der mit seiner populären, aber umstrittenen Homöopathie einen Weg aus der Schulmedizin wies. Heuer wird dem Arzt, Schriftsteller und Übersetzer vielerorts gedacht.

Es gab schon immer viele kluge Köpfe, die eine völlig neue Art Heilkunde für probat hielten. Sie stehen für das, was deutlich von der Schulmedizin abweicht und sich Alternativ- oder Komplementärmedizin nennt. Er ist bis in unsere Epoche einer der bekanntesten unter denen, die diesen Weg suchten und bei Patienten wie auch bei manchen Ärzten große Zustimmung fanden: Samuel Hahnemann, Begründer der Homöopathie.

Geboren in Meißen 1755, gestorben am 2. Juli 1843 in Paris. Also wurde er 88 Jahre alt, sehr viel für die Zeit. Währenddessen ist dieser unruhige Geist um die 25 Mal umgezogen. Ein eifriger Übersetzer und Briefschreiber war er auch, in manchen Sprachen bewandert, ebenso einer, der unerschrocken

auf Selbstversuche setzte, und ein auch hier aktiver Mann: Er hatte elf Kinder.

Ausgeschlossen, an dieser Stelle im Detail darzulegen, wonach seine Lehre strebt und wie seine Rezepte wirken. Das füllt Regale in aller Welt. Immer noch wird über das Pro und Contra gestritten, beginnend mit Hahnemanns Kernsatz: „Similia similibus curentur“, „Ähnliches soll durch Ähnliches geheilt werden“. Um dieses Prinzip rund um Begriffe wie Potenzierung, Verdünnung, Dynamisation und Globuli wird bis in die Gegenwart hinein verhandelt; das ist Stoff für Massen an Büchern, Studien, Presse-

beiträgen, Filmen und Vorträgen. Groß ist schon die Zahl der Biographien zu Hahnemann, und die nicht wenigen Verbände zur Homöopathie – so der Deutsche Zentralverein homöopathischer Ärzte und der Verein zur Förderung der Homöopathie – stehen auch für zahlreiche Periodika.

Schon seit 1832 erscheint die *Allgemeine homöopathische Zeitschrift*, das älteste Blatt zu diesen Fragen. Daneben gab und gibt es die *Zeitschrift für Klassische Homöopathie*, den

Homöopathie-Kurier, die *Populäre Zeitschrift für Homöopathie*, *Homoion* und viele andere, teils regionale Titel. Hahnemann selbst, 1779 in Erlangen zum Dr. med. promoviert, hat seine Erkenntnisse auch über Fachorgane verbreitet. Ebenso setzte er auf Flugblätter, etwa 1831 im Kampf gegen die Cholera.

Denkmale für den Herrn Doktor

Zu den Medien, die seine Grundsätze heute noch näherbringen, gehören Ausstellungen und Museen. Erhebliche Bedeutung kommt auch den einschlägigen Laienvereinen zu. Zwischen 1870 und 1933 gab es in Deutschland über 400 davon. Viele brachten eigene Blätter heraus. Ohne all diese Kanäle

wäre Hahnemanns Lehre nie so populär geworden. Die Publizistik war ein Wirkstoff eigener Art.

Auch Denkmäler erinnern an ihn, so in Köthen, Leipzig und im fernen Washington D. C., dazu das monumentale Grabmal auf dem Friedhof Père Lachaise zu Paris, ferner nach ihm benannte Straßen und Plätze. Etliche Briefmarken, die von Medienforschern unterschätzten Mini-Massenmedien mit maximaler Verbreitung, zeigen sein Porträt, sogar eine indische und eine brasilianische ist dabei.

Es gibt viele Zweige der Alternativmedizin,

denken wir nur an Akupunktur und Osteopathie, an Wasserkuren, Irisdiagnostik und Bachblütentherapie – doch die Homöopathie rechnet zu denen, die am häufigsten genutzt werden (sogar in der Tiermedizin) und Scharen an Anhängern haben. Einer von ihnen war der Geiger und Dirigent Yehudi Menuhin (1916-1999), Schirmherr der großen Homöopathie-Ausstellung von 1996 im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden. 200 Jahre zuvor hatte Hahnemann seinen oben



Foto: Christine Humme/Unsplash

zitierten Leitsatz in die Welt gesetzt. Im Katalog schrieb Menuhin: „Die mikroskopisch kleine Abweichung in der Melodie verleiht der Musik das Leben, fehlt diese, bleibt die Musik tot. Ich bin überzeugt, daß das gleiche Prinzip auf die Homöopathie zutrifft.“

Besonders viel Schrifttum liegt zu den immer noch nicht schlüssig gelösten Kernfragen vor: Wenn die Mittel so stark verdünnt werden, dass sie kaum noch oder gar keine Moleküle des Wirkstoffs enthalten, wie können sie dann wirken? Und wie lässt sich das beweisen? Für welche Indikationen gibt es welche Sicherheit, dass diese Arzneien helfen, gar besser als die der Schulmedizin?

Von Köthen in die Welt

Ein wichtiger Schauplatz in Hahnemanns Leben war Köthen in Sachsen-Anhalt. Dort finden sich dazu gleich zwei Sammlungen: die Dauerausstellung zur Homöopathie im Historischen Museum des Köthener Schlosses und das Hahnemannhaus mit einer Gedenktafel in der Wallstraße 47; dort praktizierte er von 1821 bis 1843. Dazu kommt im Nachbargebäude Wallstraße 48 eine europäische Fachbibliothek, das Büro des Deutschen Zentralvereins für die Ärzte dieses Faches, dessen Stiftung und das Europäische Institut für jenes Thema. Köthen, das ist auch die Stadt, in der Johann Sebastian Bach von 1717 bis 1723 gewirkt hatte.

Hier schrieb Hahnemann an den fünf Teilen seines Werkes *Die chronischen Krankheiten* und an etlichen anderen Schriften. Wohl selten hat ein Mediziner über seine Lehre so umfassend publiziert wie er, beispielsweise mit den sechs Bänden *Reine Arzneimittellehre* und den vier Bänden *Apothekerlexikon*; berühmt auch das *Organon der rationellen Heilkunde*. Nach Köthen war er übrigens gezogen, weil der Landesherr Friedrich Ferdinand einer seiner Patienten war und ihm therapeutische Freiheit zugestand; so war Hahnemann vor den Attacken anderer Mediziner sicher. Die gab es damals wie heute.

In die alte Köthener Ordination des Doktors im Hahnemannhaus kamen als Leihgaben auch Gegenstände aus Paris, darunter der dort genutzte Schreibtisch und sein Ohrensessel. Viel kostbarer aber Hahnemanns Hausapotheke mit über 900 homöopathischen Mitteln. Zum Bestand rechnen ebenso wichtige Bücher, Bilder, „seine“ Arzneimittel mit ihren Ausgangsstoffen und viele Dokumente. Der Rauchfang in der Küche ist noch original erhalten, wahrscheinlich führte Hahnemann dort Experimente durch.

Die Stadt Köthen bemüht sich mit Erfolg, aus Hahnemanns Bedeutung und seiner Lehre etwas zu machen. So finden hier nicht selten Tagungen zur Homöopathie statt, und die amtlichen Informationen im Internet sind vorbildlich bis verlockend. Man möchte immer noch mehr darüber erfahren, am besten hier, an einem der „Tatorte“.

Wie gut, dass das Historische Museum im Schloss, keine 500 Meter entfernt, im Hahnemann-Raum des Apothekengewölbes (samt seinem Sterbebett und seinen Schreibutensilien) etwas zur Historie bietet, und dass – neben einem virtuellen Stadtrundgang mit sieben Stationen zu diesem Thema – ein realer „Pfad der Homöopathie“ mit seinen Tafeln einige traditionsreiche Punkte verknüpft.

Damit nicht genug: In Hahnemanns Geburtsstadt Meißen findet sich ein Hahnemannszentrum, das ebenfalls viele Informationen zu diesem Mann offeriert. Wer dessen Lehre vermitteln will, kann das über Akademien und Zentren mancher Art in oft Jahre dauernden Kursen tun. Zudem können Ärzte nach Approbation, Facharztausbildung und drei Jahren spezieller Schulung samt Prüfung die Zusatzbezeichnung Homöopathie erwerben. Struktur und Lernziele dazu definiert die Bundesärztekammer. Schulmedizin und Hahnemanns Prinzipien – das kann gut zusammengehen. *Eckart Roloff*

Dr. Eckart Roloff ist Medienforscher und Wissenschaftsjournalist; er lebt in Bonn.

Stille Nacht, heilige Nacht

Es ist das Weihnachtslied schlechthin. Einer romantischen Entstehungslegende nach wird es an Heilig Abend 1818 geschrieben und aufgeführt.

Es ist der 24. Dezember 1818. Joseph Mohr, Hilfspriester im österreichischen Oberndorf in der Nähe von Salzburg, steckt Franz Xaver Gruber, Organist der Gemeinde, einen Text zu. Sechs Strophen, jeweils sechs Zeilen, einfacher Sprachrhythmus, schlichte Reime. „Nacht“ reimt sich hier auf „wacht“, „Mund“ auf „Stund“ und „Halleluja“ auf „nah“. Gruber schreibt in Windeseile eine Melodie. In der nächtlichen Christmette findet die Uraufführung statt. Weil die alte Orgel der Kirche ausfällt, singt Mohr nicht nur Tenor, sondern spielt auch noch Gitarre. Gruber singt dazu Bass, der Kirchenchor fällt bei den Schlussversen ein.

So lautet die romantisch eingefärbte Entstehungslegende von Stille Nacht, heilige Nacht. Sängerfamilien aus dem Zillertal, die durch Europa touren, Handwerker und christliche Missionare verbreiten das Lied. Unterstützt durch unzählige Drucke von Stille Nacht, die unter anderem als Tiroler Volkslied oder Choral of Salzburg betitelt sind. Mitte des 19. Jahrhunderts scheinen Texter und Komponist vergessen, gesungen aber wird Stille Nacht, heilige Nacht selbst in Neuseeland und Chile, in Südafrika und in Thailand. Erst Ende des 19. Jahrhunderts, nach mehreren Urheberrechtsstreitigkeiten, kommen Mohr und Gruber zu ihrem Recht.

Die Legende um die Genese von Stille Nacht löst sich allerdings 1995 in Luft auf, als eine bis dahin unbekannte Handschrift in Salzburg entdeckt wird. Es ist eine Notenfassung von Stille Nacht, die den Titel Weynachts=Lied trägt. Unten links findet sich der Hinweis „Text von Joseph Mohr“ und die Jahreszahl „1816“. Intensive Forschungen bestätigen die Echtheit des Notenblatts, mit guten Gründen lässt sich festhalten, dass Mohr selbst das Lied notiert hat. Auch die Datierung gilt als korrekt. Hinzu kommt ein weiterer Grund gegen die Entstehungslegende. Dass ein Priester während des mitternächtlichen Weihnachtsgottesdienstes eine Gitarre nimmt und ein Lied spielt – 1818 ist das völlig undenkbar. Wahrscheinlicher ist, dass das Lied vor oder nach dem Gottesdienst gesungen wurde – vielleicht an der Weihnachtskrippe in der Kirche.

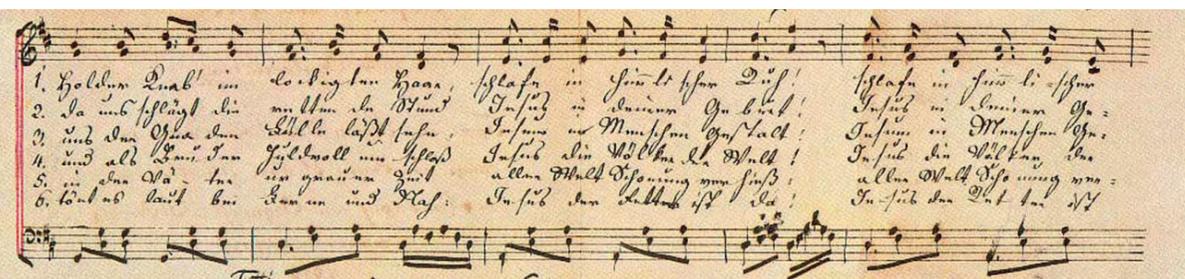
Auch das Lied selbst ist von seiner ersten Aufführung an umstritten. Für die einen ist es Ausdruck der wahren Weihnachtsstimmung, für die anderen ein Graus. Gegen den Kitsch, der Stille Nacht, heilige Nacht anhaftet, entstehen Parodien wie „Schrille Nacht, eilige Nacht ...“, Text wie Komposition werden als flach und banal abgetan. Doch das Lied macht seinen Weg. Mittlerweile gibt es Übersetzungen in 300 verschiedene Sprachen und Dialekte.

Gegen eine bloß kitschig-innerliche Deutung des Liedes sprechen allerdings die historischen Umstände der Entstehungszeit. 1818 kämpfen die Menschen mit den Nachwirkungen der napoleonischen Kriege. Auch in Oberndorf, dem Uraufführungsort von Stille Nacht. Jahrhundertlang gehörte der rechts der Salzach liegende Ort zu der am linken Flussufer liegenden Stadt Laufen. Nach dem Wiener Kongress wird aber Laufen Bayern zugeschlagen, Oberndorf wird österreichisch. Die Salzach ist nun ein Grenzfluss, die Trennung der beiden Orte erinnert bis heute an unfriedliche Zeiten.

Von der Sehnsucht nach einer „Stillen Nacht“ erzählt auch die Geschichte vom sogenannten Weihnachtsfrieden in den Tagen um den 24.12.1914. In dieser legendären Kriegswihnacht verbrüderten sich spontan tausende Soldaten, vor allem Briten und Deutsche, und hielten einen Waffenstillstand ‚von unten‘. Der historische Kern ist unbestritten: Soldaten auf beiden Seiten der Front stellen Christbäume auf den Rand ihrer Schützengräben, Waffen und Helme werden niedergelegt, Stille Nacht in vielen Sprachen gesungen. Ein Ausnahmezustand. Denn wenige Tage später ist der Weihnachtsfriede vorbei, der Krieg wird noch mehr als drei Jahre toben. Verbrüderungen wie an Heilig Abend 1914 werden nun mit der Todesstrafe geahndet. Stille Nacht, so lässt sich das deuten, enthält ein machtkritisches und gefährliches Potential für die Kriegstreiber aller Zeiten. Auch das macht das Lied singbar – bis heute.

Thomas Laubach

Thomas Laubach (Weißer) dichtet selbst Kirchenlieder. Sein Verzeichnis in der Christlichen Liederdatenbank umfasst 136 Titel.



Eindeutscher im Dienste der Aufklärung

Am 22. Oktober 1818 stirbt der Aufklärer Joachim Heinrich Campe. Ihm haben wir Verdeutschungen wie Dörrleiche für Mumie, Haarkräusler für Friseur, Windball für Ballon oder bebroten für panieren zu verdanken.

Joachim Heinrich Campe, geboren am 29. Juni 1746 in Deensen bei Holzminden, war Pädagoge, Schriftsteller, Verleger sowie Sprachforscher und Lexikograph zur Zeit der Aufklärung. Er studierte in Helmstedt und Halle evangelische Theologie, war anschließend als Hauslehrer und Erzieher von Alexander und Wilhelm von Humboldt in Tegel tätig. 1776 ging er an das Philanthropinum, die Reformschule von Johann Bernhard Basedow in Dessau, und übernahm dort alsbald die Schulleitung. 1777 gründete Campe in Hamburg seine eigene Erziehungsanstalt, reformierte von 1786 bis 1805 das Schulwesen in Braunschweig und gründete 1787 die Braunschweigische Schulbuchhandlung. In diese Zeit fällt seine Bearbeitung von Daniel Defoes *Robinson Crusoe* für jugendliche Leser (erschienen 1779), die zu einem der erfolgreichsten deutschsprachigen Jugendromane avancierte. Durch dieses und weitere Werke gilt Campe als einer der Begründer des modernen Genres der Kinder- und Jugendliteratur. Campe starb am 22. Oktober 1818 von der Öffentlichkeit nahezu vergessen. In den Jahren ab 1790 befasste sich Campe vor allem mit der *Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache* (1794). So

gibt er von 1795 bis 1797 zusammen mit einigen Mitstreitern wie Eschenburg, Kinderling, Rüdiger und Heynatz Beiträge zur weiteren Ausbildung der Deutschen Sprache heraus. Darin wurden Werke namhafter Schriftsteller wie Wieland, Herder, Voß, Schiller und Goethe sprachkritisch korrigiert, keineswegs nur hinsichtlich der Fremdwortverdeutschung. Goethe und Schiller revanchierten sich mit den berühmten Distichen in den *Xenien* (1796): „Eridanus. An des Eridanus Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau, Welche die Sprache des Teuts säubert mit Lauge und Sand.“

„Der Purist. Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern; Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant

uns verdeutsch.“ In seinem bekannten Verdeutschungswerk *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen Ausdrücke* (1801) hat Campe für „Pedant“ als übliche Entsprechung „Schulfuchs“ angegeben, daneben als bessere eigene Alternative „Steiffing“ vorgeschlagen – aus heutiger Sicht mehr als fragwürdige Ersetzungen. Wie sehen nun seine weiteren etwa 11.000 Verdeutschungen aus? Brausekopf



Abb.: Johann Fredrich Matthäi, Gemäde von 1819

für Enthusiast, Kunsthöhle für Grotte, Schalksernst für Ironie, Zwischenstille für Pause können stellvertretend für etliche stehen. Neben diesen zum Schmunzeln anregenden Bildungen verzeichnet Campe aber auch etwa 200 Verdeutschungen, die heute üblich sind und vielfach gleichwertig neben den entlehnten Bildungen stehen: altertümlich für antik, Ausflug für Exkursion, auswerten für evaluieren, befähigen für qualifizieren, dienstunfähig für invalid, einschließliche für inklusive, Erdgeschoss für Parterre, Ergebnis für Resultat, Stelldichein für Rendezvous, Sterblichkeit für Mortalität, Weltall für Universum und so fort. Campe billigt aber in Texten Gelehrter durchaus

den Gebrauch von Fremdwörtern und toleriert auch gut eingebürgerte Lehnwörter wie Abt, Kartoffel, Lack, Tempel.

Seine Verdeutschungsvorschläge fanden vor allem durch die Aufnahme in sein *Wörterbuch der deutschen Sprache* (1807-1811) weitere Verbreitung. Mit diesem großen fünfbandigen Werk wollte Campe seinen berühmten lexikographischen Vorgänger Johann Christoph Adelung (*Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*, 5 Bände, Leipzig 1774-1786) übertreffen. Das ist ihm zumindest quantitativ auch gelungen: Sein Wörterbuch zählt 141.277 Einträge, wogegen es Adelung „nur“ auf 55.181 brachte. Die beeindruckend hohe Zahl an Lemmata erreichte Campe vor allem durch eine Anhäufung von

Komposita und Ableitungen, die ihm Jacob Grimm im Vorwort seines *Deutschen Wörterbuchs* mit deutlichen Worten vorwirft: „ein schwerfälliges, tief unter dem seines Vorgängers stehendes Werk, hervorgerufen durch die Begierde, die bei Adelung fehlenden [...] Wörter nachzutragen und einem unverständigen Purismus huldigend alle fremden Wörter aus der Sprache zu tilgen.“ Und zu den angekündigten Nachträgen: „ein Glück, dass diese Nachträge nie erschienen sind, durch das Hauptwerk schon stand die Überschwemmung hoch genug“.

Zu Campes Ehre ist aber festzuhalten, dass er in stärkerem Maße als sein berühmter Vorgänger die Literatursprache wie die Mundart berücksichtigt hat. Aus heutiger Sicht gehört das Werk zu Campes großen Verdiensten. Es stellt ein mit einer Fülle von literarischen und gebrauchssprachlichen Belegen gestütztes Werk dar, das einen zentralen Baustein der sprachkultivierenden Lexikographie des frühen 19. Jahrhunderts bildet. Der ganz große Erfolg war Campe aber trotz aller Bemühungen nicht beschieden. Seine Vorschläge zeigten bei seinen Zeitgenossen kaum Wirkung und stießen erst recht nicht auf Widerhall. Allenfalls konnte er eine gewisse Sympathie für „Sprachreinheit“ erzeugen. So hat Schiller seinen Fremdwortgebrauch bei der Überarbeitung seiner Schriften deutlich reduziert.

Joachim Heinrich Campe hat sich zweifellos um die deutsche

Sprache verdient gemacht. Sein zum Teil übertriebener Drang zur Verdeutschung ist von Zeitgenossen bespöttelt und als Selbstzweck missverstanden worden. Seine Motive waren aber zu keiner Zeit nationalistisch oder gar fremdenfeindlich, sondern aus tiefster Überzeugung aufklärerisch.

Die Germanistik des 21. Jahrhunderts erkennt in seinem Werk so vor allem auch seine volksaufklärerische Mission: Allein die Verbreitung des Gedankengutes der Aufklärung in allen Schichten der Bevölkerung konnte eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse herbeiführen. Ein Mittel dazu sah Campe in der Sprache, die möglichst verständlich sein musste. Als glühender Anhänger der Französischen Revolution wollte er auch Menschen der unteren Schicht durch möglichst verständliche Wörter eine Teilhabe am politischen Diskurs ermöglichen. Sein Fremdwortpurismus verfehlt in seinem Bestreben, Ersatz für Fremdes zu bieten, vielfach sein Ziel, ist aber zugleich in seiner erklärenden Form wie in den nicht wenigen in unseren Wortschatz aufgenommenen Bildungen auch noch 200 Jahre nach seinem Tod eine Bereicherung der deutschen Sprache.

Stefanie Stricker

Prof. Dr. Stefanie Stricker lehrt und forscht am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft der Universität Bamberg.

Das Land der Freien?

Es war ein langer Kampf, bis die Sklaverei – die „peculiar institution“ – in den USA endlich abgeschafft wurde. Einer der wichtigsten Vorkämpfer war Frederick Douglass, der sich selbst vom Sklaven zum Schriftsteller wandelte.

In „What to the Slave is the 4th of July“, einer seiner bekanntesten Reden, beschwor Frederick Douglass im Jahr 1852 einen Sturm herauf und kritisierte seine Landsleute scharf: „The existence of slavery in this country brands your republicanism as a sham, your humanity as a base pretense, and your Christianity as a lie“. Douglass, der nicht nur für die vollen Bürgerrechte der Afro-Amerikaner stritt, sondern auch die erstarkende amerikanische Suftragettenbewegung offen unterstützte, war selbst Teil und sogar einer der Anführer dieses Sturms. Im Jahr 2018 jährt sich der Geburtstag (sein genaues Geburtsdatum ist unbekannt) des afro-amerikanischen Bürgerrechtlers Frederick Douglass zum zweihundertsten Mal – und doch sind seine Schriften und Reden heute so relevant wie im 19. Jahrhundert.

So prangerte er in seiner Rede zum Unabhängigkeitstag den Verrat an ihren Gründungsidealen an, den die Vereinigten Staaten begingen, weil sie das System der Sklaverei nicht nur duldeten, sondern durch Bundesgesetze wie den 1850 verabschiedeten „Fugitive Slave Act“ auch unterstützten. Geboren als Frederick Augustus Washington Bailey im US-Bundesstaat

Maryland als Sohn der Sklavin Harriet Bailey, gab sich Douglass seinen Nachnamen nach seiner Flucht im Jahre 1838 in einem Akt der Zurückgewinnung seiner eigenen Identität selbst. Nachdem er sich in New Bedford, Massachusetts, niedergelassen hatte, begann er in den 1840er Jahren nicht nur in öffentlichen Reden sein Leben in der Sklaverei zu beschreiben, 1845 veröffentlichte er auch seine Autobiographie *Narrative of the Life of Frederick Douglass, an American Slave*, die als *Sklaverei und Freiheit* im Jahr 1860 das erste Mal ins Deutsche übersetzt wurde.

Kämpfer für die Abschaffung der Sklaverei

Nach einem Aufenthalt in Großbritannien und Irland, der hauptsächlich dazu diente, Douglass außer Reichweite seines ehemaligen Besitzers zu bringen, kehrte er in die Vereinigten Staaten zurück und gründete seine erste Zeitung, den *North Star*, in der er Artikel gegen die Sklaverei veröffentlichte, aber auch Pläne, die afro-amerikanische Bevölkerung der USA als Kolonisten nach Afrika zurückzuschicken, kritisierte. Der *North Star* sollte nicht die einzige Zeitung bleiben, die

Douglass herausgab, in späteren Jahren folgten *Frederick Douglass' Paper*, *Douglass' Monthly* und, nach dem Bürgerkrieg, die *New National Era*.

Nach dem Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges im Jahr 1861 argumentierte Douglass, dass die Regierung unter Abraham Lincoln es Afro-Amerikanern erlauben sollte, aktiv an den Kampfhandlungen teilzunehmen. Als dies später möglich wurde, rekrutierte Douglass selbst Männer für das erste afro-amerikanische Regiment der Nordstaaten, unter anderem einen seiner Söhne.

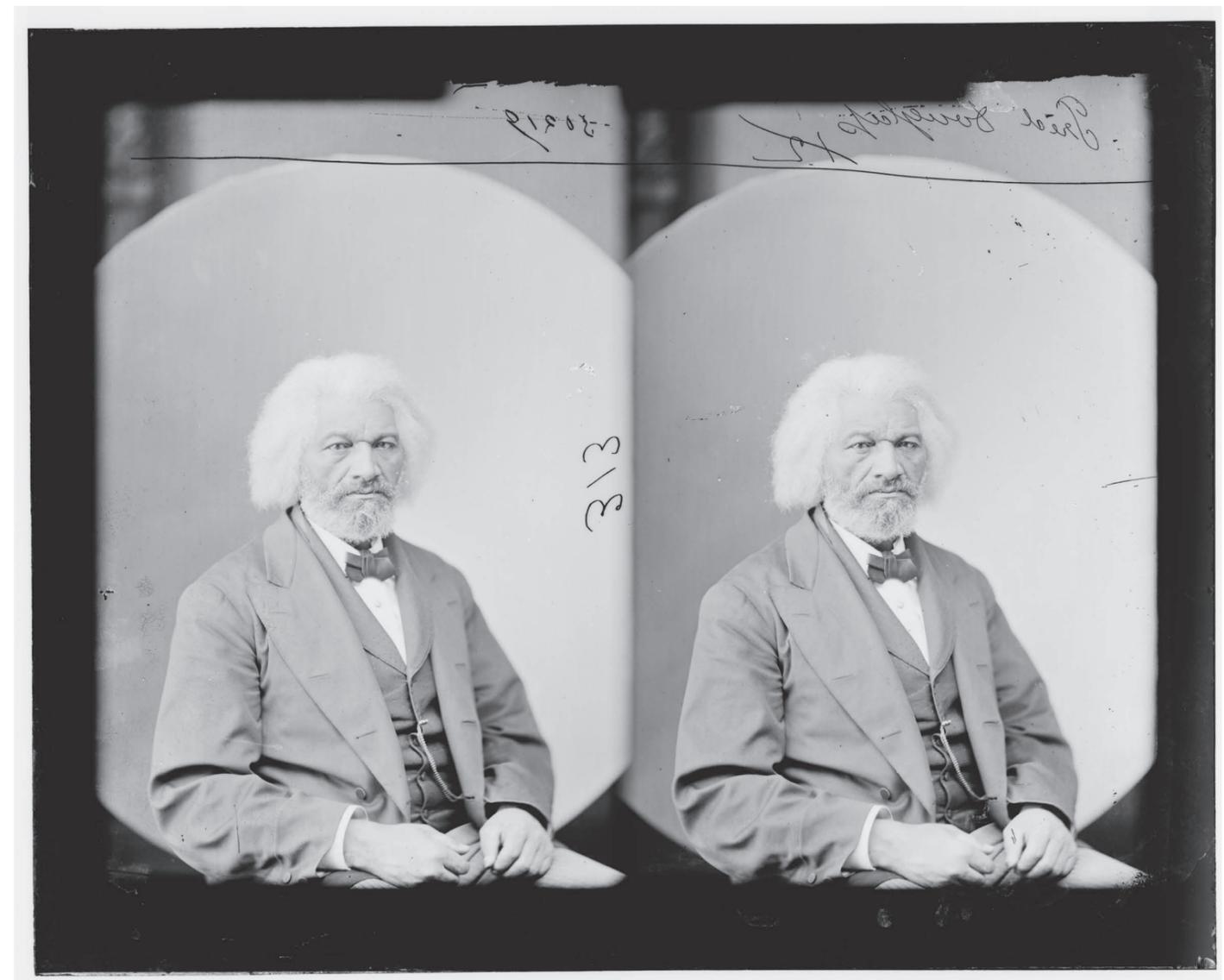
Die aktive Kriegsteilnahme sah Douglass außerdem als weiteren Grund an, warum Afro-Amerikanern die vollen Bürgerrechte und besonders das Wahlrecht zuerkannt werden sollten. Der fünfzehnte Zusatzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staaten, der allen männlichen Staatsbürgern das Wahlrecht

garantierte, wurde allerdings erst 1870 verabschiedet. Dennoch wurde die Diskriminierung der Afro-Amerikaner in den Südstaaten bald nach Beendigung des Bürgerkrieges durch sogenannte „Black Codes“ oder „Jim Crow Gesetzen“ erneut systematisch im Gesetz festgeschrieben. Daher kämpfte Frederick Douglass bis zu seinem Tod im Jahre 1895 weiter für die Gleichberechtigung der Afro-Amerikaner, aber auch der Frauen, die für den Erhalt des vollen Wahlrechts noch bis zum Jahre 1920 streiten mussten.

Bis heute ist Douglass' erste Autobiographie ein Standardwerk der amerikanischen Literaturgeschichte und seine Reden und Forderungen zur vollen Gleichberechtigung aller Bürger der USA, egal ob schwarz oder weiß, Mann oder Frau, werden weiterhin von zeitgenössischen Aktivistinnen und Aktivisten aus aller Welt zitiert.

Mareike Spsychala

Abb.: Brady-Handy photograph collection, Library of Congress, Prints and Photographs Division



Vordenker, Aktivist – und Journalist

Vor 200 Jahren wurde er in Trier geboren. Er war Philosoph, Ökonom, Historiker, Politiker und Journalist. Er war verkannt, verehrt, verdammt, aber nie vergessen. Seine Schriften sind auch heute noch ebenso wirksam wie umstritten: Karl Marx.

Wer und was war Karl Marx? Revolutionär, Querkopf, Vordenker, Prophet und Erlöser – das sind einige der Etiketten, mit denen er charakterisiert wurde und wird. Als Eleanor Marx am 16. März 1883 den Tod ihres Vaters beim Sterberegister des Londoner Stadtteils Pancras meldete, ließ sie als Beruf des zwei Tage zuvor Verstorbenen „Author“ eintragen. Bei einem Zitate-Ranking setzte ihn die Wissenschaftszeitschrift *Nature* auf Platz 1 der meistzitierten Autoren aller Zeiten. Und die UNESCO erklärte mit dem *Kommunistischen Manifest* und dem ersten Band des *Kapital* zwei seiner Schriften zum Weltkulturerbe. Karl Heinrich Marx hat sich in seinem langen Leben allerdings nicht nur als Verfasser dicker Kompendien und revolutionärer Kampfschriften profiliert, sondern auch als Journalist. Und zwar in ganz unterschiedlichen Berufsrollen: als Korrespondent, als (Chef-)Redakteur und als Herausgeber. Am 5. Mai 1818 als drittes von neun Kindern des Rechtsanwalts Heinrich Marx und seiner Frau Henriette in der Moselstadt Trier geboren, wuchs er auf im gebildeten bürgerlichen Milieu. Die Eltern stammten aus alten Rabbinergeschlechtern, waren aber zum Protestantismus konvertiert. Durch das familiäre Umfeld und die Lehrer im humanistischen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium erhielt der junge Marx viele Anregungen im Geiste der Aufklärung und eines liberal geprägten Rationalismus. Als 17-Jähriger schreibt er in einem Abituraufsatz zum Thema „Betrachtung eines Jünglings bei der Wahl eines Berufes“ folgende Zeilen: „[...] gestatten unsere Lebensverhältnisse, einen beliebigen Stand zu wählen, so mögen wir den ergreifen, der uns die größte Würde gewährt, der auf Ideen gegründet ist, von deren Wahrheit wir durchaus überzeugt sind, der das größte Feld darbietet, um für die Menschheit zu wirken und uns selbst dem allgemeinen Ziele zu nähern, für welches jeder Stand nur ein Mittel ist, der Vollkommenheit.“ In diesen

idealistisch-emphatischen Zeilen deuten sich schon die späteren Impulse zur Weltverbesserung an. Die eigene Berufsfindung verläuft dann allerdings nicht gradlinig. Zunächst zwei Semester Studium an der neu gegründeten Universität Bonn: Rechtswissenschaft, nach dem Vorbild und auf Anraten des Vaters. Dann – auch als Akt der Emanzipation – Umzug in die preußische Metropole Berlin. An der dortigen Universität, die noch ganz im Banne des Meisterdenkers Hegel stand, intensive Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften, speziell der Philosophie. Besonders die Junghegelianer mit ihren staats- und religionskritischen Ansichten ziehen ihn in ihren Bann. Studienabschluss 1841 mit einer Doktorarbeit, in der die dialektische Spannung zwischen Zufall und Notwendigkeit, zwischen Determinismus und Freiheit philosophiegeschichtlich und zugleich grundsätzlich thematisiert wird. Die Promotion erfolgt, was damals keine Seltenheit war, in absentia, und zwar an der Universität Jena.

Wie bei manchen kritischen Köpfen der Restaurationszeit zerschlägt sich auch bei Marx die Hoffnung auf eine akademische Karriere. Da bietet ein neu gegründetes Presseorgan eine berufliche Einstiegschance: Die *Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe*, die seit 1842 von einer Kommanditgesellschaft auf Aktienbasis herausgegeben wird, soll der konservativen *Kölnischen Zeitung* durch eine kritisch-liberale Berichterstattung Konkurrenz machen.

Marx beginnt seine Mitarbeit mit einer sechsteiligen Artikelserie zu den Debatten des Rheinischen Landtags über die Pressefreiheit. Den Abgeordneten, die den Status quo der Vorzensur gewissermaßen ontologisch begründen wollten, hält er entgegen: „Die zensierte Presse mit ihrer Heuchelei, ihrer Charakterlosigkeit, ihrer Eunuchensprache, ihrem hündischen Schwanzwedeln verwirklicht nur die inneren Bedingungen ihres Wesens.“ Und weiter: „Das Wesen der freien Presse ist das charaktervolle, vernünftige, sittliche Wesen der Freiheit. Der

Charakter der zensierten Presse ist das charakterlose Unwesen der Unfreiheit, sie ist ein zivilisiertes Ungeheuer, eine parfümierte Mißgeburt.“ Selten sind stilistisch so brillante und intellektuell so fundierte Passagen über Pressefreiheit und Zensur veröffentlicht worden wie in dieser Artikelserie.

Verbot und Emigration

In weiteren Beiträgen befasste sich Marx mit sozialen Problemen und ökonomischen Fragen. Damit der Zensor nicht einschreiten konnte, geschah dies teilweise wieder mit Bezug auf die Landtagsverhandlungen, etwa über das Gesetz zum Holzdiebstahl und die Lage der Moselbauern. Die Artikel erschienen, wie damals üblich, anonym. Aber intern konnte sich der Autor damit so profilieren, dass er im Oktober 1842 Chefredakteur wurde. Die Auflage der *Rheinischen Zeitung* stieg unter seiner Redaktionsleitung auf 3.400 Abonnenten – eine stolze Zahl für damalige Verhältnisse. Das Blatt erlitt jedoch schon bald das „normale“ Schicksal des kritischen Journalismus: Anfang 1843 wurde es verboten. Marx zog aus seinen Erfahrungen dieselbe Konsequenz wie viele oppositionelle Publizisten vor ihm: Er ging in die Emigration. Zusammen mit dem Linkshegelianer Arnold Ruge gab er im Februar 1844 in Paris die *Deutsch-Französischen Jahrbücher* heraus. Im ersten – und einzigen – Doppelheft erschien seine Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. „Die Waffe der Kritik kann allerdings die Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muß gestürzt werden durch materielle Gewalt, allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift.“ Hier beginnt Marx seinen Weg als Theoretiker des wissenschaftlichen Sozialismus und als Aktivist des Kommunismus. Ein großer Teil der Auflage wurde an den Grenzen zum Deutschen Bund konfisziert, und damit war das neue Medium schon kurz nach dem Start gescheitert. Es brachte allerdings Marx in Kontakt mit dem Barmer Fabrikantensohn Friedrich Engels – der Beginn einer lebenslangen Freundschaft und intellektuellen Partnerschaft. Von den vielen gemeinsamen Werken hat das im Februar 1848 veröffentlichte *Manifest der Kommunistischen Partei* die größte Resonanz gefunden. Der in Brüssel im Auftrag des Bundes der Kommunisten entstandene Text, mittlerweile in mehr als 200 Sprachen übersetzt, beginnt mit dem Satz: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus.“ Und er endet mit dem Appell: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!“ Aus einer radikal-liberalen Kritik am Bestehenden war ein revolutionäres Programm geworden. „Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsere Festungen.“ Dieser Satz stammt von Heinrich Heine, mit dem sich Karl Marx in Paris angefreundet hatte. Er hätte auch von Marx selbst sein können. Nach der bürgerlichen Revolution von 1848 – zuerst in Paris, dann in Berlin – gründete er in

Köln erneut eine Tageszeitung. Von der *Neuen Rheinischen Zeitung* kamen seit dem 31. Mai 1848 insgesamt 301 Nummern heraus, ergänzt durch Beilagen und Extrablätter. Marx war jetzt im Impressum als „Redacteur en chef“ aufgeführt. Und er war ein autoritärer Chefredakteur. Engels schrieb dazu im Rückblick: „Die Verfassung der Redaktion war die einfache Diktatur von Marx.“ Die Linie der Zeitung und auch die Diktion waren diesmal weit radikaler und dogmatischer. Polemik gegen die Machteliten, Abrechnung mit der Nationalversammlung in der Paulskirche, Aufruf zum Steuerstreik, Plädoyers für eine soziale Republik – die Redaktion betrieb durchaus Kampagnenjournalismus. Prozesse wegen Majestätsbeleidigung, Verleumdung und Anstiftung zur Rebellion endeten zwar mit Freispruch; aber am 19. Mai 1849 musste das Blatt trotz einer beachtlichen Auflage von 6.000 Exemplaren sein Erscheinen einstellen. Die letzte Ausgabe dieser „ersten sozialistischen Parteizeitung großen Stils in Deutschland“ (Kurt Koszyk) wurde ganz in roter Farbe gedruckt und auch deshalb später als Rarität in Presseantiquariaten hoch gehandelt. Am Beginn stand ein Abschiedsgedicht von Ferdinand Freiligrath, in dem er das Blatt als „stolze Rebellenleiche“ würdigte.

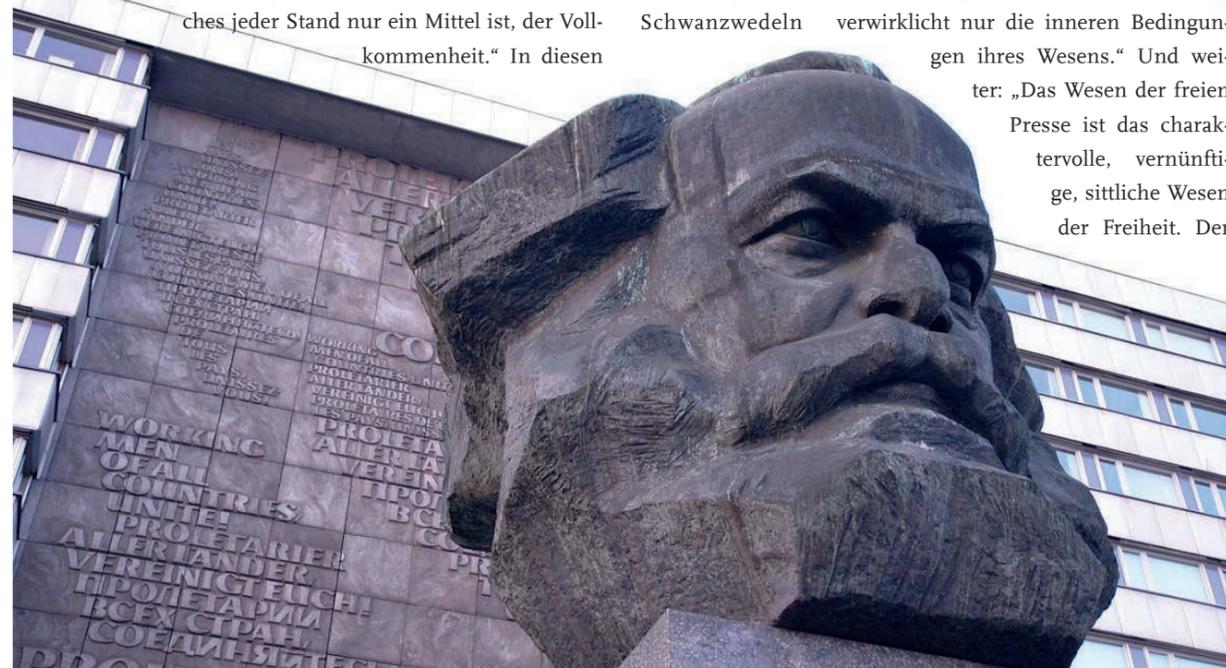
Für den Chefredakteur bleibt, wieder einmal, nur die Emigration, die diesmal über Paris nach London führt. Dort wird er ausharren bis zu seinem Tod, 34 Jahre lang. Einen Großteil dieser Zeit verbringt er im Lesesaal des Britischen Museums. Dort unterwirft sich der Vordenker der proletarischen Revolution der Diktatur des Sitzfleischs. Im Laufe der Jahre füllt er eine dreistellige Zahl von Notizheften mit Exzerpten wissenschaftlicher Literatur. Diese bilden die Materialbasis für sein Hauptwerk *Das Kapital*, dessen erster Band 1867 erscheint.

Die Londoner Zeit ist weniger durch politische Restriktionen, dafür umso mehr durch eine bedrückende finanzielle Situation gekennzeichnet. Dem Dauerkunden der örtlichen Leihhäuser muss der Freund und Kombattant Engels immer wieder mit Geldgeschenken unter die Arme greifen. Allerdings helfen auch Erträge aus dem Journalismus beim Überleben: Von 1852 bis 1862 liefert Marx regelmäßig Beiträge für die *New-York Daily Tribune*, damals das auflagenstärkste Blatt der Welt. Dabei handelt es sich primär um politische und wirtschaftliche Analysen; es geht vor allem um Freihandel und Kolonialismus, um Ursachen und Folgen der Industrialisierung und der zeitgenössischen Kriege. Eine Zeitlang tragen auch die Honorare deutschsprachiger Zeitungen zum Broterwerb bei. Marx arbeitet als Korrespondent für die *Neue Oder-Zeitung* in Breslau und *Die Presse* in Wien. Doch klagt er in einem Brief an Engels: „Das Lausegeld von Wien [...] wird verdammt wenig sein, da die Hunde nicht einmal wöchentlich einen Artikel jetzt drucken.“ So muss Marx am Ende seines Lebens die Erfahrung machen, dass auch von journalistischer Lohnarbeit andere Profiteure den Mehrwert kassieren. Zwei Jahrzehnte zuvor hatte er festgestellt „Die erste Freiheit der Presse besteht darin, kein Gewerbe zu sein.“

Walter Hömberg

Karl-Marx-Denkmal in Chemnitz.

Foto: Kolossos/CC BY-SA 3.0/Wikimedia



Revolution im Kleiderschrank

Eng geschnallt und straff geschnürt: Bis ins 19. Jahrhundert tragen Frauen Korsett, dazu breite Reifröcke. Doch dann sagt die Publizistin und Frauenrechtlerin Amelia Bloomer den Ungetümen aus Stoff, Metall und Fischbein den Kampf an.

Weit fallende Hosen, die unter knielangen Röcken getragen werden, dazu ein locker anliegendes Oberteil, ganz ohne Korsett oder Reifrock – so stellt sich Amelia Bloomer die neue, zwanglose Garderobe für Frauen vor. Wie revolutionär ihre Idee ist, zeigt der Blick in den Kleiderschrank des 19. Jahrhunderts: Frauen tragen Korsett. Je schmaler die Taille, desto begehrenswerter die Trägerin. Die Beine sind dabei unter weiten und wallenden Reifröcken versteckt. Denn Frau mit Anstand enthüllt ihre Beine nicht.

Vor 200 Jahren, am 27. Mai 1818, wird Amelia Bloomer im Bundesstaat New York geboren. Bevor Amelia Bloomer gegen Korsett und Reifrock rebelliert, arbeitet sie in Seneca als Hauslehrerin. Ihr Mann Dexter ist dort Redakteur und Mitinhaber des liberalen *Seneca County Couriers*. Während er in der Redaktion recherchiert und schreibt, engagiert Bloomer sich mehr und mehr in der Abstinenzbewegung, die gegen den Genuss von Alkohol kämpft. 1848 gründet sie selbst einen Anti-Alkohol-Verein, die Ladies Temperance Society, sitzt im Vorstand, beschäftigt sich mit Frauenrechten. Ihr Engagement fällt in eine Zeit, in der es selbstverständlich ist, dass der Herr des Hauses als Vormund seiner Ehefrau gilt, über ihren Verdienst verfügt und alleine über die Erziehung der Kinder entscheidet. Auch politische Teilhabe ist Frauen untersagt: Der Gang zur Wahlurne bleibt ihnen verwehrt.

Sprachrohr der Frauenbewegung

Es dauert nicht lange bis Bloomer für den Verein eine eigene Zeitschrift mit dem Titel *The Lily* entwirft. Bloomer ist Herausgeberin und lange Zeit die einzige Redakteurin. Damit ist sie wohl die erste Frau in den USA, die ein Magazin selbst mit journalistischen Inhalten befüllt, druckt, herausgibt und versendet. *The Lily* startet mit kleinem Publikum: Rund 300 Leserinnen findet das Magazin.

1850 ändert Bloomer Titel und Inhalt des Blattes. Von nun an erscheint es als *The Lily. Devoted to the Interests of Women* und mausert sich zum Sprachrohr der amerikanischen Frauenbewegung. Bloomers Lieblingsthema: eine Reform der Frauenkleidung. Mit Artikeln in ihrem Magazin kämpft Bloomer für die Abschaffung von Korsett und Reifrock und für die Einführung eines auf Knielänge verkürzten Rockes unter dem eine knöchellange Pluderhose getragen wird. Mit einem „bequemen, gesunden, unten gegabelten Bekleidungsstück“, so Bloomer, soll der Kleiderschrank der Frauen endgültig revolutioniert werden. 1851 ist es dann so weit: Die Publizistin stellt erstmals öffentlich eine entsprechende Hose für Damen vor, die so genannten Bloomers. Dazu werden weite Hemden ohne

Korsett getragen. Die neuartigen Pantalons werden nach ihr benannt, obwohl Amelia Bloomer selbst immer wieder betont, dass die Amerikanerin Elizabeth Smith Miller die eigentliche Erfinderin sei. So hat Bloomer das Kleidungsstück zwar nicht erfunden, wohl aber bekannt gemacht. Denn in ihrer Zeitschrift verbreitet sie Schnittmuster zum Nähen und Anleitungen zum Tragen.

„Unten gegabelt“

Die Bloomers stoßen vor allem bei Frauenrechtlerinnen auf reges Interesse. Die Männerwelt hingegen reagiert ablehnend bis empört: Pfarrer verwehren Frauen in Hosen den Zugang zum Gottesdienst, Professoren lästern über Studentinnen in Pluderhosen und Ärzte äußern Bedenken, dass das neue Kleidungsstück die Gebärfähigkeit ihrer Trägerinnen beschädigen würde. Auch männliche Journalisten sind skeptisch. So schreibt ein Redakteur im *New York Herald*: „Der Versuch, Pantalons einzuführen, wird nicht gelingen. Jene, die es versucht haben, werden höchstwahrscheinlich ihre Karriere bald im Irrenhaus beenden oder vielleicht im Staatsgefängnis.“

Im Irrenhaus oder Gefängnis landet Bloomer allerdings nie. Den, so könnte man sagen, Hosendurchbruch erlebt sie aber auch nicht mehr mit. 1894 stirbt die Publizistin und Vorkämpferin der Kleidungsreform. Das Ende des Kleider- und Rockzwangs für Frauen in den USA leitet erst die von Europa nach Amerika überschwappende Sportbegeisterung ein: Frauen wollen wie Männer reiten oder Fahrrad fahren. Möglich ist das nur mit der Bewegungsfreiheit, die Hosen bieten. Die Frau in Hose tritt, trotz Rückschlägen, nach und nach den Siegeszug an. Spätestens im Ersten Weltkrieg ist dann endgültig Schluss mit männlichen Bedenken und pseudo-medizinischen Vorurteilen. In Kriegsjahren erledigen Frauen Männerarbeit in Männerhosen.

Bis heute bleibt der Name der Publizistin Amelia Bloomer untrennbar mit der Kleiderreform des 19. Jahrhunderts verbunden. Und das Wort Bloomers steht noch immer in englischen Wörterbüchern, wird noch immer im ursprünglichen Sinn verwendet und zwar für bauschige, am Knie gebundene Damenhosen.

Vera Katzenberger

„Wenn man eine gute Figur hat, denkt man gar nicht an Stimmrecht. Und wenn man eine schlechte hat, ist ein Korsett entschieden nützlicher“, so spielt der *Simplicissimus* 1910 auf die Frauenbewegung an. Das ist freilich gar nicht in Bloomers Sinne. Abb.: *Simplicissimus*, 15. Jg., Nr. 23 vom 5.09.1910,

Zeichnung von Marcello Dudovich

Eine Gegnerin der Frauenbewegung

(Zeichnung von M. Dudovich)



„Wenn man eine gute Figur hat, denkt man gar nicht an Stimmrecht. Und wenn man eine schlechte hat, ist ein Korsett entschieden nützlicher.“

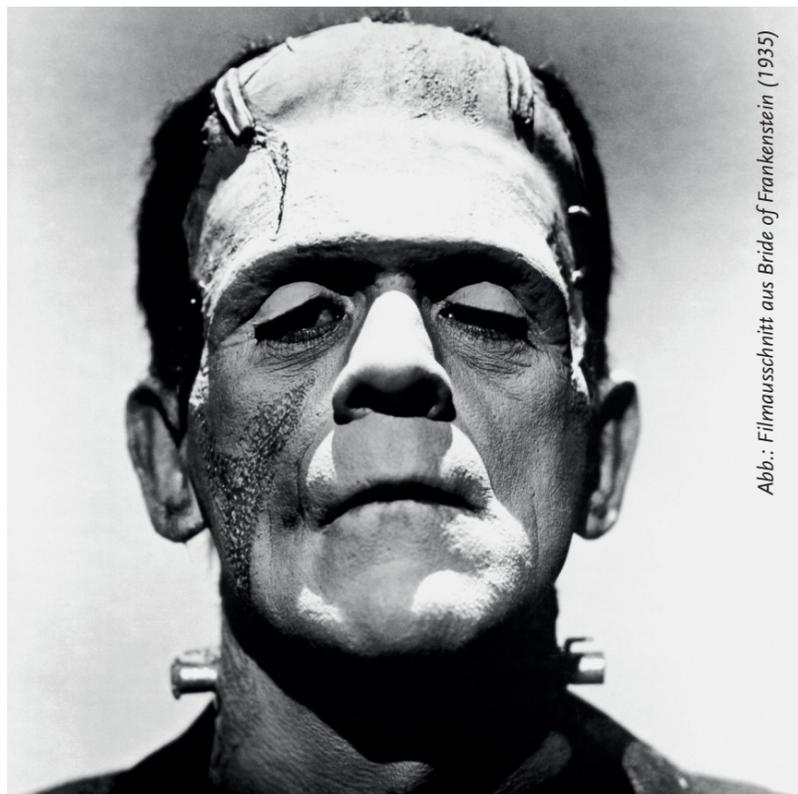


Abb.: Filmausschnitt aus *Bride of Frankenstein* (1935)

Prometheus lebt

Vor 200 Jahren ersann Mary Shelley den genial-größenwahnsinnigen Arzt Victor Frankenstein. Sein furchtbar-trauriges Geschöpf inspiriert seither Künstler, Autoren, Regisseure zu immer neuen Interpretationen.

Klassiker feiern wir an ihren Geburtstagen. Wenn *Frankenstein* zweihundert Jahre alt wird, scheint es kaum notwendig zu fragen, wie er in die Welt kam, denn jeder kennt ihn. Dem einen oder anderen muss man dann vielleicht sogar berichten, dass es ein Buch war, in dem der Typus des verrückten Wissenschaftlers das Licht einer neuen Zeit ungeahnter wissenschaftlicher Möglichkeiten erblickte. Mehr noch, so manchem ist es entfallen, dass der moderne Prometheus, wie er im Untertitel des 1818 erschienen Romans heißt, Frankenstein ist, ein moderner Prometheus, ein Roman, der zum Mythos wurde. Die Verwechslung von Erschaffer und Geschöpf zeigt, wie erfolgreich Mary Shelley darin war, das Wesen dieser Beziehung in ihrem Roman zu erforschen. Wie vielseitig ist diese Beziehung!

Das Buch thematisiert die großen Themen der Gegenwart: Wo sind die ethischen Grenzen der Wissenschaft? Dürfen wir die Rolle Gottes einnehmen und Leben erschaffen? Wie verändert uns die Fähigkeit, selbst den Rang eines Schöpfers zu beanspruchen? Welches ist das Verhältnis zwischen Schöpfer und Geschöpf? Können wir unsere Geschöpfe kontrollieren oder

verlassen sie uns, ohne dass wir jemals wieder Einfluss auf sie nehmen können, oder hassen Geschöpfe ihre Schöpfer, wie wir in Ridley Scotts *Prometheus* (2012) erfahren, wenn der Android zu seinem menschlichen Vater spricht, den er ermorden wird? Wenn Schöpfer zu werden einen Wunsch, ein Begehren bezeichnet, ein Abbild unserer selbst zu schaffen, gibt es dann auch andere Schöpfungen unserer Kreativität, die sich selbständig machen? Könnte Mary Shelley an Bücher gedacht haben wie ihr eigenes, ein Geschöpf, das sich seit zweihundert Jahren durch unsere Kultur bewegt und selbst immer neue Geschöpfe hervorbringt? Eine neue Spezies wurde geboren, die sich fortpflanzt, ein Recht, das dem Geschöpf im Roman verwehrt blieb, als er sich einen weiblichen Begleiter von seinem Schöpfer wünschte.

Frankenstein ist, wie der Untertitel verrät, ein moderner Prometheus, ein Roman, der zum Mythos wurde. Mythen leben fort und bringen stetig neue Geschöpfe hervor, neue Erzählungen in den unterschiedlichsten Formen. *Frankensteins* Fußabdrücke können seit 1818 in allen Gattungen und Medien entdeckt werden, tatsächlich überall in unserer Kultur. *Frankenstein*

wurde auf die Bühne gebracht, nicht lang nach seiner Veröffentlichung, und 2011 erregte im Royal National Theater eine Dramatisierung Aufsehen, in der Benedict Cumberbatch einmal Frankenstein und dann sein Geschöpf spielte.

Im Roman heißt das „Monster“ ganz wertfrei „creature“. Es ist aber auch zu einem Filmwesen mutiert, das wie Dracula und Zombies für das neue Medium wie geschaffen erscheint, ein Toter, der durch den Film, durch nichts weniger als Licht zum Leben erweckt wird. Der erste, der Frankensteins Geschöpf als eine lichtgeborene Illusion im Film das ewige Leben gab, war der große Erfinder Thomas Alva Edison (1910), der berühmteste war James Whale, der 1931 das Geschöpf als Opfer der Welt darstellte, die ihm keine Chance gab, als Mensch akzeptiert zu werden, sondern zum Monster machte.

Als Bill Condon *Gods and Monsters* (1998) auf die Leinwand brachte, ein Film, in dem die Arbeit an Whales *Frankenstein* erzählt wurde, hatte Mary Shelleys Geschöpf abermals eine neue Interpretation erfahren. Der schwule Regisseur identifiziert sich demnach mit seinem Filmgeschöpf, den engherzigen Menschen zum Außenseiter und zur unnatürlichen Kreatur machen.

Doch Frankensteins Kreatur ist nicht allein das Opfer des Wissenschaftlers, der den Tod überwinden möchte und dabei

neues Leben, ja eine neue Spezies erschafft, sondern er bringt auch einen Menschen zur Welt, den seine Mitmenschen einer antiken Tradition folgend als das Hässliche identifizieren und sodann zum Anderen und Bösen machen.

So ist Shelleys Kreatur in seinem langen Leben beides, Opfer und Täter – entweder ein Opfer, das durch die Umwelt zum Täter wird oder ein Täter, der für das Unnatürliche, Künstliche steht. Deshalb sprechen viele heute von Frankensteinmahrung, wenn sie von genmanipulierten landwirtschaftlichen Produkten sprechen und andere fragen, ob geklonte Wesen Geschöpfe Frankensteins sind.

Was macht die unglaubliche Vielseitigkeit und Elastizität des Geschöpfes aus, das Mary Shelley erschuf, als sie *Frankenstein* ersann – nicht nur den neuen Prometheus, sondern auch die Kreatur als den neuen Adam? Mary Shelley zitiert John Milton, der in seinem Epos *Paradise Lost* (1667) über die erste Tat des Ungehorsams Adam eine verzweifelte Frage an Gott richten lässt: „Did I request thee, Maker, from my clay / to mould me man? Did I solicit thee / From Darkness to promote me?“

Christoph Houswitschka

Dr. Christoph Houswitschka ist Professor für Englische Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg.

Stürmische Zeiten

Mit *Wuthering Heights* erschafft die englische Schriftstellerin Emily Brontë 1847 nicht nur einen Klassiker der Romanliteratur, sondern auch eine der abgründigsten Liebesgeschichten aller Zeiten.

Im Vergleich zu anderen Frauen der viktorianischen Epoche führt Emily Brontë ein außergewöhnliches Leben, das sie ein Stück weit zum Freigeist werden lässt: Als fünftes von sechs Kindern des Pfarrers Patrik Bronte am 30. Juli 1818 geboren, wächst sie zusammen mit ihren Geschwistern im ländlichen Yorkshire auf. Bedingt durch die angespannte finanzielle Situation des Vaters und den frühen Tod der Mutter leben die Brontë-Kinder sozial stark isoliert.

Aufgrund des geringen Einkommens des Vaters verdienen die Schwestern Geld als Lehrerinnen oder bessern die Haushaltskasse durch Schreiben auf. Außergewöhnlich für Frauen ihrer Zeit ist außerdem ein Studienaufenthalt von Emily und Charlotte 1842 in Brüssel.

Ihr Ziel ist es, Qualifikationen für die Gründung einer eigenen Schule zu erwerben. Doch der Plan scheitert und Emily kehrt nach Yorkshire zurück, um für ihren Vater den Haushalt zu führen. Auch ihre Hobbies sind ungewöhnlich: Emily liebt Tier- und Naturbeobachtungen sowie einsame Wanderungen durch die schroffe Landschaft Yorkshires. Sie stirbt 1848, wahrscheinlich an einer Lungenentzündung. Typisch für diese

außergewöhnliche Frau ist außerdem die Weigerung, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Lieber lässt sie der Natur ihren freien Lauf.

Die künstlerische Ader und das literarische Talent der Geschwister zeigen sich bereits im Kindesalter. Schon früh schreiben Emily, ihre Schwestern Charlotte und Anne sowie ihr Bruder Branwell Gedichte und Phantasiegeschichten. Branwell absolviert als junger Mann eine Ausbildung zum Porträtmaler und schreibt Gedichte. Auch Emilys Schwestern widmen sich dem Schreiben. Ihre späteren Werke zählen zu den Klassikern der viktorianischen Romanliteratur des 19. Jahrhunderts: Charlotte veröffentlicht 1847 unter dem männlichen Pseudonym Currer Bell den Klassiker *Jane Eyre*; Anne im gleichen Jahr den Roman *Agnes Grey* – ebenfalls unter dem Familienpseudonym Bell (Acton). Emily Brontë tut es ihnen gleich: Der Roman *Wuthering Heights* wird unter dem Namen Ellis Bell veröffentlicht.

Er beschreibt die ungewöhnliche Liebesgeschichte zwischen dem attraktiven und dämonisch erscheinenden Waisenjungen Heathcliff sowie der gesellschaftlich hin- und hergerissenen

Catherine Earnshaw. Beide wachsen isoliert auf einem abgelegenen Anwesen in der wilden Landschaft Yorkshires auf. Durch ihre fehlende soziale Verankerung und gesellschaftliche Abgeschiedenheit handeln sie im späteren Leben oftmals ohne sich nach ethischen Werten zu richten. Die sturmgepeitschte Naturkulisse des Romans spiegelt den ungebändigten Charakter der beiden Protagonisten wider, die füreinander bestimmt zu sein scheinen („I am Heathcliff – he’s always, always in my mind – not as a pleasure, any more than I am always a pleasure to myself – but as my own being“).

Doch Catherine entscheidet sich entgegen ihrer Liebe zu Heathcliff für die Annehmlichkeiten einer gutsituierten Ehe und heiratet den Sohn eines benachbarten Gutsherren. Heathcliff fühlt sich von ihr verraten, macht in der Ferne sein Glück, und lässt, nachdem er wohlhabend zurückgekehrt ist, seinen Rachegehlüsten freien Lauf.

Der Roman steht außerhalb der moralischen und literarischen Konventionen seiner Zeit und ist im 19. Jahrhundert entsprechend umstritten sowie viel kritisiert. Besonderes Aufsehen erregt, dass derart ungezügelter Charaktere wie Catherine und Heathcliff von einer Frau erdacht wurden.

Es fällt der viktorianischen Leserschaft schwer, sich mit einer der ambivalenten Hauptpersonen zu identifizieren – ist doch vor allem Heathcliff ein Held mit durchaus böser Charaktereigenschaften. Zudem entsprechen die verschachtelt aufgebaute Handlung und die ungewöhnliche Erzählstruktur nicht der damals üblichen Leserwartung: *Wuthering Heights* wird nicht von einem allwissenden Erzähler dominiert. Der Leser erfährt die Geschichte von zwei charakterlich sehr

unterschiedlichen Ich-Erzählern, deren Zuverlässigkeit durchaus fragwürdig ist, da sie die Vorgänge aus ihrer Perspektive und zum Teil gefiltert und inhaltlich geschönt weitergeben. Bis zum Schluss gibt es keine Gewissheit über die berichteten Vorgänge und auch das Ende des Romans bleibt offen und ohne jegliche Bewertung.

Wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb fasziniert die Geschichte von Catherine und Heathcliff bis heute ihr Publikum. Der verstorbene Schauspieler Heath(cliff) Ledger (*Brokeback Mountain*) und seine Schwester Catherine wurden von ihren Eltern sogar nach den Protagonisten des Romans benannt. Auch die künstlerische Variation des Themas scheint schier unendlich: Zwischen 1920 und 2016 wird *Wuthering Heights* knapp vierzig Mal in verschiedenen Sprachen und Versionen verfilmt. Es gibt Hörspiele und Hörbücher. *Monty Pythons Flying Circus* verarbeitet *Wuthering Heights* zu einem Sketch. Die Maler Percy Tarrant und Balthus schaffen Illustrationen, Clare Leighton und Fritz Eichenberg lassen sich für ihre Holzschnitte vom Roman inspirieren. Auch musikalisch findet die Liebesgeschichte von Catherine und Heathcliff breiten Niederschlag: Es existieren drei Opern, ein Musical (Cliff Richards *Heathcliff* aus dem Jahr 1996) und zahlreiche Popsongs von namhaften Stars wie Genesis, Cliff Richard, John Ferrara, Meat Loaf und Celine Dion. Popsängerin Kate Bush interpretiert den Ausgang der Liebesgeschichte 1992 im gleichnamigen Lied schließlich auf ihre Weise: „Heathcliff, it’s me, Cathy, I’ve come home!“

Tanja Roppelt

Dr. Tanja Roppelt leitet das Levi-Strauss-Museum in Buttenheim.

Dieses alte, mittlerweile ziemlich zerfallene Bauernhaus im englischen West Yorkshire soll Inspiration für das Heim der Familie Earnshaw aus Emily Brontës *Wuthering Heights* gewesen sein.

Foto: Tom Blackwell/CC BY-NC 2.0/Flickr



Chapeau, Monsieur Chappe!

Rauchzeichen und Leuchtfeuer gab es schon lange – doch ein französischer Geistlicher entwickelte ein System, auch komplexe Informationen über lange Strecken optisch zu transportieren.

Was gibt es nicht alles an geraden wie an krummen Wegen, Nachrichten zu übermitteln! Was einst durch Feuerzeichen, Trommeln, den legendären Marathonläufer, handgeschriebene Bibeln und Einblattdrucke geschah, klappt heute via SMS, Skype und Videokonferenzen, um nur Muster zu nennen. Für ein paar Jahre war zudem das Faxen sehr gefragt, das heute kaum noch genutzt wird. Nur vorübergehend spielte auch diese Technik eine Rolle: der optische Telegraf. 1793, vor 225 Jahren also, kam er auf die Welt, doch schon um 1850 folgte der Abschied. Der Mann dahinter war der französische Geistliche Claude Chappe, geboren 1763 in Brûlon bei Le Mans. Er schuf einen Markstein der Medientechnik und der Politik samt der Kriegsführung via Medien. Auch wenn diese Art des Nachrichtentransports nur noch musealen Charakter hat, lohnt sich ein Blick auf Chappe. Er machte den Nachrichten Flügel – und damit Tempo. Zeit war schon immer Geld. Und ebenso Macht, wie diese Technik lehrt.

Zeit hatte Claude Chappe, denn infolge der Französischen Revolution von 1789 waren seine drei Brüder und er arbeitslos geworden. Durch das Quartett spukte die Idee, Meldungen auf ungewöhnliche Art zu senden. Vermutlich inspirierten sie dazu die vielen Türme von Kirchen, Burgen und Schlössern, die es nicht nur in ihrer Heimat gab. Wenn man auf einen Turm ein optisches Zeichen setzt, so ihr Gedanke, das vom nächsten Turm aus erkennbar ist, und von dort auf einem dritten und vierten und ... da könnte sich doch gut etwas übermitteln lassen, oder?

Und siehe da: Schon im Frühjahr 1791 errichten sie als Versuch vom Schloss in Brûlon aus die erste Strecke, immerhin 14 Kilometer lang. Zeugen protokollieren, dass alles gut ging. Ein Jahr später nimmt sich Claude ein Herz, reist nach Paris und stellt dem Nationalkonvent nicht nur einzelne Stationen vor, sondern das Projekt einer kompletten Linie. Er spricht von Semaphoren, von Zeichenträgern. Tragendes Element ist ein Gestell auf einem Turm mit mehreren beweglichen Flügeln. Je nach Ausrichtung stehen sie für 196 Buchstaben, Ziffern und Kürzel, ähnlich wie in der Stenographie und heutzutage bei den Emoticons. Telegrafeposten erkennen durch Fernrohre, was übermittelt wird.

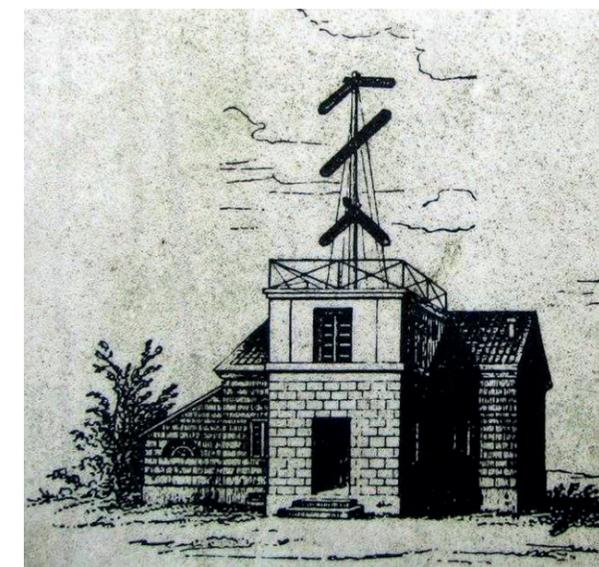
Unter seinen Brüdern hat Claude Chappe einen Helfer nach Maß: Ignace, ein gutes Jahr älter. Er war seit 1791 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, der *assemblée législative* – ein idealer Lobbyist genau für diese Erfindung. Das Übermitteln von Neuigkeiten sei so schnell, hieß es, dass Frankreichs Truppen noch am selben Tag eine Order aus Paris erhalten könnten. Welch ein Fortschritt! Freilich war auch ein Rückschlag

zu melden: Eine Anlage war zerstört worden. Da hatten einige Menschen wohl Furcht davor, die Novitäten könnten allein dem Feind nützen.

Ansonsten aber ging es Zug um Zug, Turm um Turm voran. Das kostet Geld, aber das wird beschafft. Die Zeit drängt, es ist Krieg. Frankreich kämpft gegen Preußen und Österreich. Vom April 1793 an wird die 70 Kilometer lange Strecke von Pelletier St.-Fargeau nach St.-Martin-du-Tertre installiert, im Jahr darauf folgt die erste Fernlinie von Lille nach Paris über 225 Kilometer mit 23 Stationen und diesem Rekord: Eine militärisch wichtige Meldung (vorsichtshalber war sie codiert) braucht für 170 Kilometer nur eine Stunde. Das ist wie eine frühe Datenautobahn, eine besonders luftige. Es kommen weitere Linien hinzu, etwa von Paris nach Straßburg mit 44 Türmen, über die Vogesen hinweg!

Später umfasst das französische Netz 550 Stationen. Bald werden Linien in Holland, Dänemark, Schweden, Spanien und Russland gebaut, auch von Berlin nach Koblenz, in Oberbayern und Schwaben. Doch mit den elektromagnetischen Telegrafien und dem Morsen gibt es noch schnellere Wege, und der Geistesblitz der Chappes wird zum Thema für Historiker und Museumsleute, etwa in Brûlon, den Vogesen, im Saarland und bei Potsdam. Claude Chappes Ende ist trist: 1805 nahm er sich das Leben. Streit um Prioritäten in der optischen Telegrafie hatte ihm zugesetzt.

Eckart Roloff



Optischer Telegraf Nr. 53 der Telegrafienlinie Berlin-Koblenz.

Abb.: KuLaDig, Kultur.Landschaft.Digital

Der Mann, der Anton Reiser war

Karl Philipp Moritz schrieb einen großen psychologischen Entwicklungsroman, gab die erste Fachzeitschrift für „Erfahrens-Seelenkunde“ heraus und entwarf das „Ideal einer vollkommenen Zeitung“. Umsetzen konnte er es nicht.

„Gnothi seauton“. Die berühmte Inschrift am Apollotempel im antiken Delphi machte er zum Titel einer Zeitschrift: *Gnothi seauton oder Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. Ab 1783 gab Karl Philipp Moritz zehn Jahresbände „mit der Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde“ (darunter etwa der großer Aufklärer Moses Mendelssohn) heraus; es ist die erste psychologische Fachzeitschrift. „Fakta“ wollte er darin bieten, „Fakta und kein moralisches Geschwätz.“

Gnothi seauton – Erkenne Dich selbst könnte auch als Motto des Werks gelten, für das Moritz heute noch, mindestens in Germanistenkreisen, bekannt ist: Der „psychologische Roman“ *Anton Reiser*. Es ist ein Buch, „welches vorzüglich die innere Geschichte des Menschen schildern soll“, wie Moritz 1785 in einer kurzen „Vorrede“ schrieb. Seine eigne „innere Geschichte“, sein Werden und Fühlen als Jugendlicher ist es, die der Romanautor darstellt. Und er mahnt eingangs, wer „weiß, wie dasjenige oft im Fortgange des Lebens sehr wichtig werden kann, was anfänglich klein und unbedeutend schien, der wird sich an die anscheinende Geringfügigkeit mancher Umstände, die hier erzählt werden, nicht stoßen“. Die unglückliche Biographie eines überempfindsamen Bildungsemporkömmlings schildert Moritz im *Anton Reiser*; eine Coming of Age Story, könnte man heute „neudeutsch“ sagen. Aus armen, geistig sehr engen Elternhaus stammend, liest Anton viel, will Schauspieler werden, geht auf Wanderschaft, erlebt viele Demütigungen und Zurücksetzungen gegenüber Leuten aus wohlhabenderen Familien. Er gewinnt an Ansehen, träumt von höchsten Erfolgen – und erreicht sie doch nicht.

Nicht so sehr die äußere Handlung ist es aber, die den Roman so innovativ macht, sondern der psychologische Blick auf die biographische Entwicklung. Immer wieder geht es, wie Moritz in der Vorrede zum Vierten und letzten Teils des Romans (der erst 1790, fünf Jahre nach dem ersten Teil, erschienen ist) sagt, um die „eigentlich [...] wichtige Frage [...], inwiefern ein junger Mensch sich selber seinen Beruf zu wählen imstande ist“: „Widerspruch von außen und von innen war bis dahin sein ganzes Leben. Es kömmt darauf an, wie diese Widersprüche sich lösen werden!“

Moritz selbst wurde 1756 in Hameln geboren. Sein Vater war Militärmusiker; er selbst wird in eine Hutmacherlehre geschickt. Ein Pfarrer entdeckt seine Begabung und ermöglicht es ihm, eine höhere Schule zu besuchen. Wie Anton Reiser will er Schauspieler werden – und scheitert wie sein Protagonist. Doch auf anderem Felde kommt er voran: Er studiert Theologie, will Prediger werden, bekommt schließlich eine Stelle als

Lehrer an einem Berliner Gymnasium. Hier kommt er bald in Kontakt mit führenden Vertretern der Berliner Aufklärung. Er schreibt viel: Erbauungstexte, Erziehungsaufsätze, Erzählungen. Und er gründet seine Zeitschrift. Schließlich geht er auf Reisen. Auf einer zweijährigen Italienreise gewinnt er in Rom Goethe zum Freund und Förderer. „Wie ein jüngerer Bruder“ sei Moritz für ihn, bekundet der Weimarer Minister; sein zehn Jahre nach *Anton Reiser* erschienener *Wilhelm Meister* wird oft mit Moritz' älterem, gleichzeitig innovativerem Entwicklungsroman verglichen.

Durch Goethes Vermittlung wird er 1789 Professor für die Theorie der schönen Künste an der Berliner Akademie. Moritz hält Vorlesungen über Altertumskunde und Mythologie, bei denen unter anderem Alexander von Humboldt und Ludwig Tieck zu seinen Hörern gehören, schreibt unerlässlich, gibt eine weitere Zeitschrift über *Italien und Deutschland in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Litteratur und Kunst* heraus.

Vor 225 Jahren, am 26. Juni 1793 starb der so produktive an einem chronischen Lungenleiden.

Für unser „Magazin der Medienjubiläen“ ist er nicht nur als Zeitschriftengründer relevant, sondern gerade auch als Anreger für das Zeitungswesen. Eine schmale Schrift ist es, vielmehr ein Konzeptpapier oder eine Absichtserklärung, die er 1784 vorlegte: das *Ideal einer vollkommenen Zeitung*. Im Jahr zuvor war er an Christian Friedrich Voß herangetreten, den Verleger der *Königlich privilegirten Berlinischen Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen* – kurz: der „Vossischen Zeitung“ –, dem bedeutendsten Blatt der preußischen Hauptstadt. Er wolle die Redaktion übernehmen – und sie wurde ihm übertragen.

Ideal einer vollkommenen Zeitung

„Schon lange habe ich die Idee mit mir herum getragen, ein Blatt für das Volk zu schreiben, das wirklich von dem Volke gelesen würde, und eben dadurch den ausgebreitetsten Nutzen stiftete“, hob Moritz' Konzept an. Was dann folgte, wirkt modern bis heute – mindestens im Gehalt, wenn auch nicht im Diktum. Der „Mund“, sollte sein Volksblatt sein, „wodurch zu dem Volke gepredigt, und die Stimme der Wahrheit, so wohl in die Paläste der Großen, als in die Hütten der Niedrigen dringen kann. Sie könnte das unbestechliche Tribunal sein, wo Tugend und Laster unparteiisch geprüft, edle Handlungen der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit gepriesen, und Unterdrückung, Bosheit, Ungerechtigkeit, Weichlichkeit und Üppigkeit mit Verachtung und Schande gebrandmarkt würden“. Es sollte „in alle Fugen der menschlichen Verbindungen einzudringen, und aufzudecken suchen, was in jedem



Abb.: Karl Franz Jacob Heinrich Schumann, 1791

Zweige derselben Lobens- oder Tadelnswertes, Verachtungs- oder Nachahmungswürdiges sei. Ihr sollte kein Gewerbe, kein Stand, selbst der Stand des verachteten und größtenteils unterdrückten und tyrannisch behandelten Lehrburschen des gemeinen Handwerkers nicht unwichtig sein.“ Alle Schichten, alle Angehörigen der Gesellschaft sollten in dem Blatt und durch das Blatt ins Gespräch miteinander kommen können – ein echtes Diskursforum sollte es also werden. Alle neuen Erfindungen, alle Vorgänge der Rechtsprechung, alle sozialen Missstände, alle kulturellen Errungenschaften, alle Vergnügungen des breiten Volkes sollten behandelt werden. So sollte die Zeitung ein – ja: DAS – Mittel der Aufklärung werden.

Und auch darüber, wie dies geleistet werden könnte, hatte er klare Vorstellungen: „Die Aufmerksamkeit müßte daher vorzüglich auf den einzelnen Menschen geheftet werden: denn nur da ist die wahre Quelle der großen Begebenheiten zu suchen [...]. Auch sind ja das nicht immer die größten Begebenheiten, wobei die meisten Menschen beschäftigt sind, sondern diejenigen, wobei sich irgend eine menschliche Kraft am meisten entwickelt. Dergleichen suche man unter dem Schwall von Kriegsrüstungen, Fürstenreisen, und politischen Unterhandlungen herauszuheben, damit das Volk nicht mehr Titel und Ordensbänder, fürstlichen Stolz und fürstliche Torheiten mit dummer Verehrung anstaune, sondern den wirklich großen Mann auch im Kittel und hinter dem Pfluge schätzen lerne.“ Beispiele möge die Zeitung also bringen, am Einzelschicksal allgemein Zusammenhänge und die Auswirkungen des „Großen“ auf das Alltägliche darstellen. „Denn ein Vergleich zwischen zwei Sackträgern, die sich auf der Straße gezankt haben, kann, insofern er den Charakter der Nation bezeichnet, für den Menschenbeobachter wichtiger sein als ein Vergleich zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte [...]. Denn

nur das Einzelne ist wirklich, das Zusammengefaßte besteht größtenteils in der Einbildung.“

Die Anforderungen, die er dabei von dem Redakteur erfüllt sehen will, entspricht etwa denen an einen Reporter – eine Berufsrolle, die erst spät im nächsten Jahrhundert nach Moritz aufgekommen ist: „Wer eine solche Zeitung schreiben will, muß selbst, so viel er kann, mit eignen Augen beobachten, und wo er das nicht kann, muß er sich an die Männer halten, die eigentlich unter das Volk und in die verborgensten Winkel kommen, wo das Edelste und Vortrefflichste sowohl als das Häßlichste und Verabscheuungswürdigste sehr oft versteckt zu sein pflegt. [...] Er muß sich aber auch selber unter das Volk mischen, um seine Urteile, seine Gesinnungen zu hören, und seine Sprache zu lernen.“

Auch das Aussehen der Zeitung wollte er neu gestalten, ihr – aktuell gesprochen – ein neues Layout verpassen, sie optisch ansprechender machen. Und er forderte die Leser auf, ihm ihre Gedanken zu dem Konzept zu schicken, wollte mit ihnen direkt in den Diskurs treten. Wahrlich modern also, sein *Ideal einer vollkommenen Zeitung*. Zu modern für seine Zeit, zu komplex auch, um es mit sehr wenig Mitarbeitern umsetzen zu können. „Die Theater schimpften, die Behörden maulten, die Leser waren überfordert, die Auflage sank“, fasst Willi Winkler Moritz' Misere gut zweihundert Jahre später in der *Süddeutschen Zeitung* zusammen. Nach kaum einem Jahr war er gescheitert, musste die Zeitung verlassen.

„Der Zeitung, jeder, fehlt Moritz noch heute“, schloss Winkler 2003 seine Reminiszenz an den „Idealisten einer vollkommenen Zeitung“. „Erkenne Dich selbst“ war Moritz' Leitspruch als Schriftsteller, als Seelenforscher. Erkenne, was um Dich ist, könnte als Motto für den Zeitungsmacher gelten.

Markus Behmer

Edle Einfalt, stille Größe

„Die höchste Schönheit ist in Gott [...]. Dieser Begriff der Schönheit ist ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geist, welcher sich sucht ein Geschöpf zu zeugen [...] nach dem Ebenbilde der vernünftigen Kreatur.“ Am 8. Juni 1768 starb der Kunsthistoriker Johann Joachim Winckelmann.

In Deutschland hat besonders die Goethezeit, die Weimarer Klassik, das moderne Verständnis der Antike geprägt und auch in hohem Maße romantisiert. Johann Joachim Winckelmann schreibt den griechischen Meisterwerken der Bildhauerei so „eine edle Einfalt, und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als auch im Ausdruck“ zu, wenn er von der berühmten Laokoon-Gruppe spricht. Die Tatsache, dass der trojanische Priester angesichts der ihm widerfahrenden Pein weder das Gesicht verzerrt, noch Schmerzensschreie ausstößt, bringen Winckelmann nämlich zu der Annahme, dass die Künstler des antiken Griechenlands, genauer des fünften Jahrhunderts vor Christus, alles Hässliche und Schmerzhaftes kategorisch aus ihrer Kunst verbannt hätten und mit diesem Schönheitsverständnis dennoch fähig gewesen seien, starke emotionale Regungen im Rezipienten hervorzurufen: „Sein [Laokoons] Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das Elend ertragen zu können.“

Gründungsvater einer Disziplin

Johann Joachim Winckelmann, geboren 1717, war Archäologe, Bibliothekar, Kunsthistoriker und Altertumswissenschaftler und gilt, auch durch sein Ziel, bei der Beschreibung der Geschichte der Kunst Unterscheidungskriterien zu gewinnen, bis heute als der Begründer der modernen Kunstgeschichte. Als Sohn eines Schusters finanzierte Winckelmann seinen Schulbesuch weitestgehend selbst, indem er die Bibliothek der Schule verwaltete und seinem erblindeten Rektor vorlas. Griechische Geschichte, Kultur und Literatur faszinierten ihn dabei schon seit frühester Jugend. 1755, nach einem abgebrochenen Theologie- und Medizinstudium und Stellen als Hauslehrer und Bibliothekar, schließlich veröffentlichte er seine Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, die ihn schnell bekannt machen sollten und ihn so schließlich mit einem Stipendium des sächsischen Kurprinzen nach Rom führten. Bald stieg er dort vom Bibliothekar des Kardinals Alessandro Albani, einem der größten Antikensammler der Zeit, zum Aufseher über die vatikanischen Antikensammlungen auf. Dies ermöglichte ihm, seine geliebten Skulpturen im Original zu betrachten, und so vermaß er akribisch ihre Proportionen und studierte ihre Konturen. Der endgültige Durchbruch als Vordenker der europäischen Kunstgeschichte gelang ihm 1764 mit seiner *Geschichte der Kunst des Altertums*.

In Triest, einem Knotenpunkt der Sprach- und Kulturkontakte der damaligen Zeit und Station einer von Winckelmanns Reisen, kam er am 8. Juni 1768 gewaltsam zu Tode. Sein Zimmernachbar, ein Kleinkrimineller, hatte es auf die Gold- und Silbermedaillen abgesehen, die Winckelmann bei sich trug, und ermordete den Gelehrten schließlich mit sieben Messerstichen. Der Mord konnte aufgeklärt werden und Francesco Arcangeli, der Täter, wurde zum Tod durch Rädern verurteilt.

Von Goethe bis Hölderlin

Der Einfluss Winckelmanns gerade auf die großen Literaten seiner Zeit war enorm: Seine Perspektiven auf die Ästhetik des antiken Griechenland durchziehen etwa die Werke Goethes, Schillers, Lessings oder Hölderlins. So sei Goethe erschüttert gewesen, als er die Todesnachricht erhielt, und Lessing hätte Winckelmann gar „mit Vergnügen Jahre [s]eines Lebens geschenkt“. Der französische Schriftsteller Marie-Henri Beyle gab sich, wohl aus der Verehrung Winckelmanns, sogar den Künstlernamen Stendhal – nach Stendal in der Altmark, dem Geburtsort Winckelmanns, wo Stendhal auch in den Jahren 1807 und 1808 gelebt hatte.

In eben dieser Heimatstadt Winckelmanns in Sachsen-Anhalt, wo seit 1960 auch jährlich die Winckelmann-Medaille verliehen wird, wurde ein Denkmal zu seinen Ehren errichtet und auch die Stadt Triest erbaute etwa 60 Jahre nach der Ermordung eine Gedenkstätte. Auch innerhalb der Erinnerungskultur seines Faches nimmt Winckelmann einen festen Platz ein: So trägt etwa das klassisch-archäologische Seminar der Humboldt-Universität zu Berlin Winckelmanns Namen und auch für die Jubiläen 2017 (300. Geburtstag am 9. Dezember) und im Jahr 2018 zum 250. Gedenktages seiner Ermordung werden beispielsweise an der Universität Halle-Wittenberg Ausstellungen, Ringvorlesungen, Kolloquien und Vorträge stattfinden. Winckelmanns ästhetische Ideale prägten die europäische Kunst bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Die „edle Einfalt“ und „stille Größe“ der Griechen können als Leitmotive seines Kunstverständnisses gesehen werden. Es geht seiner Schönheit um die Form gewordene Überwindung der Leidenschaften, des Schmerzes, des Todes. Als größter Verdienst Winckelmanns kann die Umorientierung der Auseinandersetzung mit antiker Kunst bis hin zu einer sinnlich-erotischen Rezeption gelten, mit der er auch zahlreiche nachfolgende Autoren und Kunsthistoriker beeinflusst hat und weiterhin beeinflusst.

Florian Lützelberger



Ausschnitt aus der berühmten Laokoon-Gruppe in den Vatikanischen Museen. Foto: Marie-Lan Nguyen

1743

Anzeigenblatt wird Tageszeitung

Die *Bremer Nachrichten* waren eine Institution in der Hansestadt. Vor 275 Jahren gegründet, bestimmten sie das örtliche Zeitungswesen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Die Geschichte des Intelligenzwesens in Bremen begann 1741 mit dem Versuch des Postmeisters Johann Schweling an die Wittheit (Großer Rat), ein wöchentliches Anzeigenblatt herausgeben zu dürfen. Es dauerte zwei Jahre, bis im Januar 1743 die erste Ausgabe der *Bremer Wöchentlichen Nachrichten* erschien, die es in ihrer Geschichte zur verbreitetsten Bremer Tageszeitung brachte, wegen ihrer Geschichte während des Nationalsozialismus 1945 aber keine Lizenz erhielt und im Laufe der Jahre dann der Konkurrenz des sofort nach dem Zweiten Weltkrieg erscheinenden *Weser-Kuriers* unterlag.

Mehr als ein ganzes Jahrhundert beschränkte das Blatt sich auf amtliche Bekanntmachungen und Anzeigen. Hier hatte der Immobilien-, Wohnungs- und Stellenmarkt seinen Ort, Kauf- und Verkaufsanzeigen waren wichtig, amtliche und private Versteigerungen wurden angezeigt. Für die Kaufleute bot

das Blatt Auskunft über angekommene Schiffer und Waren, über Frachtverbindungen, über die Geld- und Wechselkurse an den großen europäischen Börsen und über die aktuellen Getreidepreise. Man kann wie von den anderen Intelligenzblättern sagen, dass es sich in Bremen um das erste Periodikum handelte, das dem regelmäßigen Informationsaustausch auf lokaler Ebene diente.

Neuer Name, immer größere Verbreitung

Am 1. Januar 1854 erhielten die *Bremer Nachrichten* ihren heutigen Titel und erschienen von nun an sechs Tage in der Woche. Ab 1870 im Besitz des Verlages Schünemann entwickelte das Blatt sich, indem es nun auch politische und lokale Nachrichten enthielt, zur auflagenstärksten Bremer Zeitung. Die Ausgabe vom 28. November 1871 kündigte nunmehr „regelmäßige Berichte über städtische Angelegenheiten, Neuigkeiten, sowie unterhaltenden Lesestoff“ an. Am 3. Dezember 1871 erschien auch die erste Sonntagsausgabe. 1913 erreichten die *Bremer Nachrichten* mit täglich 44.000 bis 50.000 Exemplaren eine höhere Auflage als alle anderen Bremer Tageszeitungen zusammen. Nach dem Krieg reihete die Zeitung sich in die breite Phalanx der Gegner einer parlamentarischen Demokratie in der Weimarer Republik ein. Auch nach 1933 blieben die *Bremer Nachrichten* die führende politische Zeitung in Bremen. Nach 1945 wurde der Verleger der Zeitung zu einer vier Jahre dauernden Denkpause verurteilt, bis sein Blatt wieder erscheinen konnte. Zu Beginn der 1970er Jahre hatte der *Weser-Kurier* mit mehr als 130.000 Exemplaren etwa die dreifache Auflage der *Bremer Nachrichten*, im Juli 1974 verlor das Blatt seine Eigenständigkeit und geriet in den Besitz der Verleger des *Weser-Kuriers*.

Wie in den Anfängen des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert haben die Bremer Leser von da an wieder das zweifelhafte Privileg, sich lediglich in einer einzigen regionalen Zeitung informieren zu können. Bei gleichen Inhalten unterscheiden sich heute nur noch die Titelblätter von *Weser-Kurier* und *Bremer Nachrichten*. Was dem gemeinsamen Verleger ökonomisch nicht in den Kram passt, etwa aktuell Proteste gegen die Ausgliederung von Redaktionen in eigens zum Lohndumping gegründete Firmen, steht auch nicht in der Zeitung.

Holger Böning

Dr. Holger Böning ist emeritierter Professor am Institut für Deutsche Presseforschung der Universität Bremen und einer der führenden Experten für die Presse vor 1800.

Der Mann der Minerva

Als Herausgeber eines nach der römischen Göttin der Weisheit benannten „Journals historischen und politischen Inhalts“ ist er in Fachkreisen noch bekannt: Am 3. September 1743 wurde Johann Wilhelm Daniel von Archenholz in Langfuhr bei Danzig geboren.

Über andere Länder und über den Krieg schrieb er zunächst, von beidem verstand er aus eigener Anschauung, eigenem Erleben viel: Johann Wilhelm von Archenholz stammte aus einer Offiziersfamilie und wurde selbst Offizier, diente im Siebenjährigen Krieg in Friedrichs Armee, wurde bald verletzt und schied aus dem Militärdienst aus. Nun reiste er ausgiebig – nach England, nach Italien, nach Frankreich. Seine *Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland*, genau ein Viertel Jahrhundert nach Kriegsende 1788 erschienen, wurde ein Longseller, erreichte bis Ende des 19. Jahrhunderts 13 Auflagen.

Seine Schilderung der *Politik und Geschichte, der Länder und Leute von England und Italien*, 1785 in zwei Bänden publiziert, wurde als Reisebericht sehr erfolgreich, wenn sie auch keineswegs allen zusagte. Goethe etwa missfiel die im Vergleich zum Inselreich eher minachtige Betrachtung Italiens. Seine England-Exposition setzte Archenholz auch in zwei Zeitschriften um, die er von 1787 bis 1790 in Hamburg editierte, wo er fortan – auf einem Landgut vor den Toren der Hansestadt – lebte: *The British Mercury* und *The English Lyceum*.

1792 gründete er dann die *Minerva*. Es war gleichsam ein Paradevertreter des Zeitschriftentypus „historisch-politisches Journal“. Monat für Monat wurden im Umfang und Format eines Buches, konkret auf fast 200 Seiten, meist in langen Texten die gegenwärtigen politischen Entwicklungen – oftmals im

Ausland und zunächst insbesondere im nachrevolutionären Frankreich – erörtert, Kriegshandlungen beschrieben, historische Abhandlungen geboten, auch kulturelle Themen behandelt und Rezensionen veröffentlicht. Bilder gab es keine, Illustrationen sehr selten – dafür oft Diskurse: Beiträge von Autoren

aus Preußen und seinen Nachbarländern mit verschiedenen Ansichten wurden publiziert; rund ein Viertel der Texte schrieb der Herausgeber selbst und er brachte sich auch mit kommentierenden Bemerkungen ein – doch versuchte er stets, Information und Bewertung, Nachricht und Kommentar zu trennen. So sollte dem vorwiegend aus dem gehobenen Bürgertum, auch aus dem militärischen Bereich kommenden, anspruchsvollen Publikum zum einen Einblicke in ferne Bereiche und zum anderen die Meinungsbildung ermöglicht werden. „To shew [sic!]

the very age and body of the time, its form and pressure“, stellte Archenholz seinem Blatt als Motto voran – eben das Zeitgeschehen authentisch darzustellen, das war sein Anspruch. Und das kam an: Bis zu 6.000 Exemplare soll die monatliche Auflage betragen haben.

Archenholz starb am 28. Februar 1812. Seine *Minerva* überdauerte noch das Ende der Ära Napoleons, Biedermeier, Vormärz und Märzrevolution, überlebte ihn um ganze 46 Jahre.

Markus Behmer



Archenholz im Jahr 1789.

Abb.: Friedrich Georg Weitsch

No: I.

Bremer

Wöchentliche Nachrichten.

Montag, den 7. Januar. 1743.

Art. I.
Immobilien so in- und ausserhalb der Stadt zu verkaufen.
Es ist, als den 7. Januarii Nachmittags um 2 Uhr, wird auf hiesigen Nacht-Hause bey brennender Kerze Henrich Hüllmanns Wittwen-Erben, auf der Wacker-Strassen belegen Wohn-Haus, und Zugehörungen, Einhalts der in dem Anschläge breiter bekannt gemachten Conditionen öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden.
II.
Mobilien so öffentlich verkauft werden sollen.
Es dient zur nochmaliger Bekanntmachung das mit dem bereits auf der Mitte der saulenstrassen angefangenen Ausruff am Dienstag als den 8. Jan. Morgens 9 Uhr und folgende Tage weiter fortgesetzt wird mit ungeschnitten Leinen und Drell, Fuß- und Bett-Gewand und sonstige verschiedene Sachen. Mittwochens aber als den 9. dito Mittag präcise 2 Uhr wird in oberwehnten Hause eine Manns-Kirchenstulle in St. Stephani-Kirchen hinter den Herren Bau-Herrn Stuhl sub No.

Abb.: HB History

1718

Der Kupferstecher des Kurfürsten

Kaum jemand hat unser Bild des barocken Bayerns so geprägt wie der Kupferstecher Michael Wening. 1696 hatte er von Kurfürst Max Emanuel die Zustimmung bekommen, eine bildhafte Beschreibung von Ober- und Niederbayern zu erstellen.

Geboren wird Michael Wening am 11. Juli 1645 als Sohn von Balthasar und Katharina Wening in Nürnberg. Von seinen zwölf Geschwistern überlebt kein einziges. Sein Vater ist Schweinemetzger und Fleischbeschauer, aber Michael tritt nicht in dessen Fußstapfen, sondern er entscheidet sich für eine Ausbildung zum Kupferstecher und arbeitet danach in Nürnberg für die Verlagshäuser Hoffmann und Fürst. Bei letzterem erlernt er das Zeichnen von Stadtansichten.

1668 verlässt er Nürnberg. 1669 wird er erstmals in München urkundlich erwähnt, wo er sich um Aufträge als Kupferstecher bei Hofe bemüht.

Nach seiner Heirat mit Anna Maria Mörl im Januar 1671 bekommt er eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis in München und erhält sporadische Aufträge vom kurfürstlichen Hof, von denen er allerdings nicht leben kann. Er nimmt zahlreiche Kleinaufträge unterschiedlicher Auftraggeber an, gründet einen Verlag und gibt über mehrere Jahre einen Kalender heraus. 1675 wird er erstmals unter der Bezeichnung Hofkupferstecher erwähnt. 1680 erhält er den Auftrag, das Feuerwerk anlässlich des 18. Geburtstags des Thronfolgers Max Emanuel in Kupfer zu stechen. Die Anerkennung des Kurfürsten für dieses Werk sorgt für zahlreiche Folgeaufträge in den folgenden Jahren. Die ersten sollen die Kriegserfolge des Kurfürsten darstellen, womit Wening in der Zeit der Türkenkriege einiges zu tun hatte. Noch heute gelten seine Schlachtendarstellungen

als Zeugnisse der Zeitgeschichte. Seine Kupferstiche sind oftmals die einzigen historischen Bilddokumente aus der Zeit des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, auch wenn man einige seiner Stiche durchaus als idealisierend bezeichnen muss, vor allem wenn er ältere Grafiken kopiert. Die Darstellungen der Orte, die er selbst bereist, zeichnen sich aber meist durch eine große Genauigkeit aus.

Zu Zeiten Wenings war Bayern in vier Rentämter eingeteilt, nämlich München, Landshut, Burghausen und Straubing. Seit dem Spätmittelalter waren diese Ämter die Behörden der landesherrlichen Finanzverwaltung, denen auch juristische, administrative und militärische Aufgaben zugewiesen waren.

Wenings Leistung besteht in der Konzeption und Durchführung einer vollständigen Landesbeschreibung des gesamten Kurfürstentums. Die vierbändige Ausgabe orientiert sich an der landesherrschäftlichen Gliederung der Ämter und erscheint unter folgendem barocken Titel: *Historico-topographica descriptio Bavariae. Das ist: Beschreibung, deß Churfürsten- und Hertzogthums Ober- und Nidern Bayrn Das Renntamt München. Welches In vier Theil oder Renntämbter, Als Oberlandts München und Burgkhausen, Underlandts aber in Landshuet unnd Straubing abgetheilt ist; warbey alle Stätt, Märckt, Clöster, Graf- und Herzschafften, Schlösser, Probsteyen, Commenduren, Hofmarchen, Sitz und Sedl, deß ganzen Lands Gelegenheit und Fruchtbarkeit, als Mineralien, Perlen, Sarlz, See, Fischereyen, Waldungen, und Jagdbarkeiten.*

Es war ihm wichtig, dass seine Stiche nicht nur Plätze und Orte, sondern auch Alltagsszenen aus dem Leben darstellten. So finden wir auf seinen Bildern unter anderem Hirten mit ihren Herden und Händler mit ihren Kutschen und Flößen. Für die die Bilder begleitenden Textbeschreibungen gewinnt er den Jesuitenpater Ferdinand Schönwetter.

Michael Wening bereist ab 1696 über mehrere Jahre meist im Sommer das damalige Bayern. Auf diesen Reisen entstehen 846 Skizzen, die er dann in den Wintermonaten in Kupferstich beziehungsweise in seiner Werkstatt stechen lässt. Insgesamt erwiesen sich die Arbeiten wohl als aufwendiger als geplant und auch die Bezahlung durch den Hof erfolgt nicht so reibungslos wie erhofft. Er selbst beschreibt die Situation wie folgt: „Ich hab mit Herzeleid ansehen müssen, wie ich in dieses Werkh über 6.000 Gulden hineingesteckt, doch seyne frucht in hoechster noth brodlos nit hab genüßen können, so daß ich die Zeit seither schier hätt krepieren muessen.“

Für Wening ist der Krieg und die Flucht des Wittelsbacher Hofes also eine finanzielle Katastrophe. Weitere Aufträge bleiben aus, aber er arbeitet auf eigene Kosten weiter an seiner *Historico-topographica descriptio Bavariae*. Seine letzten Jahre sind von bitterer Armut geprägt, auch weil er das Werk mit 6.000 Gulden aus eigenen Mitteln finanziert hatte.

Der erste Band der *Historico-Topographica Descriptio* mit 358 Stichen über das Rentamt München erscheint im Jahre 1701. Bedingt durch den Spanischen Erbfolgekrieg und die österreichische Besetzung können die übrigen drei Bände erst nach Wenings Tod in den Jahren 1721, 1723 und 1726 von seinen Kindern herausgegeben werden. Vor dreihundert Jahren, am 18. April 1718, ist Michael Wening in München gestorben.

Joachim Schüller

Schloss Delling bei Starnberg aus Michael Wenings *Historico-topographica descriptio Bavariae* (um 1700).



JUDENTUM IN BUTTENHEIM

15.03.2018 - 06.01.2019



Die Sonderausstellung beleuchtet das jüdische Leben in Buttenheim von seinen Anfängen im 15. Jahrhundert, über seine Blütezeit im 19. Jahrhundert - als jeder fünfte Buttenheimer jüdischen Glauben hatte - bis hin zur Flucht der letzten jüdischen Familie vor dem Holocaust im Jahr 1939.

Ergänzt wird die Ausstellung durch vom Lehrstuhl für Judaistik der Otto-Friedrich Universität Bamberg erstellte Schautafeln zum Thema: „Was Sie immer schon einmal über das Judentum wissen wollten...“

Geburtshaus
Levi Strauss Museum
Marktstr. 31-33
96155 Buttenheim
www.levi-strauss-museum.de



Di/Do 14-18 Uhr, Sa/So 11-17 Uhr



Foto: Bianca
Isofache/
Unsplash

„Whether virgins, wives or widows“

Frauen interessieren sich eben einfach für andere Themen als Männer. Das erkennt der Londoner Buchhändler John Dunton und bringt 1693 *The Ladies Mercury* heraus – die erste Frauenzeitschrift der Welt. Ein kurzzeitiger Erfolg!

Ja, es gibt sie – die Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Das kann man nicht verleugnen. Ein Beispiel dafür: das Leseverhalten von Jugendlichen. Während sich weibliche Leserinnen auch gerne mal Geschichten mit männlichen Helden widmen, sind ihre maskulinen Vertreter da etwas wählerischer. Egal ob *Asterix* und *Obelix* oder *Harry Potter* – die Hauptsache für Mädchen ist, dass das Buch gut ist. Bei Jungs ist das anders: Sie sind wahre „Mädchen-Themen-Hasser“. Sobald auch nur ein kleiner Anteil der Helden weiblich ist oder typische Themen für Mädchen behandelt werden, hat es der Lektürestoff schwer. Und diese Einstellung bleibt auch im Erwachsenenalter bestehen. Zu viele weibliche Themen interessieren Männer nicht – sie machen höchstens mal eine Ausnahme, sobald es im Buch schlüpfrig zur Sache geht.

Für schlaue Verleger ist dieser kleine Unterschied seit Jahrhunderten allerdings eine wahre Goldgrube. Und auch eine Veröffentlichung im London des späten 17. Jahrhunderts basiert genau auf den unterschiedlichen Interessen der Geschlechter. London – die Kulturhauptstadt zu dieser Zeit. Hier wird diskutiert, gefragt und philosophiert. Wer hier lebt, will alles Neue wissen. Diese Neugier machten sich findige Verleger zu eigen und druckten immer neue Journale: meist wöchentlich erscheinende Blätter, die zwar nur aus wenigen Seiten bestanden, aber sehr aufregende Namen trugen und den Wissensdurst der englischen Bevölkerung stillen sollten.

The Athenian Mercury war das Journal des Londoner Buchhändlers John Dunton. Verbreitet in England und Schottland, war es vor allem für sein Versprechen beliebt, alle Fragen, die

von den wissbegierigen Lesern eingesendet wurden, durch die zahlreichen und ehrenwerten Mitglieder der Athenian Society beantworten zu lassen. Egal ob sich die Fragen Liebe, Heirat und Poesie widmeten oder historische, theologische, philosophische oder mathematische Themen betrafen.

Liebe, Ehe und andere Frauenlaunen

In Wahrheit schrieb Dunton die Antworten und manchmal wohl sogar die Fragen selbst. Und die hochgelobte Athenian Society bestand eigentlich nur aus ihm und drei Freunden. Ihre Antworten müssen allerdings so glaubhaft und interessant gewesen sein, dass sich das Blatt mehrere Jahre erfolgreich auf dem Markt hielt. Gerade Frauen schickten ihre Fragen sehr zahlreich, sodass Dunton schließlich das erste Frauenjournal der Welt herausgab: Am 27. Februar 1693 erschien *The Ladies Mercury* zum ersten Mal. Die Zeitschrift verspricht „all die schönen und brennenden Fragen zu Liebe, Heirat, gutem Benehmen, Kleidung und Launen des weiblichen Geschlechts zu beantworten, ob sie nun Jungfrauen, Gattinnen oder Witwen seien“. Warum John Dunton einen Ableger seines Blattes extra für Frauen publizierte, ist leicht zu verstehen, wenn man an die unterschiedlichen Interessen der Leser bereits in jungen Jahren zurückdenkt: Zu viele Frauen-Themen hätten ihm auf Dauer seine männlichen Leser vergrault und die hatten mehr Geld. Seine Frauenzeitschrift erlebte nur vier Ausgaben, vermutlich aus einem ähnlichen Grund: Frauen hatten damals nun Mal kein Geld, um sich ein Magazin leisten zu können. Das ist heute glücklicherweise anders. *Ines Markert*

Professor, Kanzler, Zeitungsmann

Ein Universalgelehrter als Zeitungsmacher – im Zeitalter der Aufklärung war das nicht unbedingt ungewöhnlich. Johann Peter von Ludewig, Begründer eines der ersten Intelligenzblätter, war gleichwohl eine Ausnahmeerscheinung.

Um Johann Peter von Ludewig kann in diesem Jahr gleich ein Dreifachjubiläum begangen werden: Vor 350 Jahren, am 5. August 1668, wurde er bei Crailsheim geboren, vor 275 Jahren, am 7. September 1743, ist er in Halle gestorben – und vor 300 Jahren wurde er zudem in den erblichen Adelsstand erhoben. An der Saale lag auch seine wesentliche Wirkungsstätte. 1695 wurde er Professor, 1722 Kanzler der Universität Halle, 1741 auch noch Kanzler des Herzogtums Magdeburg. Warum nun ist dieser exquisite Jurist und Historiker, Theologe und Philosoph, Kameralist und Verwaltungsfachmann, Verfasser fast unzähliger Schriften, darunter des 1702 erstveröffentlichten *Germania Principis*, eine Art Staatshandbuch mit Darstellungen aller deutschen Staaten, ihrer Geschichte und Gegenwart, warum also ist er für unser „Magazin der Medienjubiläen“ besonders relevant?

Nun, ein früher Kritiker des Zeitungswesens war er zunächst. In seiner im Jahr 1700 erschienenen Schrift *Vom Gebrauch und Mißbrauch des Zeitungswesens* warf er den „Avisen“, als die er die meist wöchentlich erscheinenden Nachrichtenblätter seiner Zeit zusammenfassend titulierte, unter anderem vor, dass sie doch nur vor allem „einander ausschreiben“, also voneinander abschreiben würden, dass die Schreiber oft nur wiedergäben, was sie in „Gasthöfen herum“ gehört hätten, keine „größere selecta“ leisten würden, sie Wichtiges nicht von Unwichtigem trennen könnten, gegen Geld Gefälligkeitsnotizen aufnahmen „und was dergleichen nichts würdigen Gezeuges mehr ist, damit die Avisen Schreiber das Pappier anzuschwärzen pflegten“.

Dies könne dazu führen, dass durch das Lesen der Gazetten „auch Gelegenheit zu allerhand unnützen und ungebührlichen auch öfters in der Republique schädlichen discursen

und urtheilen gemacht wird“. Dabei, so Ludewig, könnten die Zeitungen doch ein auch für die Studierenden seiner Universität interessantes Informationsmedium und für die Regierung nützliches Instrument der Meinungsbildung sein.

So wurde er schließlich auch selbst tagesaktuell publizistisch tätig: Er gründete 1729 die *Wöchentlichen Hallischen Frage- und Anzeigungs-Nachrichten*. Sie waren gleichsam ein Paradebeispiel eines neuen Zeitungstyps, des Intelligenzblatts. Aufgekommen war er zunächst in Frankreich und in den 1720er Jahren immer stärker auch in deutschen Städten als zunächst rein kommerziell orientierte Anzeigenblätter. Ludewig war es nun, der neben die Annoncen auch belehrende und unterhaltende Beiträge einrückte. Dieser redaktionelle Teil machte die Blätter für die Leser interessanter und publizistisch relevanter. Preußens König Friedrich Wilhelm I. beauftragte bald eine ähnliche Blattgründung in Berlin, hielt die Professoren im Lande an, Beiträge zu liefern, verfügte auch, dass manche Stände und Personen diese Intelligenzblätter beziehen mussten. Bereits 1727 hatte er festgelegt, dass Anzeigen nur in staatlichen Blättern erscheinen durften. Eine intelligente Einrichtung also, diese Intelligenzblätter:



Abb.: Johann Jakob Haid, 1742

Auch wenn das Wort vielmehr von Einsicht nehmen – eben in die Anzeigen – herrührte, so vermittelten diese florierenden, auch die staatlichen Einnahmen stättlich steigernden Periodika bald auch vielerlei Einsichten.

Der Multimanager Johann Peter von Ludewig war so auch ein Erneuerer des frühen Zeitungswesens. Das Hallische Intelligenzblatt sollte noch bis 1810 bestehen, das staatliche preussische Anzeigenmonopol gar (wenngleich vielfach durchlöchert) noch bis 1849. *Markus Behmer*

Der Krieg und die Zeitung

Zu Beginn der verheerenden Schlachtenfolge, die wir als 30-jähriger Krieg kennen, vor 400 Jahren, sind nur sechs periodisch erscheinende Zeitungen überliefert, aus dem Jahr 1631 bereits 31.

Es ist nicht so, dass die Zeitung durch den Krieg geschaffen worden wäre. Je nachdem, was man unter einer Zeitung versteht, war die Zeitung schon anderthalb Jahrzehnte alt, hat mehr als 125 Jahre hinter sich, gab es sie seit 300 Jahren oder existierte sie seit ewigen Zeiten. Es ist auch nicht so, dass der große Krieg vor 400 Jahren begonnen hätte. Je nach Verständnis setzte er schon Jahrzehnte früher ein oder wurde erst Jahrzehnte später als solcher erkannt. Und es ist keineswegs die Zeitung allein, die den Krieg zum Medienergebnis machte.

Um mit dem Krieg zu beginnen, da er hier nicht im Mittelpunkt steht: Erst aus der Rückschau wurde er zum 30-jährigen Krieg. Dabei bestand anfangs nicht einmal Einigkeit, ob er von 1618 bis 1648 oder von 1620 bis 1650 gedauert habe. Der Krieg ist mithin ein nachträgliches Konstrukt, um eine komplizierte Kette militärischer Auseinandersetzungen zusammenzufassen. Es ging in dem Krieg um die Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Reichsständen einerseits und dem Kaiser andererseits; verbrämt war das ganze als ein religiöser Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken; von nicht unerheblicher Bedeutung war aber auch der 30-jährige Krieg als europäischer Stellvertreterkrieg.

Man kann den Krieg einerseits als großes politisches Spiel zwischen den damaligen europäischen Hauptmächten, andererseits als fundamentale „innenpolitische“ Auseinandersetzung um Durchsetzung oder Verhinderung einer absolutistischen Zentralgewalt deuten. Aus dem Norden engagierte sich anfangs Dänemark, später vor allem Schweden, im Westen waren vor allem Frankreich und indirekt Spanien Kriegsparteien, im Südosten sind die Osmanen zwar nicht involviert aber immer eine mögliche Konfliktpartei. Damit ähnelte der 30-jährige Krieg in nicht geringem Maße dem heutigen syrischen Konflikt. Er zog sich endlos lang hin, je länger, desto mehr wurden ganze Landstriche verheert, die Plünderung und Brandschatzung Magdeburgs um die Kriegsmitte war nur ein propagandistisch besonders ausgeschlachteter, barbarischer Kriegsakt.

Der Krieg war so grausam, weil die Staaten noch so unvollkommen waren. Sie hatten keine stehenden Heere – oder erst in Ansätzen –, sie konnten ihre militärischen Machtmittel nicht dauerhaft finanzieren, und daher kam als erstes Wallenstein auf die Idee, den Krieg durch sich selbst ernähren zu lassen. Das heißt eroberte Landstriche mussten die Besatzungstruppen finanzieren und dadurch kamen zu den Zerstörungen auch noch massive finanzielle Belastungen. Darum betraf der

Krieg in ganz ungewöhnlichem Maße die Bevölkerung des Reichs insgesamt. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass die Menschen sich informieren wollten. Das taten sie über die Medien. Dazu zählten nicht zuletzt die Zeitungen. Zeitungen waren uralte. Im Mittelhochdeutschen bezeichnet das Wort Zeitung die Nachricht oder Neuigkeit. Als solches taucht das Wort im zwölften Jahrhundert auf. Die zu Grunde liegende Neugier wird man als eine Grundbedingung der *conditio humana* betrachten müssen. Zeitung gleich Neuigkeit existiert mithin seit Anbeginn der menschlichen Existenz.

Nachdem Gutenberg Mitte des 15. Jahrhunderts den Buchdruck mit beweglichen Lettern erfunden hatte, tauchten gegen Ende des Jahrhunderts erste sogenannte „neue Zeitungen“ auf. Dieser Pleonasmus, wörtlich „neue Neuigkeit“, bezeichnete Einblattdrucke, die über alle möglichen Themen informierten: seien es politische, seien es kuriose, seien es Sensationsnachrichten. Die erste Mediengattung, die man zu den Vorläufer moderner Zeitung rechnen könnte, erschien dann 1605 auf der Weltbühne. Man nannte die nüchternen Nachrichtenblätter *Avisen* (von *avisieren*, anzeigen) oder *Relationen* (von referieren, berichten).

Von den Meßrelationen zur Tageszeitung

Das Mediensystem war zu Beginn des 30-jährigen Krieges noch ähnlich unausgebildet wie die Staaten an sich. Periodische Medien gab es erst in Ansätzen. Die besonders etablierten nannte man Meßrelationen. Sie erschienen in der Regel halbjährlich zu Verkaufsmessen in Frankfurt am Main, Köln und andernorts. Es ist selbstevident, dass halbjährlich erscheinende Meßrelationen nicht imstande waren, das auf Aktualität setzende Informations-, Meinungs- und Orientierungsbedürfnis der Menschen zu befriedigen. Die Zeitungen wären es zu Beginn auch nicht gewesen, selbst wenn sie schon zu Anfang im wöchentlichen Turnus statt des sechsmonatigen erschienen. Wöchentlich reichte aber bald nicht mehr, schon Anfang der 1620er Jahre kamen vereinzelte Zeitungen zweimal die Woche, in den 1630ern einzelne dreimal die Woche heraus. Am Ende des großen Ringens erschien dann erstmalig eine Zeitung, die *Einkommenden Zeitungen* aus Leipzig – der Titel verweist wieder auf die Gleichsetzung von Zeitung und Nachricht/Neuigkeit – sechsmal in der Woche.

Die wenigen Zeitungen, die 1618 in Deutschland existierten, nachgewiesen sind ganze sechs, hätten das Informationsbedürfnis auch nicht zu decken vermocht. Aber in den 1620ern wurden vielerorts Zeitungen gegründet, unmittelbare Folge des Nachrichtenhungers. Für 1631 lassen sich dann 31 Blätter

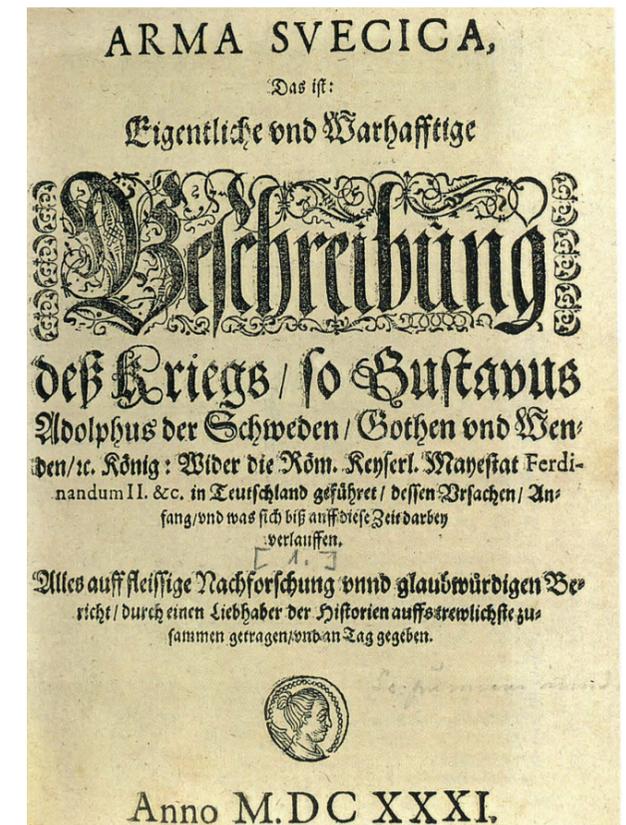
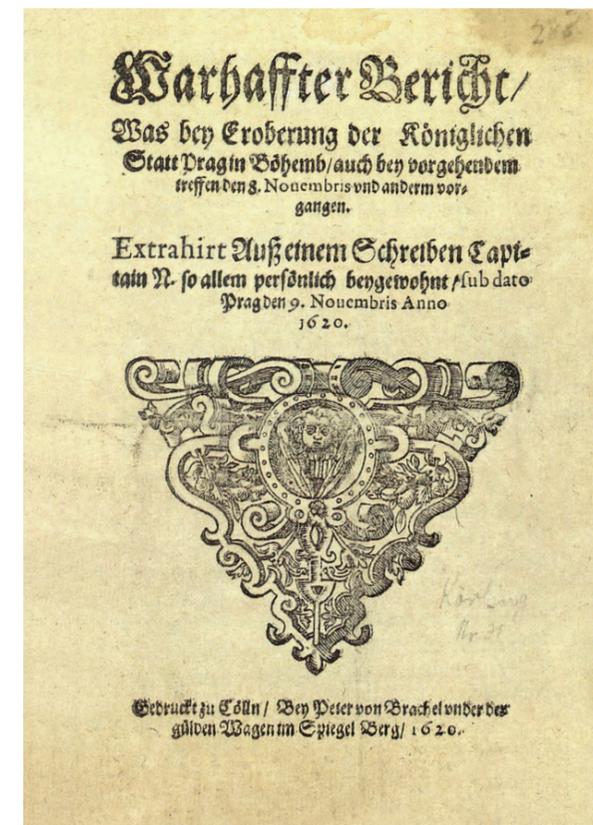
nachweisen. Leidtragende waren die Meßrelationen, die seit Beginn des großen Krieges stagnierten und nach seinem Ende ganz allmählich von der Bildfläche verschwanden – die letzte allerdings erst im 18. Jahrhundert.

Zeitungen als aktuelles Nachrichtenmedium, Meßrelationen als nachträgliches, chronikalisches Kompendium, da fehlte noch ein Drittes: Da Zeitungen, wie beschrieben zumeist sehr nüchtern und insgesamt meinungsneutral berichteten, fehlten Medien, welche Einordnung und Bewertung besorgten. Für ersteres war in den Medien des frühen 17. Jahrhunderts noch kein Platz, Bewertung allerdings gab es zuhauf, vor allem in nichtperiodischer Flugpublizistik. Und die großen

Wendemarken, sei es die Schleifung Magdeburgs 1631, die Schlacht von Lützen mit dem Tod Gustav Wasas 1632, Wallensteins Tod 1634 und andere mehr wurden in ihr höchst kontrovers und parteiisch propagandistisch ausgeschlachtet.

Es ist also nicht so, als wäre Pressegeschichte eindimensional, uninteressant oder wenig aktuell. Die Entstehung eines Medienverbands dauerte seine Zeit, seine Grundfunktionen erfüllte es aber damals wie heute – leider auch dysfunktional mit Propaganda, „fake news“ und Desorientierung. *Rudolf Stöber*

Dr. Rudolf Stöber ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.



„Warhaffter Bericht ...“ und „Eigentliche wahrhafftige Beschreibung ...“ – sehr ausschweifend sind die Titel der Darstellungen einzelner Schlachten oder des Kriegsverlaufs aus der Zeit des 30-jährigen Krieges.

Links: Ein in Köln gedruckter Bericht über die Eroberung Prags aus dem Jahr 1620.

Rechts: Beschreibung des Kriegszugs König Gustav Adolfs und seiner „Arma Svecica“ aus dem Jahre 1631.

Schriftwürdiges vom Bodensee

Dem Augsburger Samuel Dilbaum als Redakteur und Bernhard Straub als Drucker kommt das Verdienst zu, das erste deutsche monatlich erscheinende Periodikum, die sogenannte „Rorschacher Monatschrift“, herausgegeben zu haben.

Fassten die zuweilen auch als „Zeitungsbuch“ bezeichneten Messrelationen die Neuheiten eines halben oder drittel Jahres zusammen und verstanden sich selbst der älteren Gattung der politischen Annalistik – Jahrbuch- oder Chronikliteratur – zugehörig, so trifft dies auch auf dieses nun bereits monatlich erschienene Presseprodukt zu, das als „Rorschacher Monatschrift“ in der älteren Forschung mehrfach, aber zu Unrecht, als „älteste periodische Zeitung“ bezeichnet wurde.

Die in der St. Gallener fürstbischöflichen Druckerei zu Rorschach am Bodensee durch Leonhard Straub (1550–1606) gedruckte Schrift erschien in zwölf Ausgaben des Jahres 1597. Straub, ein unternehmungslustiger Mann, hatte 1578 die erste Druckerei in St. Gallen und 1582 in Aach eine eigene Papiermühle gegründet, auch als Kalenderverfasser trat er früh auf. Die erste Monatsausgabe der Zeitschrift trug – bis auf die Nennung des kürzeren Berichtszeitraumes ganz wie die Messrelationen – den Titel „Relation“; im ersten Monat lautete er *Relation, Vnd Historische Erzählung / der denckwuerdigsten sachen / so sich im nechst abgelauffnen Januario dieses 1597. Jahrs / hin vnd wider verlauffen hat, oder Erzählung der fuernembsten handlungen vnd Geschichten / so sich im Jenner / des 1597. Jars / hin vnd wider / fast in gantzem Europa, Schriftwürdiges verlauffen.* Die Nachrichten, so verspricht die Titelformulierung des Jahrestitelblattes, seien „Durch Samuelem Dilbaum / Burgern zu Augspurg/ auff das trewlichest/ Monatsweiß der gestalt beschriben/ daß jeder Monat vnder seinem eignen Titul/ besonder Getruckt worden/ vnnnd außgangen ist“. Der Nennung des Erscheinungsjahres auf dem Jahrestitelblatt verdankt die Zeitschrift die häufige unsinnige Zitierung als „Annus Christi“, genau lautet der Titel: *ANNVS CHRISTI, 1597. Historische erzählung / der fuernembsten Geschichten vnd handlungen / so in diesem 1597. Jari: vast in gantzem Europa, denckwuerdig abgelauffen.* Zum Druckerverleger heißt es auf dem Jahrestitelblatt: „Getruckt in deß F. Gottshaus Sanct Gallen Reichshoff Rorschach am Bodensee/ bey Leonhart Straub / Im Jar / 1597“. Bemerkenswert, dass hier erstmals bei einer Monatschrift der Herausgeber oder Verleger auf die Idee kommt, nach zwölf erschienenen Stücken dem Leser einen Jahrestitel zu liefern, der es ermöglicht, das Konvolut vom Buchbinder zu dauerhaftem Gebrauch zu einem Buch zusammenbinden zu lassen. Inhaltlich finden sich teils spannende Berichte – etwa in der Februarausgabe über den Aufruhr „Rebellischer Bawren“ in Österreich. Abgedruckt werden mehrfach auch Mandate, amtliche Mitteilungen oder Dokumente wie die Beschwerden der aufständischen Bauern. Durchweg sind die Meldungen sorgfältig bearbeitet sowie mehrfach mit persönlichen Bemerkungen,

Erklärungen und Rückverweisen versehen. Auch fehlen wenige Kommentare nicht. Die Monatstitel variieren nach den enthaltenen Nachrichten.

Dillbaum, 1530 in Augsburg geboren, gestorben um 1618, studierte in Wittenberg und war danach in seiner Heimatstadt als Lehrer am Gymnasium St. Anna tätig. Er gehörte zu jenen Personen in der Stadt, welche die dort vorhandenen Nachrichten zu unterschiedlichen Zwecken nutzten und damit bereits ein bescheidenes Auskommen fanden. Sein erster Versuch, die Zeitereignisse zu behandeln, erfolgte 1593 in der Schrift *Von dem dreyfachen Ritterstand und allen Ritterorden der Christenheit*. Nach der Rorschacher Monatschrift, mit der er eindeutig chronikalische Absichten verfolgte, publizierte er weitere historische Schriften und Neue Zeitungen. Dilbaum setzte mit der Monatschrift eine Tätigkeit fort, wie er sie bereits 1594 und 1595 mit zwei Kalendern begonnen hatte, in denen ebenfalls über die wichtigsten Ereignisse eines vorangegangenen Zeitraumes berichtet wurde. Ähnlich wie in seiner Monatschrift, allerdings in gereimter Form, werden hier chronologisch wichtige Ereignisse des Geschehens in Europa berichtet. Interessant, dass – wie später in vielen Zeitungen – auf Glaubwürdigkeit und Bestätigung der Nachrichten hingewiesen und versichert wird, die Zusammenstellung sei vom Redakteur ohne Verfälschungen – „ohne einigen Priuat affect“ – vorgenommen worden.

Holger Böning



Thumbs up!

Während das *Anno*-Printmagazin bereits in die sechste Runde geht, wächst auch der Facebook-Auftritt immer weiter. Für die redaktionellen Inhalte des Accounts sorgen in diesem Jahr die KoWi-Masterstudenten Christina Hümmer und Steven Gold.

Wie die meisten großen Magazine ist natürlich auch *Anno* längst auf Facebook vertreten. Der Account zählt inzwischen rund 300 Follower und wöchentlich werden es mehr. Gemeinsam mit ihnen entdeckt das Redaktionsteam die Mediengeschichte und postet dazu die spannendsten Artikel, Videos oder Fotos zu den Jubiläen.

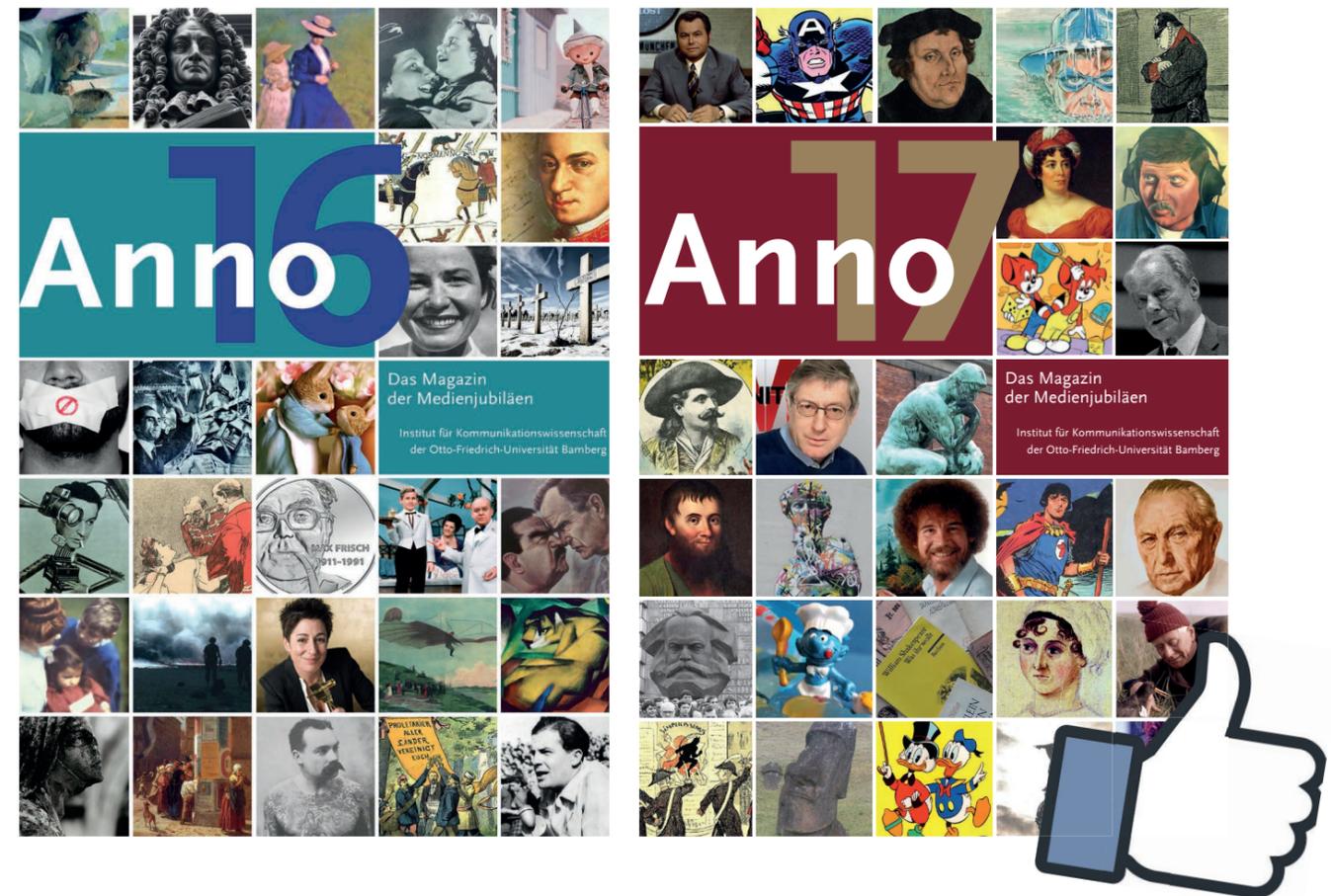
Uns bietet der Facebook-Auftritt von *Anno* viel mehr als nur die Möglichkeit, das Magazin zu bewerben. Wir zeigen euch, wie wir arbeiten, welche Jubiläen anstehen und welche Innovationen die Mediengeschichte in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat. Außerdem hat jeder Follower dort die

Möglichkeit, direkt mit uns in Kontakt zu treten, gleich ob es um Fragen, Vorschläge oder Kritik geht. Wir vom *Anno*-Facebook-Team freuen uns auf euch!

Auch für das nächste Jahr sind wieder viele lustige, informative und abwechslungsreiche Postings geplant. So stellen wir euch Meilensteine der Filmgeschichte vor, reisen in die Vergangenheit zu Nero und gehen zurück zu den Anfängen der Videospiegelgeschichte.

Schaut auf der Seite vorbei, lasst ein Like da und seid von Anfang an dabei wenn das Projekt #Anno19 an den Start geht.

Christina Hümmer, Steven Gold



Du findest uns auf 

1593

HERBIPOLIS

Würzburg



Der Topographen-Titan

Dank Matthäus Merian wissen wir, wie sie ausgesehen haben, die deutschen und schweizer Städte des 17. Jahrhunderts – in Kupfer gestochen, in Details festgehalten, in Büchern für die Nachwelt konserviert.

„Die Leistung M[erian]s als Zeichner und Kupferstecher wie auch als Verleger grenzt in ihrem Ausmaß ans Gigantische.“ So vermerkt es die *Deutsche Biographie*. Grenzt? Allein die ersten 16 Bände der von ihm illustrierten (und später von seinen Erben mit 14 weiteren Bänden fortgesetzten) *Topographia Germaniae* enthalten 1.701 Kupferstiche, entstanden größtenteils in der Zeit des 30-jährigen Krieges. Meist sind es

Städteansichten, vor Ort aus dem Augenschein aufgenommen, akribisch umgesetzt. So bieten sie einen authentischen Eindruck fast aller großen Ortschaften, die oftmals wenig später im Krieg zerstört wurden. Künstlerische Meisterwerke sind es und bildhistorische Dokumente zugleich. Landkarten hat er angefertigt, unzählige Handzeichnungen; 234 Illustrationen zur Lutherbibel erstellt und vieles andere

Stadtansicht von Würzburg aus dem Jahr 1648, noch ohne Balthasar Naumanns erst ab 1719 gebaute Residenz und dem ab 1748 errichteten Käppele, dafür mit Stadtmauer, Festung, Marienkirche, unzähligen Türmen – und dem latinisierten Stadtnamen Herbipolis.

mehr. Als Verleger publizierte er zudem zahlreiche naturwissenschaftliche, medizinische und insbesondere theologische Bücher.

Geboren wurde Matthäus Merian am 21. oder 22. September 1593 in Basel, gestorben ist er am 19. Juni 1650 im hessischen Langenschwalbach. Er hatte erst das Glasmaler-, dann das Kupferstecherhandwerk gelernt. Früh schon reiste er durch deutsche Lande, skizzierte Städte, Leute, Landschaften. In Frankfurt heiratete er in einen Verlag ein, den er 1623 nach dem Tod des Schwiegervaters übernahm, baute bald eine eigene

Werkstatt auf. Drei Töchter und drei Söhne hatte er aus der Ehe mit Maria Magdalene de Bry, die recht früh starb; zwei seiner Söhne, Matthäus der Jünger und Caspar, übernahmen später seine Werkstatt. Aus einer zweiten Ehe ging 1647 Maria Sibylla Merian hervor, die als Naturforscherin und akkurat-künstlerische Blumen- und Insektenmalerin ebenso berühmt werden sollte wie ihr großer Vater.

Das, was er einst in Kupfer stach, ist heute oft nach ihm benannt. Von Amberg bis Bad Windsheim, von Basel bis Köln gibt es flussauf, stadtab Merianstraßen. *Markus Behmer*

Nachrichten in der frühen Neuzeit

Die Augsburger Brüder Octavian Secundus und Philipp Eduard Fugger hatten im 16. Jahrhundert Handelsbeziehungen fast in die gesamte damals bekannte Welt – und sie sammelten Nachrichten von überall her. Die Fugger-Zeitungen entstanden.

Es wurde lange darüber diskutiert, wie die gedruckte periodisch erscheinende Zeitung eigentlich entstanden sei. War sie, wie bis heute vereinzelt behauptet, etwa eine Verstärkung der sogenannten Neuen Zeitungen, die zu besonderen Anlässen erschienen und Teil jener Flugpublizistik waren, bei der man für die Frühe Neuzeit bis 1815 von mindestens 100.000 Drucktiteln wird ausgehen dürfen, wenngleich Schätzungen angesichts der Forschungsdesiderate wenig seriös sind? Oder verdankte sie sich einer Verkürzung der Erscheinungsabstände, mittels derer sie sich aus den seit 1588 erscheinenden Messrelationen entpuppte? Oder – dritte Annahme – war die gedruckte Zeitung das logische Resultat eines Nachrichtenverkehrs, der bereits seit längerem durch handgeschriebene Zeitungen vermittelt wurde und sich stetig verdichtet hatte, wie schon der Kulturhistoriker Georg Steinhausen gemeint hat?

Für die Beantwortung dieser Frage sind die Fugger-Zeitungen von großer Bedeutung. Der Begriff wird in zahlreichen Studien zur Medien- und Kommunikationsgeschichte in der deutschsprachigen Forschung oft synonym für handschriftliche Zeitungen des 16. Jahrhunderts allgemein verwendet. Tatsächlich ist darunter jedoch eine Sammlung von handschriftlichen Zeitungen zu verstehen, die die Brüder Octavian Secundus (1549-1600) und Philipp Eduard Fugger (1546-1618) zusammengestellt haben. Bei diesen Zeitungen handelt es sich um Berichte aus verschiedenen Absendeorten in Europa, aber auch aus Amerika, Nordafrika und Asien. Diese Sammlung kam durch den Kauf der Fuggerschen Bibliothek im Jahr 1656 in den Besitz der kaiserlichen Hofbibliothek Wien und umfasst 27 Folio-bände mit über 15.000 Zeitungen sowie etwa 1.000 ergänzenden Dokumenten aus den Jahren 1568 bis 1605.

Frühere Forschungen zu den Fugger-Zeitungen begriffen die Sammlung der Brüder Fugger in wirtschaftlichen Zusammenhängen und meinten, es habe sich um interne Informationen des Fuggerschen Unternehmens gehandelt, die als Grundlage für ökonomische Entscheidungen gedient hätten. Inzwischen weiß man, dass davon keine Rede sein kann, denn der geringe Anteil der wirtschaftlichen Berichterstattung in den Wiener Fugger-Zeitungen – Wirtschaftsnachrichten machen nur sechs Prozent der gesamten Nachrichten aus – schließt

die Annahme einer vorwiegend ökonomischen Informationsfunktion der Fugger-Zeitungen aus. Die lange Zeit üblich gewesene Einbettung nicht nur der Fugger-Zeitungen, sondern der handgeschriebenen Zeitungen insgesamt in vorwiegend wirtschaftliche Zusammenhänge war eine reine Erfindung, die sich der Konkurrenz von Zeitungswissenschaft und Wirtschaftsgeschichte in ihrem Kampf um universitäre Etablierung verdankt. Letztere suchte zu beweisen, dass die Fugger-Zeitungen insbesondere eine Quelle der Wirtschaftsgeschichte seien. Tatsächlich steht wie bei den späteren gedruckten Zeitungen die Berichterstattung über allgemeine, politische, militärische, gesellschaftliche Ereignisse im Vordergrund. Weil Forscherinnen und Forscher diese Zeitungen endlich tatsächlich in die Hand genommen und analysiert haben, ist praktisch alles, was wir zu dieser Quellengattung bisher gewusst haben, korrigiert worden. Hier war insbesondere ein Wiener Forschungsprojekt wichtig, das die Zeitungen inzwischen auch für jedermann zugänglich digitalisiert hat.

Schnell expandierender Markt für Nachrichten

Die Fugger-Zeitungen, das ist das Entscheidende, waren nämlich gar keine Fugger-Zeitungen, sondern Zeitungen, die bereits Teil des gewöhnlichen Nachrichtenverkehrs in Europa waren. Ihr Name verdankt sich ausschließlich der Tatsache, dass sie von den Fuggers gesammelt und sorgfältig ausgewertet wurden. Schon Hans Fugger hatte erkannt, dass seine internationalen Kontakte, die er zum Nachrichtenaustausch nutzte, ein wichtiger Aktivposten auch für seine geschäftlichen Interessen waren. Kontrolle über und Auswertung der Nachrichtenströme verschafften Einfluss und Macht.

Die 16.000 Fugger-Zeitungen bieten nichts anderes als einen Ausschnitt aus der Medienlandschaft des 16. Jahrhunderts, der dank der Sammelleidenschaft vor allem Octavian Secundus Fuggers erhalten blieb. Im Gegensatz zu älteren Auffassungen ist nun sicher, dass es sich bei den Zeitungsschreibern nur in einigen Fällen um Mitarbeiter des Fuggerschen Unternehmens gehandelt hat. In der Mehrzahl waren es vielmehr professionelle Novellanten, aber auch Privatpersonen, die etwa im Umfeld des Kaiserhofes anzusiedeln sind, oder die mit

den Heeren auf den Kriegsschauplätzen der Zeit unterwegs waren, die die Zeitungen verfassten. Die von den Fuggers gesammelten Zeitungen verdankten sich besonders dem blühenden Nachrichtenhandel in Norditalien, der gegenüber dem im deutschen Sprachraum zunächst weit fortgeschritten war. Was als serienmäßiges Zusammenkopieren von Nachrichtenextrakten und Briefen aus der Diplomatie begann, führte in Rom und Venedig zu einem neuen Milieu von Schreibspezialisten, ehemaligen Sekretären, anstellungslosen Humanisten, die nun berufsmäßig das Extrahieren und Zusammenstellen von Informationsbriefen übernahmen. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts standen für jeden, der bezahlen konn-

Wissensverbreitungssystem bringen konnte. Zu ihm gehörte ein Mann wie Johann Carolus, ebenfalls Herausgeber einer wöchentlich erscheinenden handgeschriebenen Zeitung, ihm verdanken wir, wie inzwischen gut bekannt, den Übergang zur periodischen gedruckten Zeitung, die also ganz unzweifelhaft aus dem periodischen, durch die Post ermöglichten Nachrichtenverkehr in Europa hervorgegangen ist.

Wer sich die Mühe macht, die handgeschriebenen mit den gedruckten Zeitungen zu vergleichen, wird vor allem Übereinstimmungen feststellen, denn beide sind sie Resultate desselben Nachrichtenverkehrs und Nachrichtenhandels. Die Behauptung von Jürgen Habermas, dass die zur Veröffentli-

OCTAVIANVS SECYND. FVGGER. BARO. II. VIR.



PHILIPPVS EDVARD. FVGGER. BARO.



Abb.: Stiche der Brüder Fugger, um 1592, sowie Hintergrund. Quelle: Universität Wien, <http://fuggerzeitungen.univie.ac.at/faksimiles>

te, professionelle Zeitungsschreiber zur Verfügung, die nun einen Teil jener Nachrichtenbeschaffung und Abfassung von Berichten übernahmen, die zuvor als Aufgaben der Diplomaten gegolten hatten; es entwickelte sich ein schnell expandierender Markt für Nachrichten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es dann bereits zahlreiche wöchentlich berichtende Zeitungsschreiber, Ende der 1560er Jahre war die geschriebene Zeitung europaweit verbreitet, sie kam als kultureller Transfer von Italien auch nach Deutschland. Für die traditionelle druck- und pressehistorische Sichtweise mag es eine Überraschung bedeuten, zu welcher Leistungsfähigkeit es ein auf handschriftlicher Vervielfältigung beruhendes Informations- und

chung gelangenden Nachrichten – er meint damit jene in den gedruckten Zeitungen – zu den Restkategorien des an sich verfügbaren Nachrichtenmaterials gehört hätten, ist frei von Quellenkenntnis; in den geschriebenen wie den gedruckten Zeitungen stellt die politisch-militärische Berichterstattung mit 75 Prozent aller Nachrichten den Schwerpunkt dar. Ohne Fundament ist auch der so apodiktische wie falsche Satz: „Die Zeitung war ein Nachrichtenorgan zweiter Ordnung, während der Brief im 17. Jahrhundert noch ganz allgemein als die zuverlässigere und schnellere Nachrichtenquelle galt.“ Diese Behauptung disqualifiziert sich schon durch die Information, der Brief sei schneller gewesen, waren doch alle Nachrichten auf dieselben Verkehrsmittel angewiesen. Holger Böning

Die Welt von Alpha bis Omega

Wie sahen Städte zu Beginn der Neuzeit aus, wie stellte man sich den Ablauf der Geschichte seit der Schöpfung bis in die damalige Gegenwart vor? Die *Schedelsche Weltchronik*, 1493 erschienen, gibt uns reich bebildert Auskunft darüber.

Die gesamte Weltgeschichte in einem Buch in einer lateinischen und einer deutschen Ausgabe, im Riesenformat: 326 beidseitig bedruckte Blätter, mithin 652 Seiten, jede 32,5 auf 48 Zentimeter groß, umfasst die (etwas längere) Lateinfassung, illustriert mit mehr als 1.800 handkolorierten Holzschnitten, erschienen in hoher Auflage: Noch heute lassen sich 1.287 lateinische und 343 deutsche Exemplare belegen.

Es war ein Mammutunterfangen, das der Arzt und Humanist Hartmann Schedel zusammenstellte, kompiliert vor allem aus italienischen Büchern. Die Maler Michael Wolgemut und Wilhelm Pleydenwurff steuerten die Bilder bei, der Drucker Anton Koberger produzierte das Werk. Nürnberger waren sie alle; sie wirkten im Auftrag Nürnberger Handelshäuser und über das Fernhandelsnetz der Nürnberger Kaufmannschaft wurde die Chronik europaweit vertrieben. Geschäftlich war das Riesenunterfangen allerdings kein Erfolg, heute aber gilt Schedels *Buch der Chroniken und geschichten mit figure und bildnissen von anbegin der welt bis auf diese unsere Zeit* (so der Originaltitel) als bedeutendste Inkunabel des 15. Jahrhunderts. Dies nicht zuletzt aufgrund von 29 doppelseitigen, authentischen Ansichten vor allem italienischer und deutscher Städte – von Augsburg bis Würzburg.

In sieben „Weltalter“ ist das Buch gegliedert; allein fünf davon behandeln die vorchristliche Zeit, nur eines, das längste allerdings, die Zeit von Christi Geburt bis ins 15. Jahrhundert. Das letzte bietet einen Ausblick auf den Weltuntergang und das jüngste Gericht, endend mit einer Lobpreisung des Herren: „Deus omnium rerum finis – Alpha et O – Deo victori gloria“.

Markus Behmer



1468

Ein Mann macht Druck

Vor 550 Jahren stirbt Johannes Gutenberg in Mainz. Der Erfinder des Buchdrucks mit beweglichen Lettern hat die Welt für immer verändert. Als Mensch bleibt er jedoch ein Unbekannter.

Eine besondere Ehre hat das renommierte US-Nachrichtenmagazin *Time* im Jahr 1999 zu vergeben. Kein Geringerer wird gesucht als der Mann des Jahrtausends. Eine alles andere als einfache Aufgabe für die Jury, schließlich haben in den vergangenen 1000 Jahren so geniale Geister wie Newton, Einstein, Darwin, Shakespeare oder da Vinci gelebt. Am Ende gewinnt ein Tüftler, dessen größter Triumph aus 292 kleinen Buchstaben besteht. Diese beweglichen Lettern konnte ein Setzer zu jeder beliebigen Buchstabenfolge zusammenbauen. Der Name des Mannes: Johannes Gutenberg. Seine irgendwann um das Jahr 1450 zur Marktreife geführte Erfindung besticht durch ihre Einfachheit. Schon seit Jahrhunderten werden beispielsweise in Asien Bücher gedruckt – zunächst, indem Zeichen spiegelverkehrt und zeitraubend in einen Holzblock geschnitten werden, ehe sie eingefärbt und auf Papier abgerieben werden. In Europa plagen sich derweil Mönche und Nonnen damit ab, Bücher von Hand abzuschreiben. Da außerhalb der Klöster fast niemand lesen und schreiben kann, sichert sich der Klerus so ein kaum zu brechendes Informationsmonopol.

Metallene Lettern revolutionieren die Welt

Gutenberg setzt dem die Idee entgegen, wiederverwendbare Einzelbuchstaben aus Metall zu gießen. Diese können zu immer wieder neuen Seiten zusammengesetzt werden, was Zeit und Geld spart. Der um das Jahr 1400 in Mainz geborene Handwerker läutet damit das Zeitalter des mechanischen Drucks und der hohen Auflagen ein. Anders als in den sechseinhalb vorhergehenden Jahrtausenden war darauf basierend der Gebrauch von Schrift bald nicht mehr nur einer kleinen Elite vorbehalten.

Revolutionäre Ideen und verbotenes Wissen ließen sich plötzlich im großen Stil reproduzieren. Gutenberg schuf so die technische Voraussetzung dafür, dass so etwas wie eine öffentliche Debatte überhaupt stattfinden konnte. Seiner Erfindung sollten wenige Jahrzehnte später jene Flugblätter und -schriften entsteigen, auf denen der bald aufflammende Reformationsstreit ausgetragen wurde. Sie brachte die Gedanken der Aufklärung zu Papier und verbreitete sie rasant durch ganz Europa. Und sie schuf eines der schönsten Bücher aller Zeiten, das in Fachkreisen das schlichte Kürzel B42 trägt. Der Rest der Welt kennt es unter dem deutlich klangvolleren Namen „Gutenberg-Bibel“.

Fein säuberlich imitiert dieses rund 180 Mal auf Papier oder Pergament gedruckte Werk den Eindruck einer lateinischen

Bibel, in die jeweils 42 Zeilen pro Seite von Hand geschrieben worden sind – daher auch die kryptische Abkürzung B42. Im modernen Projektmanagement würde sie vermutlich als „Proof of Concept“ beschrieben werden, also als Beweis dafür, dass Gutenbergs Idee tatsächlich im großen Stil funktionieren kann.

Heute sind nur noch 49 Exemplare von B42 mehr oder weniger vollständig erhalten geblieben. Ihr Wert liegt jeweils bei mehreren Millionen Euro. Wie ihr Schöpfer hat es auch die Bibel selbst auf eine ganz besondere Rangliste geschafft: Sie ist Teil der Liste des von der UNESCO gegründeten Welterbes, in dem die bedeutendsten Schriftstücke der Menschheitsgeschichte aufgeführt werden. B42 befindet sich damit in der Gesellschaft von Beethovens 9. Sinfonie, Grimms Märchen oder der Himmelsscheibe von Nebra.

Nicht immer werden Gutenberg so hohe Ehren zuteil. Als Begleiterscheinung seiner Erfindung fluten im 18. Jahrhundert neben heiligen Schriften auch allerlei profane Texte den rasch wachsenden Markt – ein Trend, der viele Kritiker auf den Plan ruft. Allerlei Pamphlete (natürlich gedruckt) geißeln damals die grassierende „Lesesucht“ als „Hochverrat an der Menschheit“ und schmähen sie als ebenso bedenkliche wie schädliche Zeitverschwendung. Insbesondere junge Frauen seien in Gefahr, beim Lesen von Romanen „Siechheit und Weichlichkeit im ganzen Körper“ davonzutragen. Allenfalls die Masturbation gilt selbst den eifrigsten Schreiberlingen als noch bedenklicher. Gerade wer in seiner Jugend der leichten Literatur erliege, drohe an „unüberwindlicher Trägheit, Ekel und Widerwillen gegen jede reelle Arbeit“ zugrunde zu gehen.

Was Gutenberg zu derartig hitzköpfig ausgetragenen Debatten gesagt hätte, ist heute natürlich ungewiss. Fremd waren ihm Konflikte jedoch nicht. So handelt ihm ein gebrochenes Eheversprechen einmal eine Klage in Straßburg ein. Mit harten Bandagen streitet er sich auch mit Johann Fust, der Gutenbergs visionäre Projekte zunächst finanziell unterstützt. Am Ende steht er bei dem skrupellosen Kaufmann jedoch mit mehr als 2.000 Gulden Schulden in der Kreide und ist offenbar zahlungsunfähig. Er verliert daher 1455 seine Druckwerkstatt mitsamt den nahezu fertigen Bibeln an Fust, der nun die Arbeit in Eigenregie abschließt. Gutenberg wiederum lässt einmal einen Mainzer Stadtschreiber festnehmen, weil ihm die Stadt 310 Gulden schuldet. Eine lange Kette von Prozessen zieht sich durch das Auf und Ab seines Lebens, ehe er vor 550 Jahren 1468 stirbt.

Was danach geschieht, ist aus heutiger Sicht typisch für Gutenbergs Biografie. Der Tod des späteren Mannes des Jahrtausends



Johannes Gutenberg in einem postumen Fantasiebildnis des 17. Jahrhunderts. Authentische Bildnisse sind nicht überliefert.

Abb.: Kupferstich von Nicolas de Larmessin, 1680

verursacht offenbar kein nennenswertes öffentliches Interesse. Über sein Ende ist laut einer alten Quelle eigentlich nur bekannt, dass er „Anno Domini 1468 uf St. Blasius Tag starb“. Als seine letzte Ruhestätte dient die Franziskanerkirche zu Mainz, die 1742 abgetragen wird. Nicht einmal ein Grab bleibt von Gutenberg. Neben seinen Gebeinen sind auch seine Gedanken für die Nachwelt für immer verloren: Keine Silbe dessen liegt vor, was in der Geschichtswissenschaft als Selbstzeugnis bezeichnet wird. Es gibt kein Tagebuch von Gutenberg und auch keine Briefe. Er ist ein Phantom, über dessen Wünsche und Träume nur spekuliert werden kann. Die wenigen erhaltenen Schuldscheine und Gerichtsakten belegen eigentlich nur seine Existenz und ein paar spärliche Eckdaten eines bewegten Lebens. Dieses findet trotz des wirtschaftlichen Desasters mit den Bibeln wenigstens teilweise ein Happy End. Am 17. Januar 1465 wird Gutenberg vom Mainzer Erzbischof zum Hofedelmann ernannt. Die Ehrung bringt ihm ein Hofkleid, 2.180 Liter Korn

und 2.000 Liter Wein ein. Er verfügt nun mit anderen Worten über Privilegien und Naturalleistungen. Was er für die Gegenwart jedoch nicht hat, ist ein Gesicht: Die überlieferten Porträts und Statuen zeigen allesamt eine Fantasiegestalt. Niemand kann sagen, ob der meist bärtig und mit Haube abgebildete Gutenberg tatsächlich so aussah.

Heute würde man einen Menschen seines Schlags am ehesten als Entrepreneur beschreiben, als einen Unternehmer, der mit Fremdkapital ein Start-up gründet und dabei ein hohes ökonomisches Wagnis eingeht. Auch wenn Gutenberg damit Schiffbruch erlitt, ließ eine erste posthume Anerkennung für sein Wirken nicht lange auf sich warten. Schon 36 Jahre nach seinem Tod wurde ihm in seiner Heimatstadt ein Gedenkstein errichtet. Ein Teil der lateinischen Inschrift: „Dem Mainzer Johannes Gutenberg, der als erster von Allen eherner Buchstaben zum Drucken erfand und sich mit dieser Kunst um die ganze Welt verdient gemacht hat“.

Alexander Godulla

400 Pferde, ein brennender Ketzler

Ein Medienereignis ohne Massenmedien? Als 1418 die letzten Konzilsväter nach dreieinhalb Jahren Konstanz verließen, gab es als Medien nur das gesprochene Wort, Handschrift, Bild oder Lied.

Beim Konstanzer Konzil von einem Medienereignis zu sprechen, mag wegen erscheinen: Selbst Gutenbergs Buchdruck ließ noch rund 30 Jahre auf sich warten. Und doch rechtfertigt dieses spätmittelalterliche Völkertreffen die Bezeichnung, zumindest wenn man einen kleinen argumentativen Umweg macht. Denn schließlich war die Kirchenversammlung vor allem ein für zeitgenössische Verhältnisse ungeheuer großes Kommunikationsereignis. Bischöfe, Kardinäle, Theologen und Juristen waren 1414 der Einladung von Papst Johannes XXIII. und des römisch-deutschen Königs Sigismund gefolgt, um eine Kirche in der Krise wieder auf den rechten Weg zu führen. Es war das erste allgemeine Konzil auf deutschem Boden und zog Teilnehmer aus ganz Europa an den Bodensee. Zu tun gab es genug, allem voran musste ein Schisma überwunden werden, bei dem zuletzt drei Päpste gleichzeitig um den Stuhl Petri konkurrierten. Was aber war das Mediale an dem Treffen? Wenn sich Kirchenvertreter und weltliche Große (häufig waren sie beides in einem) im Mittelalter begegneten, dann passierte das nicht „einfach so“. Vielmehr begann ein ausgeklügeltes Zeremoniell, ein ständiges Aushandeln des Ranges. Zeremonielle Kommunikation wurde durch Kommunikation mittels Masse ergänzt: Als nach und nach die kirchlichen und weltlichen Großen in Konstanz ankamen, notierte der Chronist des Konzils, Ulrich Richental, immer auch die Größe des Gefolges: Herzog Ludwig der Bayer zog mit 400 Pferden und acht Wagen ein; Burggraf Friedrich von Nürnberg mit der gleichen Anzahl an Pferden, aber nur mit vier Wagen – bis hin zu einem polnischen Fürsten, der immerhin noch mit 20 Pferden und drei Wagen vermerkt wird. Ein großer Tross transportierte nicht nur viele Menschen und Gegenstände, sondern in erster Linie die Botschaft, dass hier eine bedeutende Persönlichkeit unterwegs war.

Erst Papst, dann Häftling

Als Johannes XXIII. 1414 in Konstanz einzog, geschah das „mit großen Ehren“, wie Richental berichtet: Alles was Rang und Namen hatte, zog dem Heiligen Vater schon vor der Stadt entgegen. Der Einzug in die Stadt selbst war prächtig, Ehrenbekundungen und Geschenke wurden ausgetauscht. Allen wurde vor Augen geführt: Hier kommt der oberste Repräsentant der Christenheit. Ein gelungener Auftritt also, wenn man davon absieht, dass der Papst nun noch wochenlang auf das Eintreffen Sigismunds warten musste. Wie anders dann der Abgang des Johannes: Rasch wendete sich das Blatt, und schon 1415 erklärte das Konzil diesen Papst (und die beiden anderen,

die gar nicht erst gekommen waren) für abgesetzt. Johannes versuchte sich der Absetzung zu entziehen und floh heimlich aus der Konzilsstadt. Aber er wurde verhaftet und man machte ihm den Prozess: Die Fallhöhe von der höchsten Ehrerbietung zur Verurteilung illustriert nicht nur einen dramatischen politischen Vorgang, sondern auch eine machtvolle Kommunikation: Seht her, nicht der Papst hat die Macht, sondern das Konzil als allgemeine Versammlung der Christenheit! Ähnlich war es, als im gleichen Jahr 1415 der böhmische Reformator Jan Hus verbrannt wurde. Er hatte zentrale Punkte der kirchlichen Glaubenslehre in Frage gestellt. Vom Papst mit dem Kirchenbann belegt und vom Konzil vorgeladen, war Hus im Vertrauen auf das freie Geleit, das König Sigismund ihm verbrieft hatte, tatsächlich erschienen, um seine Ansichten zu verteidigen. Doch nahm die Angelegenheit für Hus bald eine üble Wendung, an deren Ende seine Verbrennung stand. Auch sie war zeremoniell umrahmt: Zunächst wurde Hus in einem formalen Akt seine Priesterweihe genommen. Die symbolische Sprengkraft des Vorgangs war groß, auch wenn sich die Konzilsväter die Folgen sicherlich anders vorgestellt hatten: Der Funke aus Konstanz glomm in Böhmen weiter und entzündete später eine regelrechte Revolution, die in die Hussitenkriege mündete, die Mitteleuropa bis in die späten 1430er Jahre verheerten. Davon ahnte man 1418 freilich noch nichts. Das nun beendete Konzil war zu einem Knotenpunkt der europäischen Kommunikation geworden, das sich aller Medien der Zeit bediente, nicht zuletzt vielfältiger zeremonieller Akte. Am Ende standen denn auch Segen und Ablass, den der neue, vom Konzil 1417 gewählte Papst Martin V. spendete.

75 Jahre später fasste Hartmann Schedel in seiner *Weltchronik* die Ergebnisse des Konzils auf einer knappen Seite zusammen – Schisma beendet, Ketzerei verdammt, Hus verbrannt, ein neuer Papst gewählt – und unterstrich die Bedeutung der Versammlung durch eine Aufzählung der Teilnehmer: „Dann allda waren Papst Johannes XXIII. und Kaiser Sigmund, fünf Kardinalbischöfe, sechzehn Kardinalpriester, sieben Kardinaldiakone, sieben Patriarchen, 34 Erzbischöfe, 104 Bischöfe, 60 vortreffliche Äbte, die Generäle der vier Orden, 24 Herzöge, 140 Grafen und die Gesandten der Städte Italiens sowie Ober- und Niederdeutschlands in bemerkenswert großer Anzahl.“ Auch ein Konzil gewann seinen (medialen) Rang schließlich aus großen Zahlen – nur Pferde und Wagen musste Schedel hierfür nicht mehr erwähnen.

Stefan Schlelein

Dr. Stefan Schlelein ist Historiker und arbeitet als Forschungsreferent an der TU Berlin.

Diamantspaltende Weisheit

Das *Diamant-Sutra* ist das älteste erhaltene Druckwerk der Menschheit. Vor 1.150 Jahren wurden die Holztafeln in Tibet hergestellt – als immerwährendes Zeugnis der Lehren Buddhas.

„Alle zusammengesetzten Dinge sind wie ein Traum. Ein Phantasiegebilde, eine Blase oder ein Schatten. Sind wie ein Tautropfen oder ein Lichtblitz. Sie sollten als das betrachtet werden.“

So steht es in der *Vajracchedikā-prajñāpāramitā-sūtra*, der Schrift von der „Vollkommenheit der Weisheit, die [so scharf ist, dass sie] selbst einen Diamanten spalten kann“. Wie ein Traum, ein Lichtblitz aus vorvergänger Zeit mag es dem österreichisch-ungarischen Archäologen Aurel Stein vorgekommen sein, als er, unterwegs für das British Museum, 1907 in den nordchinesischen Mogao-Grotten eine offenbar uralte Druckschrift entdeckte. Sie ist datiert auf den 11. Mai 868, ist damit rund 600 Jahre älter als Gutenbergs erster Bibeldruck und stammt, wie kurz darauf ermittelt werden konnte, aus Tibet.

Die Botschaft, die das Werk – einzelne, mittels Holzblöcken bedruckte Papierbögen, die zu einer mehr als fünf Meter langen Rolle zusammengefügt worden waren – trägt, ist noch viel älter. Wiedergegeben ist in 32 Abschnitten eine Art Predigt, die Siddhartha Gautama um 500 vor Christus in Form eines Zwiegesprächs mit Subhuti gehalten haben soll, einem seiner hervorragenden Schüler. Es ist einer der zentralen Texte des Mayanah-Buddhismus. Seine dialektische Kernaussage: „Form

ist Leerheit – Leerheit ist Form“.

Zwei Wirklichkeiten gibt es, beide untrennbar miteinander vereint – und doch geschieden; wie eine Welle, die isoliert wahrgenommen werden kann, aber aus lauter Elementen besteht, die nicht die Welle sind – und die gleichzeitig untrennbarer Teil des einen großen, des Ozeans ist. So auch der Mensch: Eigen ist er – und doch nie unabhängig vom großen Ganzen. Es ist eine Illusion, die Natur des Seins anhand einzelner Phänomene begreifen, mittels Begriffen erfassen zu wollen.

Die Weisheit des Buddhas ist eben der Diamant, der die Illusionen zerschneidet, Illusionen etwa wie die Vorstellung der Trennung von Geburt und Tod, von Sein und Nichtsein.

Am Anfang der Schriftrolle sieht man ihn sitzen, den Buddha. Das Titelbild zeigt ihn predigend auf einem Lotusthron unter einem Baldachin, umgeben von Bodhisattvas, Erleuchteten auf Wolken, und Schülern, Schutzgöttern und Löwen. In einer Inschrift erfährt man, dass die Szene sich im Jetavana-Tempelgarten zugetragen habe, nahe der nordindischen, in der Ganges-Ebene gelegenen Stadt Shravasti. Heute lagert das älteste genau datierbare Druckwerk der Menschheit im Londoner British Museum.

Markus Behmer



Frontispiz zur *Diamant-Sutra* aus dem Jahr 868.

Abb.: International Dunhuang Project/Wikimedia

Der unmögliche Künstler

Kaiser Nero, nahm sich, verlassen und verraten, vor 1.950 Jahren das Leben. Die Geschichte hielt ihn als despotischen Brandstifter in Erinnerung, als Christen- und Frauenmörder. Das Volk sah ihn als klugen Reformator, er sich selbst als sensiblen Künstler.

Nero habe eine Vorliebe für das, was unmöglich scheint, schreibt der römische Chronist Tacitus zu des Kaisers Plan, einen Kanal zwischen dem Avernier See und dem Handelshafen Ostia zu graben. In der Architektur lebt Nero seinen Ehrgeiz aus: Die Neronischen Thermen in Rom seien so schön wie Nero schrecklich sei, sagt der Dichter Martial. Auch beim Bau des legendären Palastes, des „domus aurea“, zeigt sich Neros Hang, die Grenzen des Machbaren neu zu definieren: das „Goldene Haus“ war geschmückt mit Muscheln und Edelsteinen, „groß wie eine Stadt“, mit einem künstlichen See (dort, wo Vespasian später als Zeichen seiner Großzügigkeit dem Volk das Colosseum schenkte), „groß wie ein Meer“ (die römische Wasserversorgung brach für sieben Monate zusammen, um den See zu füllen), und Wäldern und Wiesen, so groß, dass sie beeindruckender waren als all das Gold. Legendar ist der Speisesaal mit der sich drehenden Decke aus Sternen und Planeten, von der Blütenblätter herabregneten. Nero überwand die Natur durch Kunst, sagt Tacitus nicht ohne Abscheu. Das Medienbild Neros schwankt zwischen Grausamkeit und Narzissmus. Zu ersterem hat Neros Christenverfolgung beigetragen – oder zumindest die christliche Geschichtsschreibung darüber. Zu letzterem haben Neros Selbstdarstellung, sein teures Künstlerleben und seine unverständliche volksnahe Großzügigkeit (Stichwort: Brot und Spiele – und viele, viele Geschenke) beigetragen. Damit macht er sich bereits bei Zeitzeugen unbeliebt. Bei Tacitus, Sueton und Cassius Dio sowie vielen späteren, christlichen Schreibern ist Nero der Tyrann, der das brennende Rom besingt – unvergesslich dargestellt von Sir Peter Ustinov im Monumentalfilm *Quo vadis?* (1951).

Ein Kaiser auf Tournee

Militärisch vom Heerführer der Prätorianer, Brunnus, und rhetorisch vom Philosophen Seneca ausgebildet, ist Lucius Domitius Ahenobarbus, genannt Nero, kein kriegerischer Herrscher. Er richtet seinen lebhaften Geist auf die Kunst, Gesang, Malerei, Theater, Wagenrennen, erzählt Tacitus. Im Laufe seines Lebens tritt die künstlerische Seite in Nero immer mehr zu Tage und trägt letztlich zu seinem Sturz bei. Zwar war die Kunst äußerst beliebt bei der römischen Oberschicht, allerdings war es verpönt, sich öffentlich vor dem Volk darzustellen wie ein bürgerlicher Künstler. Genau das tat Nero. Er ist ein Selbstdarsteller, er braucht den Applaus. Schon früh müssen ihm seine Lehrer gestatten, vor Freunden als Lyraspieler aufzutreten. Seneca hoffte, dass die „erlaubten Vergnügungen“

ihn auf dem Pfad der Tugend halten mögen. Im Jahr 60 tritt der Kaiser erstmals vor großem Publikum auf, bei seinen Arenaspielen *Neronia*. Er kommt auf den Geschmack: Fünf Jahre später schockiert Nero Staatsgäste bei den *Neronia* mit seinem Gesang (Vespasian soll eingeschlafen sein), im Jahr 66 startet er eine zweijährige Künstlertournee durch Griechenland, von der er kaum wieder heimreisen will. Nero liebt die griechische Kultur. Diese Verehrung des Nicht-Römischen und seine lange Abwesenheit machten ihn der römischen Obrigkeit unbeliebt. Derweil tritt Nero bei den Olympischen Spielen in Griechenland in den Kategorien Schauspiel, Gesang und Wagenrennen an und gewinnt alle Wettbewerbe. Nie zuvor hatte sich ein römischer Herrscher derart vor dem Volk blamiert, „Scham und Ekel erregt“, so die Wahrnehmung der Senatoren. Nero hat zu dem Zeitpunkt, zwei Jahre vor seinem Sturz, kaum noch einen anderen Gedanken als sein künstlerisches Vermächtnis: Niemand solle seine Perfektion je übertreffen. Dabei hatte er zu Beginn seiner Herrschaft durchaus bescheidene Ziele.

Als der sechzehnjährige Nero im Jahr 54 den Thron besteigt, malt er ein friedliches Bild seiner kommenden Herrschaft: Er kenne keinen Krieg und trage keinen Hass in sich. Von Streit wolle er sich fernhalten, sondern erschaffen, erbauen, dem Reich Frieden bringen. Volk und Senatoren sind skeptisch gegenüber dem jungen Princeps. Das liegt auch am Einfluss seiner Mutter Agrippina der Jüngeren, die Neros dreizehnjährigen Stiefbruder und Thronkonkurrenten Britannicus vergiftet. Sie versteckt sich auch schon mal hinter den Vorhängen der Kurie, wo der Senat tagt, um die Rede ihres Sohnes zu kontrollieren. Im Jahr 59 lässt der Kaiser seine machtbesessene und manipulative Mutter ermorden (es ist bereits der zweite Versuch) und beweist so seine Unabhängigkeit vor dem Senat. Nero war viel beliebter beim Volk, als man heute denkt. Oft mischt er sich als Bettler verkleidet unter die Leute, will hören, was sie zu sagen haben. Im ersten „glücklichen Jahrfünft“ seiner Herrschaft senkt er Steuern und Getreidepreise, baut öffentliche Bäder und erreicht Frieden mit den Armeniern und Parthern. Er fördert Sport, Kunst und Wissenschaft, richtet öffentliche Bildungsprogramme ein. Seine Großzügigkeit ist für die Senatoren absolut unverständlich, weshalb die Chronisten seine politischen Leistungen kleinreden. Dabei werden die 14 Jahre seiner Herrschaft die blühendsten und friedlichsten Jahre des Römischen Reiches. Der Kaiser ist sensibel: Als er sein erstes Todesurteil unterzeichnen muss, sagt er: „Wie sehr wünschte ich, nicht schreiben zu können!“ Ganz im Sinne von „panem et circensis“ schenkt er dem Volk während



Der junge Nero ganz aus Marmor. Büste aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert.

Foto: Jastrow/Wikimedia

seiner Spiele Gold, Lebensmittel, Kleidung. Sogar von selbst gezähmten Tieren, Schiffen und Grundstücken ist bei Sueton die Rede. Sein Imponiergehabe führt dazu, dass er noch heute als verschwundensüchtig gilt. Nero liebt es, wenn Menschen ihm dankbar sind: Als Teil seines Unterhaltungsprogramms bringt er Menschen in Lebensgefahr und belohnt sie mit der römischen Bürgerschaft. Auch schickt er Menschen in brennende Häuser – wer es wieder hinausschafft, darf die geplünderten Gegenstände behalten.

Neros Image als grausamer Despot entstammt nicht nur der Praxis, politische Gegner zum Selbstmord zu zwingen oder Exfrauen in Dampf zu Tode garen zu lassen (so geschehen 62 n. Chr. mit Octavia, seiner Stiefschwester), sondern hauptsächlich der Geschichtsschreibung über Neros Christenverfolgung. Unzerstörbar scheint der Mythos, der pyromanische Nero habe den großen Brand von Rom 64 n. Chr. verursacht und auf seiner Terrasse besungen. Rom brannte damals neun Tage lang, zehn von 14 Stadtvierteln wurden zerstört. Nero war zu dem Zeitpunkt gar nicht in der Stadt, und Brände waren im überfüllten Rom an der Tagesordnung. Tacitus berichtet aber, dass Plünderer unterwegs waren, die Brandsätze warfen und „auf Befehl“ gehandelt hätten.

Christenverfolger – und Stadterneuer

Die Verschwörungstheorien überschlagen sich. In die Enge getrieben sucht Nero Sündenböcke und findet sie in „jenen Menschen, die das Volk wegen ihrer Schandtaten hasste und Christen nannte“. Wie viele von ihnen Nero in den Arenen und seinem Palastgarten hinrichten ließ, ist nicht bekannt.

Tacitus befürwortet die Hinrichtungen, aber nicht die Inszenierung des Kaisers: „So strafbar daher auch jene Menschen waren und so sehr sie die äußersten Strafen verdient hatten, regte sich doch Mitleid, weil sie nicht dem Nutzen der Allgemeinheit, sondern der Grausamkeit eines einzigen geopfert würden.“ Die Vernichtung Roms durch den Brand nutzt Nero zur Modernisierung der Stadt: Straßen und Wohnviertel werden größer, komfortabler geplant und brandschutzgesichert gebaut.

Die mittelalterliche Geschichtsschreibung wird auf Neros Christenverfolgung ihre Kirche bauen. Die Ermordung des Petrus ist die Grundlage für den päpstlichen Sitz in Rom, obwohl nicht bewiesen ist, dass Petrus Bischof von Rom war, oder überhaupt jemals die Stadt betreten hat. Noch heute erinnert im Colosseum ein Kreuz an die getöteten Christen und zementiert Neros Bild als grausamen Despoten. Ein für sein Volk schädlicher Tyrann war Nero vermutlich nie. Kratzer in

seiner Beliebtheit sind die verpönte Liebesheirat mit der schönen, aber kontrollsüchtigen Poppaea, wegen der Nero seine erste Frau Octavia ermorden lässt. Poppaea stirbt später hochschwanger: Angeblich trat der Kaiser ihr in den Bauch. Nero jedenfalls trauert bitterlich um seine Frau. In seinem Schmerz versucht er wieder das Unmögliche: Er will sie zumindest optisch ersetzen, mit dem Sklaven Sporus, der Poppaeas Schönheit nahegekommen sein soll.

Auf einer Griechenlandreise um 67 heiratet Nero ihn mit allem Prunk „und Brautschleier“, lässt ihn kastrieren, kleidet ihn in die Gewänder seiner Frau und nennt ihn „Sabina“. „Das und noch mehr Lächerliches tat Nero“, kommentiert Cassius Dio abfällig. Sporus, so berichten Cassius Dio und Sueton, begleitet Nero bei öffentlichen Auftritten und ist auch beim Selbstmord des Kaisers anwesend.

Denn als Nero 68 von seiner Künstlertournee zurückkehrt, wird er zwar vom Volk bejubelt. Hinter seinem Rücken verschwören sich die Präefekten und Senatoren. Nero bleibt beeindruckt, ermordet einige Verschwörer, besucht Theater und badet im Applaus. Dann aber wendet sich die kaiserliche Prätorianergarde von ihm ab, Heere der Provinzen schließen sich den Verschwörern an, er wird zum Staatsfeind erklärt. In Panik flieht Nero am 9. Juni 68 mit wenigen Getreuen nach Ostia. Auf seinem Landsitz verzweifelt er über dem Gedanken, Selbstmord begehen zu müssen: „Welche großer Künstler geht mit mir zugrunde! Es ziemt einem Nero nicht, ziemt ihm nicht!“ Als die Verfolger den Palast stürmen, zitiert er Homer und stürzt sich in einen Dolch. Die Soldaten, die den Kaiser lebend fangen sollen, versuchen seine Wunde zu schließen. Legendar sind seine letzten Worte: „Zu spät. Das ist Treue.“

2016 zeigte die Sonderausstellung „NERO – Kaiser, Künstler und Tyrann“ in Trier hunderte Exponate zu Neros Leben und warf ein neues Licht auf ihn.

Quellenkritik belegt, dass Nero fast karikaturhaft verzerrt wurde und seine Darstellung als Tyrann politisch motiviert war. Sueton war weniger Chronist als antiker Boulevardjournalist, Tacitus verachtete Neros Herkunft aus dem niederen Adel und seine volksnahen Staatsreformen. Mittelalterliche Geschichtsschreiber verdammten Nero schließlich zum Antichrist. Einige Forscher halten es für möglich, dass Tacitus mit seinen Zeilen über die „Chrestiani“ gar nicht die Christen gemeint habe, sondern Anhänger eines Hauptmanns namens Chrestus. Sollte das wahr sein, sprechen Ausstellungen wie die in Trier zurecht von „2000 Jahren Verleumdung“. Auch jetzt wird versucht, das Unmögliche zu schaffen: Ein jahrhundertaltes Medienbild neu zu prägen.

Annika Geuß

Wir sehen uns wieder in

Anno 19

„ausgefallen – ausgezeichnet“

16. & 17. Juni 2018
Sa & So: 10-18 Uhr Eintritt: 3 €



Kunsthändler in der Kaiserpfalz

Lassen Sie sich inspirieren: Hochwertiges Kunsthandwerk und handwerklich herausragende Kunst finden Sie auf unserem Kunsthandwerkermarkt „ausgefallen – ausgezeichnet“ in Forchheim - einem der schönsten und anspruchsvollsten Märkte dieser Art in Deutschland. Mitten im historischen Stadtkern erleben Sie Vielfalt und ausgefallenes Design in unserer lebendigen Werkstatt!

100 ausgesuchte Künstler, Kunsthandwerker und Designer laden Sie zum Bummeln und Schauen ein! Sie finden eigenwillige Objekte und außergewöhnliche Unikate für den individuellen Geschmack.

Infos: Pfalzmuseum Forchheim · Kapellenstr. 16 · 91301 Forchheim · Telefon: 09191/714-327
eMail: kaiserpfalz@forchheim.de · Internet: kunsthandwerkermarkt.forchheim.de

Afrika

Kulturtag Forchheim in der Kaiserpfalz

Pfalzmuseum Forchheim • Kapellenstraße 16 • 91301 Forchheim • kaiserpfalz.forchheim.de

6. bis 8.7.2018



Sei ein *Spiesser*
Digital Native.

Mitarbeiter/in im digitalen Bereich gesucht!

Profitiere von unseren „spießbürgerlichen“ Vorteilen und bewirb dich bei der Mediengruppe Oberfranken, einem überraschend modernen Traditionsbetrieb.



Sicherer
Arbeitsplatz



Groß-
tagespflege



Betriebliche
Altersvorsorge



Ausgeglichene
Work-Life-Balance

Ines Krämer, Onlinemanagerin Neukundenmarketing

Digital-Spiesser.de

Mehr Infos und alle offenen Stellen gibt es unter www.digital-spiesser.de.



MEDIENGRUPPE
OBERFRANKEN